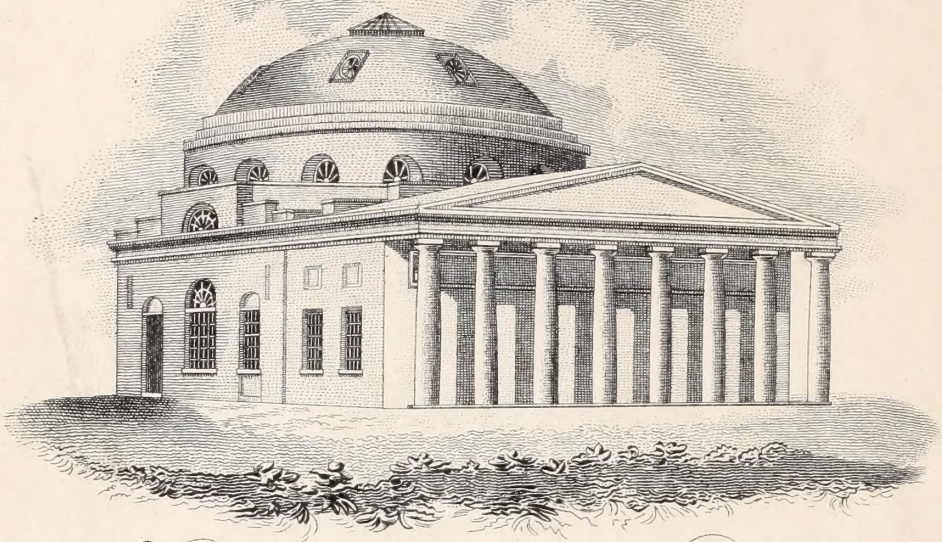
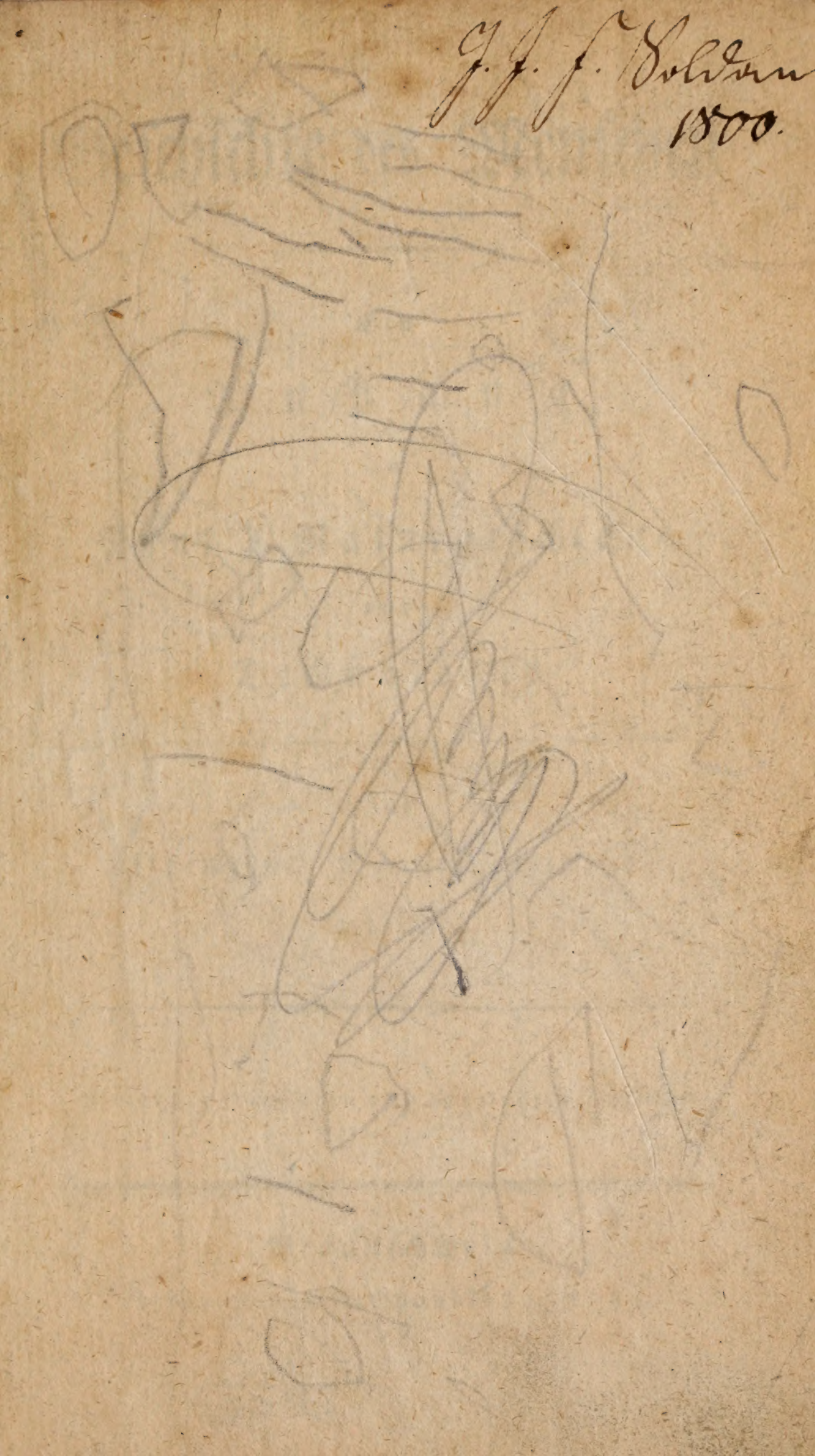
LIBRARY
OF THE
School of Medicine



University of Maryland

Presented By

Dr. Hemmeter



Geschichte des Menschen

Ein

Anhang

zu

Funk's Naturgeschichte

und

Technologie

Zur

allgemeinen Schul-encyklopädie

gehörig

AUG. 9.
UNIVERSITY OF MARYLAND
LIBRARY
Founded 1813
SCHOOL OF MEDICINE

Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage.

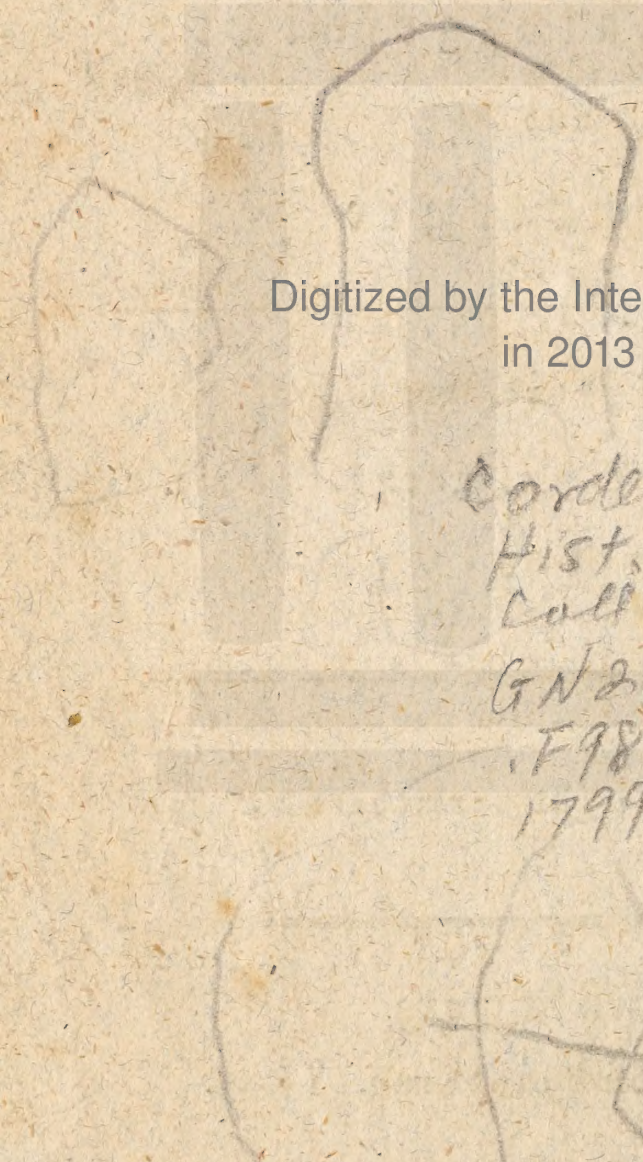
Braunschweig

in der Schul-buchhandlung. 1799.

1 M B
15508

Digitized by the Internet Archive
in 2013

Cordell
Hist.
Coll.
GN23
.F98
1799



http://archive.org/details/geschichtedesmen00funk

Vorrede.

Der Plan meiner Naturgeschichte und Technologie erlaubte mir nicht, die Geschichte des Menschen so ausführlich, als die Wichtigkeit des Gegenstandes erfordert, in jenem größern Werke abzuhandeln, und ich glaubte daher, dieselbe in einem Anhange nachliefern zu müssen. Zwar haben wir seit einiger Zeit sehr schätzbare anthropologische Schriften erhalten, welche mich wol von einer neuen Bearbeitung hätten abschrekken sollen. Auch schrieb mir Hr. Rath Campe, als ich einen Theil des Mscrpts. an die Schul-buchhandlung übersendet hatte, er bedaure, daß er mir nicht eher den Vorschlag gethan habe, statt dieser Anthropologie lieber die Fortsetzung des Lehrbuchs der Kenntniß des Menschen zu übernehmen, dessen Verfasser wegen anhaltender Kränklichkeit schwerlich mehr, als den zweiten Theil werde vollenden können und er wünsche, daß ich es noch thun möge. Allein, so ehrenvoll auch der Antrag für mich war, einem Stuve nachzuarbeiten, so konnte ich mich doch nicht entschliessen, meine angefangene Arbeit ganz liegen zu lassen,

weil sie sich in Ansehung des Zwecks von dem Stuvischen Lehrbuche unterschied und zur Vollständigkeit des größern Werks zu gehören schien.

Ueber verschiedne hier abgehandelte Materien sind die Meinungen so sehr getheilt, daß ich auf keine große Zahl beistimmender Urtheile rechnen darf. Ich hielt es aber für Pflicht, meiner eignen Ueberzeugung zu folgen, ohne dabei auf Gunst und Ungunst, auf Beifall und Widerspruch Rücksicht zu nehmen. Das Zeugniß gibt mir mein Gewissen, daß ich durchaus kein Aergerniß habe geben wollen und genommenes Aergerniß kann ja dem Schriftsteller nicht zur Last fallen, sonst müßten auch mehrere Verfasser der biblischen Bücher angeklagt werden. Für Kinder — junge und alte — ist dies Buch nicht geschrieben; Jünglingen von gesetztem Charakter kann man es aber ohne Schaden in die Hände geben; doch wird es noch zweckmäßiger seyn, wenn verständige Eltern es mit ihnen gemeinschaftlich lesen.

Dessau, den 5ten April
1793.

C. P. Funke.

Vorrede zur dritten Auflage.

Auch in dieser neuen Auflage sind mehrere Stellen, vornämlich in der Physiologie, berichtigt worden. Gerne hätte ich das Werkchen noch mit einigen Zusätzen bereichert aus Kants treflicher Anthropologie in pragmatischer Hinsicht und aus der gehaltvollen Schrift Pestalozzi's: Meine Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwicklung des Menschengeschlechts; wenn durch diese Erweiterung desselben nicht zugleich eine Erhöhung des Preises nothwendig geworden sein würde. Ueberdies sollte billig wol ein Jeder, dem Kenntniß der Natur des Menschen etwas werth ist, jene beiden Schriften selbst lesen und studiren.

Dessau, im August 1799.

Funke.

Anzeige des Inhalts.

Einleitung. Vorzüge des Menschen vor den Thieren.

1. In Ansehung des Körperbaues. S. 1 - 3.
2. In Ansehung der Geistesfähigkeit. S. 3 - 6.
3. In Ansehung der Sprache und des Fortschreitens zur Vollkommenheit. S. 6 - 10.

Erster Abschnitt.

Der einzelne Mensch an sich betrachtet.

Erstes Kap. Physische Geschichte des Menschen, von seiner Entstehung an bis zu seinem Tode. S. 11 u. folg.

Der Embryo. S. 13.
Der Fötus. S. 14 - 16.
Die Geburt der Frucht. S. 16 - 19.
Behandlung des neugebornen Kindes. S. 20 - 24.
Periode der Kindheit. S. 24 - 25.
Das Knaben- und Mädchenalter. S. 25.
Der Jüngling und die Jungfrau. S. 25. 27.
Das männliche Alter. S. 33 - 34.
Das höhere und das Greisenalter. S. 34. 35.
Das natürliche Lebensende. S. 35.

Zweit. Kap. Beschaffenheit des menschlichen Körpers S. 38.
Bestandtheile desselben. S. 39.

Die

Die Knochen. S. 40 - 45.
Die Muskeln. S. 46 - 47.
Die Nerven, das Gehirn und Rückenmark. S. 47.
Die Sinneswerkzeuge. S. 49 - 57.
Eingeweide der Brust. S. 57 - 60.
Uebersicht der Gefäße im menschlich. Körper. S. 60 - 61.
Eingeweide des Unterleibes. S. 60 - 67.
Lebensgeschäfte und natürliche Geschäfte des Körpers. S. 67 - 81.
Ueber die Reizbarkeit des Herzens. S. 81 - 84.
Vom Schlaf, Traum und Nachtwandeln. S. 84 - 87.
Gesundheit und Krankheit. S. 87. 90.
Regeln zur Erhaltung der Gesundheit. S. 88 - 114.
Eintheilung der Krankheiten. S. 115.
Bemerkungen über einzelne Krankheiten:
Ueber Hypochondrie. S. 115. Fieber. S. 116. Blattern. S. 117 - 120. Pest S. 120 - 123. Aussatz. S. 123. 125. Lustseuche. S. 125. 127. Gicht. S. 127 - 129. Staar. S. 130.

Dritt. Kap. Natur der geistigen Kräfte des Menschen. S. 131.
Meinungen über das Wesen der Seele. S. 132 - 140.
Uebersicht der Seelenwirkungen. S. 140 - 144.
Gefühl. S. 144 - 149. Empfindung. S. 149 - 152.
Vorstellung. S. 152. 153. Begriff. S. 153. 154.
Erkenntniß. S. 154. Anschauende Erkenntn. S. 156.
Symbolische Erkenntniß. S. 158.
Urtheile und Schlüsse. S. 159. 160. Erinnerungskraft. S. 161. Einbildungskraft. S. 163. Vorhersehungen künftiger Dinge. S. 166.
Bestimmung des Menschen. S. 168.
Unsterblichkeit der Seele. S. 175.

Zweiter Abschnitt.

Der Mensch im gesellschaftlichen Zustande.

Trieb zur Geselligkeit. S. 181.

Einfluß des Klima und der gesellschaftlichen Verbindung auf die Veredlung der Menschen-natur. S. 182.

Ursprung der Gesellschaften. S. 174.

Ungleichheit der Menschen. S. 188.

Entstehung der Obrigkeiten. S. 189.

— — Zauberer und Priester. S. 192.

Bildung ordentlicher Staaten. S. 198.

Physische, moralische und bürgerliche Freiheit. S. 199.

Unterdrückung der bürgerlichen Freiheit. S. 201.

Eroberungssucht der Regenten. S. 202.

Despotismus, Lehnssystem ꝛc. S. 206.

Verschiedne Regierungsformen. S. 206.

Frage über die beste Regierungsform. S. 207.

Staatsveränderungen. S. 209.

Einmischung der Priester in die Regierungen und Priesterregiment. S. 209.

Versuchte Abschaffung des Priesterordens durch die christliche Religion. S. 211.

Christliche Hierarchie. S. 212.

Rückblick auf die Frage von der besten Regierungsform. S. 212 - 216.

Beschaffenheit einer guten Staatsverfassung. S. 217.

Zusatz. Fragmente aus Herders Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit. S. 224 u. folg.

Beschluß. Von den Varietäten des Menschengeschlechts. S. 269.

Ich danke Gott und freue mich,
Wie's Kind zur Weihnachtsgabe,
Daß ich bin, bin! und daß ich dich,
Schön menschlich Antlitz, habe.

Der vornehmste Gegenstand der Naturgeschichte ist der Mensch. Sein Körperbau und noch mehr seine Geistesfähigkeit zeichnen ihn vor den übrigen Geschöpfen der Erde merklich aus. Zwar gestehen die Zergliederer, daß in der innern Einrichtung der Theile des Leibes eben kein Unterschied zwischen dem Menschen und dem vollkommnern Thiergeschlecht wahrzunehmen sey; aber doch hat ein feiner Beobachter die, nun auch von Andern bestätigte Bemerkung gemacht, daß ein verhältnißmäßig großes Gehirn und dünne Nerven dem Menschen ausschließlich zukommen. Auch soll bei den verschiednen Gattungen der Thiere überhaupt eine verhältnißmäßige Größe des Gehirns und Dicke der Nerven den verschiednen Graden ihrer Vorstellungskraft entsprechen. Sonst schrieb man dem Menschen, ohne Rücksicht auf die Nerven, nach Verhältniß das größte Gehirn zu, welches bekanntlich ungegründet ist.

Sichtbarer fällt der Vorzug des Menschen in Ansehung seiner äußern Bildung in die Augen. Man vergleiche nur die Gestalt der Pescherähs, die nach dem einstimmigen Bericht der Reisenden auf der niedrigsten Stufe der Menschheit stehen, mit der Gestalt des Orang-utang, des menschen-ähnlichsten Affen, und man wird ohne Anstand in dem Blicke jener Unglücklichen unsre leiblichen Brüder erkennen, da man den letztern kaum für einen Halbbruder unsers Geschlechts gelten lassen mag. Die aufrechte Stellung des Leibes und der Gebrauch der Hände ist keinem Geschöpf so natürlich und eigen, als dem Menschen. Der Orang-utang und einige andere Gattungen von Affen gehen zwar mehrentheils, aber nicht immer, aufgerichtet, und der Hinterfüße bedienen sie sich so geschickt, wie der Vorderfüße, statt der Hände, daher die Naturforscher das ganze Geschlecht der Affen unter eine besondre Abtheilung gebracht, und sie Säugethiere mit vier Händen genannt haben. Nirgend gibt es hingegen eine Menschenrace, die auch nur abwechselnd auf Vieren geht, vielweniger zeigt die Bildung der Füße (an welchen der Mensch z. B. einen längern grossen Zeh, und der Affe einen wirklichen Daumen hat), daß sie von der Natur zu eben dem Gebrauch, wie die Hände bestimmt sind *). Einige andre Eigenheiten des menschlichen Körpers berühren wir hier nur kurz, als: die fleischige Wade, die runden starken Lenden, die breiten Hüften, und besonders die schöne Form des Haupts und die edle Bil-

*) Die seltenen Fälle, da ein Mensch nach Verlust der Hände, durch lange Uebung, die Füße zum Schreiben und dergleichen Verrichtungen gebrauchen lernt, stoßen jenen allgemeinen Erfahrungssatz nicht um, so wenig als die Beispiele von verwilderten Menschen, die man in Wäldern auf Händen und Füßen laufend fand. Gewöhnung und Nachahmung bringen solche Ausnahmen hervor.

Bildung des Gesichts, wo der Mund nicht hervorstehend, wie die Schnauze der Affen, die Oberlippe mit einer feinen Rinne bezeichnet ist u. s. w. Noch ein paar körperliche Charaktere des Menschengeschlechts sollen in der Folge an ihrem Ort bemerkt werden.

Am meisten erhebt jedoch den Menschen seine **Geistesfähigkeit** über das Thier und sichert ihm den Vorrang unwidersprechlich zu. Die **Vernunft**, dieser Keim göttlicher Kraft und Hoheit in uns, fehlt den Thieren gänzlich. Wir verstehen aber hier unter Vernunft die **natürliche Anlage zum Verständigwerden.** Diese Anlage kann man keinem Menschen absprechen, wenn er nicht fehlerhaft organisirt ist; denn man hat die rohesten Wilden, selbst jene Verwilderten, die in der Gesellschaft der Thiere thierische Sprache und thierische Sitten angenommen hatten, durch Unterricht zu verständigen Menschen gemacht. Noch nie ist es aber dem unverdrossensten Fleiße gelungen, aus irgend einem Thier ein verständiges Wesen zu bilden; folglich sind auch in dieser Hinsicht die Thiere von den Menschen nicht den Graden nach (wie die Menschen selbst unter einander), sondern wesentlich verschieden. Man sieht freilich zuweilen Handlungen von Thieren verrichten, die in Erstaunen sezzen und es zweifelhaft zu machen scheinen, ob nicht auch Verstand daran Theil habe. Daß die Thiere aber kine deutliche und allgemeinen Begriffe, folglich auch kenien Verstand besitzen, und daß ihre Urtheile blos auf Empfindungen beruhen, wird im dritten Kapitel gezeigt werden. Denn die Thiere haben Gefühle, Empfindungen, Vorstellungen, dunkle und klare Begriffe mit den Menschen gemein, auch urtheilen und schließen sie nach ihren Vorstellungen und Begriffen und handeln in Folge derselben. Den Menschen unterscheidet aber von den Thieren

die Vernunft, d. i. die Fähigkeit, verständig zu werden. Verständig nennt man denjenigen, welcher deutliche und allgemeine Begriffe hat; diese erhalten wir aber nicht anders, als vermittelst der Abstraktion, und also können die Thiere auch nie verständig werden. Aus eben dem Grunde sind sie des Denkens unfähig; sie haben Vorstellungen ꝛc. aber keine Gedanken, eine anschauende, aber keine symbolische Erkenntniß.

Dieser letztere Umstand führt uns auf einen andern wichtigen Vorzug des Menschen vor den Thieren; ich meine die Wortsprache, welche eine Folge der sich entwickelnden Vernunft ist. Die Natursprache wird den Menschen, wie den Thieren angeboren. Sie besteht in einfachen Tönen, dem unwillkührlichen Ausdruck der Empfindungen, und ist die allgemeinste Sprache, wodurch Geschöpfe einander verständlich werden. Mit derselben hat die Gebehrden- und Mienensprache die nächste Verwandtschaft, doch ist diese bei dem Menschen wegen seiner vollkommnern Organisation weit bedeutender, und in ihrem Gebrauch findet auch schon etwas Willkührliches und mehr Veränderung statt, als bei der bloßen Natursprache. Bewegung des Körpers von bestimmter Bedeutung, oder Gebehrden, welche Traurigkeit, Freude, Furcht und dergl. ausdrücken, bemerkt man an vielen Thiergeschlechtern; wenige aber sind fähig, ihre Empfindungen durch Mienen, d. i. durch bedeutende Veränderungen des Gesichts, anzuzeigen. Die Affen haben auch hierin einen Vorzug, welchen ihnen nur der Mensch streitig macht. Dieser begnügt sich nicht damit, seine Empfindungen mit blos unwillkührlichen Gebehrden und Mienen zu bezeichnen, sondern er verändert jene nach Willkühr, und bildet sich daraus eine eigne Zeichensprache. Da sie indeß in Vergleichung mit der Wortsprache immer noch unvollkommen und mangelhaft ist,

so

so bedient er sich derselben entweder nur aus Noth, oder zum Vergnügen. Der erste Fall tritt bei Kindern ein, die noch gar nicht, oder unverständlich reden; ferner bei Stummen, welche es darin oft zu einer bewundernswürdigen Geschicklichkeit bringen; endlich auch da, wo der Gebrauch der Wortsprache nicht zureicht (wenn sie zu arm ist) oder nicht Statt findet, z. B. wenn Personen verschiedene einander ganz unbekannte Sprachen reden, und sich doch unterhalten wollen; wenn man in Gegenwart fremder Leute einem Freunde sich mittheilen will, u. s. w. Die Gebehrden- und Mienensprache dient zweitens auch zum Vergnügen, indem sie die Gegenstände lebendiger und anschaulicher darstellt, als die Wortsprache. So berichten uns Reisebeschreiber von einigen wilden Nationen in Amerika, daß sie Begebenheiten, vornehmlich ihre kriegerischen Thaten, gern im Tanz und Gebehrdenspiel nachahmen. Spuren von Belustigungen dieser Art findet man bei mehrern, nicht ganz rohen Völkern, und bei kultivirten sind sie zu einer besondern Kunst erhoben worden. Man weiß, wie sehr die alten Griechen und Römer die Pantomime, oder das Gebehrdenspiel schätzten, und zu welchem Grade der Vollkommenheit sie es darinn gebracht hatten. Wenn man den Erzählungen einiger alten Schriftsteller Glauben beimessen dürfte, so konnten ihre Pantomimen alles, was die Wortsprache auszudrücken vermag, deutlich vorstellen, wie auch die Benennung Pantomime anzuzeigen scheint. Nach ihrem Bericht soll einst ein asiatischer Prinz, welcher in Rom einer Pantomime zugesehen, sich vom Nero einen der Spieler zum Geschenk ausgebeten haben, um denselben statt eines Dollmetschers in Unterredungen mit Fremden gebrauchen zu können. Wäre dies würklich gegründet, wäre es möglich, durch Gebehrdensprache die Wortsprache völlig zu ersetzen; so müßte man allerdings bedauern, daß diese Kunst verloren gegangen ist, denn un-

sre Pantomimen erreichen dieses Ziel bei weitem nicht, und selbst der größte Meister dieser Kunst in neuern Zeiten, Noverre, gesteht, daß jetzt sehr viele Dinge durch das Gebehrdenspiel sich nicht verständlich bezeichnen lassen. Allein es ist auch durch kritische Untersuchungen genugsam erwiesen, daß die Lobeserhebungen der Alten von ihren Pantomimen gar sehr übertrieben sind, daß man damals eben so, wie jetzt, keine andre, als schon bekannte Begebenheiten durch die Pantomime deutlich vorstellen konnte, und daß die Gebehrdensprache überhaupt nur auf den Ausdruck der Empfindungen eingeschränkt ist *). Also wird die Wortsprache nie durch die Gebehrdensprache entbehrlich werden können, auch schon deshalb, weil vermittelst der letztern eine Unterhaltung im Dunkeln unmöglich ist. Aber neben der Wortsprache bleibt der Gebrauch der Gebehrdensprache natürlich und nothwendig, denn sie trägt ungemein viel zur Verständlichkeit der Rede und zur Verstärkung des Eindrucks derselben bei. Die Natur lehrt jeden Menschen, seine Worte mit Gebehrden und Mienen zu begleiten, und obgleich dies im Allgemeinen auf einerlei Weise geschieht; so hat doch einer vor dem andern, besonders der kultivirte vor dem unkultivirten, in Ansehung der Vollkommenheit dieser Bezeichnungen, oft große Vorzüge. Diese vollkommnere Art, durch körperliche Bewegungen die Worte zu begleiten, hat man in Regeln gefaßt, und damit den Grund zu einer eignen Kunst, der Mimik, gelegt.

Die Natursprache und Gebehrdensprache haben die Thiere, wenigstens zum Theil in gewissem Grade, mit den Menschen gemein; die Wortsprache aber gar nicht; diese ist blos das Eigenthum der Menschen. Denn daß einige Thiergattungen, vornehmlich von den Vögeln, Wörter nothdürf-

*) Ideen zu einer Mimik von Engel. Br. 29, ꝛc.

tig nachsprechen lernen, kann kein Einwurf dagegen seyn, da sie dieselben nur mechanisch hersagen, ohne Begriffe damit zu verbinden. Den Menschen setzt die Vernunft und die vollkommnere Bildung der Sprachwerkzeuge in den Stand, Wörter zu erfinden und vernehmlich auszusprechen, und das Bedürfniß nöthigte ihn wahrscheinlich sehr bald, diese Erfindung zu machen. Denn weder die Natursprache, noch die Gebehrdensprache ist für den Menschen bei einiger Entwickelung der Vernunft hinreichend, daher findet man auf der ganzen Erde kein Volk, sey es übrigens auch noch so roh, ohne Gebrauch der Wortzeichen. Nur einsame, in der Wildniß unter Thieren aufgewachsene Menschen, hatten dieselben nicht, sondern schrieen, wie die Thiere, mit denen sie zusammen gelebt hatten — ein Beweis, daß der Mensch nicht anders, als in Gesellschaft von seines Gleichen, seine Bestimmung erreichen kann. Hier aber, im geselligen Zustande, führte ihn das Bedürfniß der Mittheilung, wiewol nur nach und nach, auf die Erfindung der Wörter. Seine Fähigkeit, Merkmale an den Gegenständen abzusondern und sie zu Zeichen derselben zu machen, die ungemeine Biegsamkeit der Stimme und die Beweglichkeit der Sprach-organe begünstigten die ersten Versuche mit einem glücklichen Erfolg. Diese Versuche bestanden vermuthlich in der Nachahmung der Töne und Laute in der Natur, wie z. B. das Sausen des Windes, das Geschrei der Thiere ꝛc.; überhaupt bezeichnete er alles Hörbare (z. B. den Schall eines fallenden Körpers) mit einem nachgeahmten Ton, so wie das Sichtbare mit Gebehrden *). Kaum bemerkte er, daß diese Töne

*) Wir sehen, daß die Bildung der Sprache noch jetzt bei Kindern diesen Gang nimmt. Sie machen eher und lieber die Stimmen der Thiere nach, als sie die Namen derselben aussprechen. Auch ist dies wiederum ein eigner Vorzug des Menschen, daß seine Stimme keinen bestimmten

die Vorstellung von den Gegenständen selbst in ihm und andern erregten, und also zur Bezeichnung derselben dienten, als er anfieng, auch an andern Dingen, die nichts Hörbares an sich hatten, Merkmale aufzusuchen, um sie durch irgend einen besondern Laut bezeichnen zu können. So entstand allmählig ein kleiner Vorrath von Sprachzeichen, die aber freilich anfangs sich wenig von den bloßen Naturtönen unterscheiden mogten. Diese bestehen nämlich meistens aus Selbstlautern (Vokalen), und sind nie mit bestimmten Mitlautern (Konsonanten) untermischt, wenn auch manchmal am Anfange, oder am Ende eines solchen Tons etwas einem Mitlauter Aehnliches gehört wird. Eben darum hat die Natursprache nur Töne und Laute, aber keine Wörter, zu deren Bildung indeß der Mensch theils dadurch veranlaßt werden konnte, daß selbst zur Nachahmung einiger Naturlaute (z. B. das Rollen des Donners auszudrücken) Konsonanten nöthig sind, theils auch, weil sich mehrere Vokale hinter einander nicht ohne Beschwerde aussprechen lassen. Man machte also den Uebergang von einem Vokal zum andern, indem man Konsonanten dazwischen einschob, d. i. man unterbrach den forttönenden Schall des Vokals durch eine veränderte Bewegung der Sprachwerkzeuge. Nun hatte man Wörter oder Töne, die durch abwechselnde Vokale und Konsonanten gleichsam in Glieder abgetheilt (artikulirt) waren, daher auch die Wörter artikulirte Töne genannt werden, zum Unterschied von den oben genannten Naturtönen.

Mit

ten Ton hat, wie die Stimme der Thiere, und daß er mit derselben fast alle Töne in der Natur nachbilden kann. Bis zur Täuschung natürlich hört man zuweilen den nachgeahmten Gesang der Nachtigallen ꝛc., welches immer bewunderngswürdig bleibt, wenn gleich mehrentheils nur gemeine Bettler und Landstreicher sich diese Geschicklichkeit erwerben.

Mit dieser Erfindung gewann der Mensch vornehmlich den Vortheil, daß er sich selbst willkührlich Töne zur Bezeichnung der Gegenstände und seiner Begriffe schaffen konnte, da er vorher bloß Naturlaute nachahmen mußte, welche nichts als hörbare, wenigstens nichts, als sinnliche Dinge und Vorstellungen ausdrücken. Die Natursprache läßt nur wenige Veränderungen zu und ihre Töne haben eine so bestimmte Bedeutung, daß man einen Ton nicht wohl zur Bezeichnung mehrerer Gegenstände gebrauchen kann. Hingegen findet bei der Bildung der Wörter eine unendliche Mannigfaltigkeit Statt, und man kann daher für jeden Gegenstand, für jede Empfindung, für jeden Begriff ein eignes Zeichen haben, wodurch die Masse der Erkenntniß vermehrt und die Deutlichkeit derselben befördert wird.

Die sich entwickelnde Vernunft leitete den Menschen auf die Erfindung der Sprache und diese trug gegenseitig wieder zur Ausbildung der Vernunft bei; vereinigt wirken aber beide auf die stufenweise Vervollkommnung des ganzen Menschengeschlechts. Und auch dies ist noch ein bemerkenswerther Vorzug der Menschen vor den Thieren, denn sie kommen von Jahrhundert zu Jahrhundert auf dem Wege ihrer Veredlung immer weiter, da eine Generation der andern nicht nur mündlich, sondern auch durch die Schriftsprache ihre erworbenen Kenntnisse und Erfahrungen mittheilen kann. Zwar sind einige Nationen kaum erst über den Stand der rohen Natur hinaus; aber sie haben doch auch die Hülfsmittel zum Fortrücken, Vernunft und Sprache, und werden also, obgleich als Spätlinge, den übrigen nachkommen. Allein kein Thiergeschlecht ist einer solchen fortschreitenden Vollkommenheit fähig, nur einzelne Thiere können durch Unterricht und Uebung ein wenig über ihres Gleichen erhoben werden. Es sagt daher ein

berühmter Schriftsteller eben so witzig als wahr: Wir dürfen die Affen nicht eher für unsere Brüder erkennen, als bis sie uns in ihren Naturalien-kabinettern werden aufgestellt haben, wie wir es mit ihnen schon längst thun.

Diese mannigfaltigen und grossen Vorzüge des Menschen rechtfertigen eine ausführlichere Behandlung seiner Geschichte, zumal da uns nichts so nahe angeht, als wir uns selbst und der größte Theil unsrer Wohlfahrt von der Kenntniß unsrer Natur und unsrer Verhältnisse abhängt. Demnach zerfällt die Geschichte des Menschen in zwei Abschnitte, wovon der erste den einzelnen Menschen an sich betrachtet und der zweite ihn in seinem gesellschaftlichen Zustande darstellt. Zum Beschluß folgen sodann noch einige vermischte Bemerkungen über das Menschengeschlecht, vornehmlich über die verschiednen Racen desselben.

Erster Abschnitt.

Der einzelne Mensch an sich betrachtet.

Dieser Abschnitt kann füglich wieder in drei Kapitel abgetheilt werden. In dem ersten erzählen wir die physische Geschichte des Menschen, von seiner Entstehung an bis zu seinem Tode; in dem zweiten untersuchen wir die Beschaffenheit seines Körpers und in dem dritten die Natur seiner geistigen Kräfte.

Erstes Kapitel.

Natürlicher Lebenslauf, oder physische Geschichte des Menschen von seiner Entstehung an bis zu seinem Tode.

Es gab eine Zeit, wo man Bedenken trug, über die Entstehung und Geburt des Menschen, ich will nicht sagen vor der erwachsenern Jugend, sondern überhaupt auch nur

vor einem gemischten Publikum ohne Rückhalt zu reden, indem man solche Kenntnisse blos den Aerzten und Naturforschern überlassen zu müssen glaubte. Zu eben der Zeit erlaubte man sich aber, Werke der Dichtkunst, worin die gröbsten Wollüste mit allen verführerischen Reizen geschildert, das jugendliche Herz vergifteten, zur Bildung des Geschmacks zu lesen und zu empfehlen. Diesen Widerspruch haben endlich einsichtsvolle Männer unsers Zeitalters gerügt und überzeugend dargethan, daß, wenn irgend etwas die gefährlichen Wirkungen der Einbildungskraft in dieser Hinsicht zu hemmen vermag, es ein mit Ernst und Würde ertheilter Unterricht über diesen wichtigen Gegenstand ist. In der That müßte man auch wenig Kenntniß von der menschlichen Seele haben, wenn man nicht einsehen wollte, daß dunkle Vorstellungen die eigentliche Nahrung sinnlicher Begierden, ihr Tod aber deutliche Begriffe sind. Unser ehrwürdiges Buch, die Bibel, welche die reinste Sittenlehre enthält, berührt auch diesen Punkt ohne alle Aengstlichkeit und fordert uns dabei zur Bewunderung und zum Dank gegen den weisen Schöpfer auf: Ich danke dir darüber, daß ich wunderbarlich gemacht bin; wunderbarlich sind deine Werke, und das erkennet meine Seele wohl. Es war dir mein Gebein nicht verholen, da ich im Verborgenen gemacht ward, da ich gebildet ward unten in der Erde. Psalm 139. V. 14, 15. Vergl. Hiob 10, V. 10 und Buch der Weisheit 7, V. 2.

Sammle also, o Leser, dein Gemüth zu einer ernsten Betrachtung und vernimm das geheimnißvolle Wunder deiner Bildung im mütterlichen Schooß.

Es ist hier nicht sowohl der Zweck, die Art der Erzeugung des Menschen, welche ohnehin noch in ein undurch-

durchdringliches Dunkel gehüllet ist *), zu beschreiben, als vielmehr nur seine Geschichte von dem Zeitpunkt des Entstehens an, so viel man davon hat beobachten können, zu erzählen.

Der Ort, wo der Mensch gebildet wird, ist ein hohler muskulöser Körper von der Gestalt einer länglichen, etwas platt gedrückten Birn, ungefähr zwei Zoll lang und einen Zoll dick, welcher in dem Unterleibe des weiblichen Körpers liegt und die Gebährmutter heißt. Wenn nun durch Vereinigung des Mannes und Weibes eine Befruchtung zu Stande gekommen ist, so findet man in den ersten Tagen darnach in der Höhlung der Gebährmutter — worin etwa eine mittelmäßige Bohne Raum haben würde — eine eirunde durchsichtige Blase, so groß, als ein Waizenkorn. Diese Blase ist mit einer dem Eiweiß ähnlichen Flüssigkeit angefüllt, und in der Mitte dieser Flüssigkeit schwimmt der eigentliche Keim des Menschen, ein rundes Körperchen von einer dicklichen gallert-artigen Feuchtigkeit, an Größe einem Hirsekorn gleich. Jetzt kann man noch nicht das geringste Merkmal einer menschlichen Gestalt daran erkennen und so lange diese Gestaltlosigkeit dauert, nennt man es einen Embryo.

Funfzehn bis sechszehn Tage nach der Empfängniß fängt erst die Ausbildung von Embryo an, sichtbar zu werden. Das runde Klümpchen wird länglich, der Kopf scheidet sich vom Rumpf, ist aber im Verhältniß gegen die-

*) Eine neue Hypothese wird in folgenden beiden Schriften vorgetragen: Betrachtungen über die Schwängerung und über die verschiednen Systeme der Erzeugung. Aus dem Engl. übersetzt und mit Anmerkungen Begleitet von D. Chr. Fr. Michaelis, Arzt am Johannishospital in Leipzig. Zittau und Leipzig bei Schöps, 1791.

Einzig mögliche Zeugungstheorie, oder die Erzeugung des Menschen. Ein Lesebuch für Eheleute ꝛc. Berlin in der Frankeschen Buchhandlung, 1792.

diesen unförmlich groß, und mitten in dem Rumpfe sieht man ein hüpfendes Pünktchen, das Herz, welches die kleine Maschine in Bewegung setzt. Von der Zeit an, da diese Entwickelung dem bloßen Auge bemerkbar geworden ist, heißt es Fötus, oder menschliche Frucht. Der Fötus befestigt sich allmählich an der innern Fläche der Gebärmutter vermittelst feiner Fäserchen, welche aus ihm herausgehen, sich nach und nach verlängern, und indem sie durch einander geflochten und gleichsam zusammengefilzt werden, eine schwammige runde Masse bilden, der man den Namen Mutterkuchen gegeben hat. Die Fäserchen, woraus der Mutterkuchen auf diese Weise gewebet wird, sind nichts anders, als feine Adern, die, aufs genaueste mit der Gebärmutter verbunden, das Blut aus dem mütterlichen Leibe aufnehmen, und es dem Fötus zuführen. Es ziehen sich nämlich alle diese Aederchen des Mutterkuchens in einen gemeinschaftlichen Kanal zusammen, welcher mitten in den Fötus hineingeht und die Nabelschnur heißt. Der Mutterkuchen aber hängt sich fest an die Gebärmutter, auf deren inwendigen Fläche ebenfalls feine Mündungen von Adern hervorragen, an welche der Mutterkuchen sich ansaugt. Auch zerspaltet sich das anfangs einfache Häutchen, worin der Fötus eingeschlossen liegt, in drei verschiedne Häute. Die äußerste (Chorion) ist gelblich, weich und wie ein zartes flockiges Netz gebildet, sie umgiebt das ganze Menschen-ei mit dem Mutterkuchen, und läßt die Aederchen aus der Gebärmutter durch seine Oefnungen hindurch. Die zweite (Amnion) ist weiß, undurchsichtig und hart, so daß man sie gleichsam die Schale des Menscheneies nennen kann; doch ist sie an der Seite, wo der Fötus Verbindung mit dem Mutterkuchen hat, zarter und lockrer. Die dritte Haut umgiebt die Feuchtigkeit, worin der Fötus schwimmt, unmittelbar, und heißt das Schaafhäutchen, so wie jene Feuchtigkeit selbst das Schaafwasser genannt wird.

So

So ist also der Fötus mit der Nabelschnur, wie mit einem Stiel an dem Mutterkuchen befestigt, und zieht seine Nahrung aus demselben, wie ein Gewächs aus seinem Boden. Seine Entwickelung geschieht mit außerordentlicher Schnelligkeit. Schon am sechszehnten Tage nach seiner Entstehung, oder nicht viel später, erblickt man die Nase, wie ein Fäserchen, den Mund, wie einen Strich, die Augen, wie schwarze Punkte, und die Ohren, wie kleine Löcher. Gegen das Ende des ersten Monats sind Arme und Beine, Hände, Füße und Zehen deutlich zu erkennen, obgleich die ganze Frucht kaum die Größe einer gemeinen Honigbiene hat. Im zweiten Monat zeigt sich der Anfang zu den Knochen, und zusammengewickelte Fasern bezeichnen die Eingeweide. Nun ist der Fötus schon über zwei Zoll groß, und im dritten Monat, wo die Nägel an Händen und Füßen sich bilden, fünf Zoll. Im fünften Monat fängt er an, sich zu bewegen, und eine besondre Lage anzunehmen, indem er den Kopf gegen die Brust hinunter biegt, die Knie nach dem Kopf in die Höhe zieht, die Füße zurücklegt, und mit den Händen gemeiniglich das Gesicht deckt. *) Diese veränderte Lage macht es möglich, daß er bei seinem fernern Wachsthum in dem engen Raum Behältniß hat, welches sich aber dennoch natürlicherweise erstaunlich ausdehnen muß. Denn wenn nach neun Monaten die Frucht zur Geburt reif ist, so hat sie eine Länge von vierzehn bis zwanzig Zoll und ein Gewicht von sieben bis neun Pfund; und die Gebärmutter, deren längliche Form sich jetzt der runden nähert, ist an drei Viertel Elle hoch und eine halbe Elle dick. Dabei sind ihre Wände durch die Ausdehnung nicht dünner, sondern durch den Zufluß des Bluts dicker geworden, als vorher. Nach der Geburt

*) Die Wirklichkeit dieser sogenannten culbûte wird jetzt von Einigen geläugnet, ob mit Recht, das mögen Erfahrnere, als ich, entscheiden.

burt zieht sie sich in die oben beschriebene ursprüngliche Gestalt fast ganz wieder zusammen. Welche Elasticität!

Die Geburt der Frucht erfolgt nach den Gesetzen der Natur, wenn sie vollkommen ausgebildet ist, und sie durch ihre Größe der Gebärmutter allzulästig wird *). Theils der Gegendruck der Eingeweide auf die angeschwellte Gebärmutter, theils und vorzüglich die eigne elastische Kraft der Gebärmutter selbst nöthigt den kleinen Bewohner, seinen bisherigen Aufenthalt zu verlassen, wozu ihm aber ein sehr beschwerlicher und enger Weg gelassen ist. Er muß nämlich durch den Hals (so nennt man den schmalern Theil der Gebärmutter, wegen der Aehnlichkeit ihrer Gestalt mit einer Flasche), dessen Oefnung (der Muttermund) vor der Empfängniß kaum so groß war, daß man eine dünne Federspule hineinbringen konnte. Gleich nach der Empfängniß verschloß sich der Muttermund ganz; allein während der Schwangerschaft wird die Gebärmutter durch Anhäufung des Bluts und andrer Feuchtigkeiten ungemein schwammig und locker, und dieser Umstand macht die erstaunliche Erweiterung jener engen Oefnung begreiflich.

Nicht

*) Es geschieht nicht selten durch Zufall, oder durch eigne Schuld der Mutter, daß das Kind vor der bestimmten Zeit geboren wird. Trägt sich dies vor der Hälfte der Schwangerschaft zu, so heißt es Abortus, und das Kind ist zum Leben unfähig, wenn es nicht schon todt zur Welt kommt. Ein zwischen der Hälfte und dem siebenten Monat gebornes Kind wird eine unzeitige Geburt genannt, welche auch selten leben bleibt. Eine frühzeitige Geburt nennt man ein Kind, wenn es vor der neun und dreißigsten Woche geboren wird. Ein solches Kind kann desto eher am Leben bleiben, je näher es diesem Zeitpunkt gekommen ist.

Nicht lange vor der Geburt senkt sich der Kopf, der vorher gegen die Lendenwirbel gekehrt war, in den Hals der Gebärmutter hinab. Durch den Druck desselben gegen den Muttermund wird dieser gereizt, sich zu öfnen, zugleich theilet sich der Reiz der ganzen Gebärmutter mit, welche alsdann anfängt, sich ruckweise zusammenzuziehen und die Frucht unter den heftigsten Schmerzen der Gebärenden herauszupressen. Man nennt dies Zusammenziehen der Gebärmutter die Wehen. Bei der Erweiterung des Muttermundes zerreissen die Häute, worinn die Frucht eingehüllt lag, und das Schafwasser, welches derselben bisher statt eines weichen Bettes diente, fließt heraus und macht die Bahn feucht und schlüpfrig. Mit den ersten Wehen tritt sodann der Kopf des Kindes aus dem Muttermunde hervor, worauf zur Erholung der Gebärenden ein Ruhepunkt erfolgt; die zweiten Wehen drängen die Schultern heraus, und nach einer ähnlichen Frist von Ruhe wird das Kind durch die dritten Wehen endlich ganz hervorgetrieben. Der Weg durch die Mutterscheide und die Oefnung derselben hat viel weniger Schwierigkeit, weil diese an sich schon ungleich weiter ist, als die Oefnung der Gebärmutter, oder der Muttermund, und weil sie sich auch leichter ausdehnen läßt.

Nachdem das Kind geboren ist, verstattet die wohlthätige Natur der erschöpften Mutter wiederum einige Ruhe, damit sie Kräfte zu einer neuen doch weniger beschwerlichen Arbeit sammeln kann. Es sind nämlich noch die schon erwähnten Häute und der Mutterkuchen in der Gebärmutter zurück, und diese müssen ebenfalls herausgebracht werden, weil sie sonst tödtliche Zufälle veranlassen würden. Zu diesem Zweck treten nach kurzer Zeit neue Wehen ein, welche die Nachgeburt, d. i. jene Häute mit dem Mutterkuchen heraustreiben.

Diese Beschreibung der Geburt eines Kindes paßt freilich nur auf den Fall, wenn die Mutter vollkommen gesund und in ihrer Lebensart der Natur treu geblieben ist, welches unter uns in den höhern Ständen fast gar nicht, in den niedern aber öftrer zutrift, als man vielleicht glaubt. Am gewöhnlichsten siehet man solche leichte und natürliche Geburten bei den Wilden, die weder Aerzte noch Hebammen, noch Geburtsstühle und Wochenbetten haben, und doch gebären diese Weiber ohne alle Gefahr, ja ohne sonderliche Schmerzen. Sie selbst gestanden es europäischen Reisenden, daß bei ihnen nur die erste Geburt schmerzhaft sei, die nachfolgenden aber so wenig, daß sie es für unbedeutend hielten. Auch läßt sich dies schon aus ihrem Betragen dabei schließen. Die Geburtsstunde übereilt oft ein Weib mitten auf dem Felde, allein und von aller Hülfe verlassen; sie setzt sich nieder, bringt ihr Kind zur Welt, schlummert mit demselben an der Brust ein wenig ein, und steht dann auf und geht weiter. Und das alles dauert nicht über eine Stunde. Man beurtheile hiernach, wie weit wir uns von dem Wege der Natur entfernt haben!

Schmerz ist von der Geburt unzertrennlich. Diesem allgemeinen, und unabbittlichen Loos ist das Thier sowohl als der Mensch unterworfen. Warum dies der Schöpfer so gewollt hat, und ob es nicht möglich gewesen wäre, eine andre Einrichtung zu treffen, scheint mehr eine vorwitzige, als fruchtbare Frage zu seyn *). Genug, es ist nun einmal so, und wir

*) Ein gewisser Schriftsteller meint, das schmerzhafte Pressen bei der Geburt der Säugethiere sei darum nothwendig, damit die Lungen, welche im mütterlichen Leibe ganz zusammengeschrumpft und unthätig liegen, während des Durchganges durch die Mutterscheide ausgedehnt und des Ein- und Ausathmens fähig gemacht werden.

wir haben wahrlich weniger Ursach, die Natur, als uns selbst anzuklagen, da wir nicht nur die bei jener Einrichtung nothwendigen Schmerzen vermehren, sondern auch Gefahr hineintragen, welche die Natur nicht damit verbunden hat. Man weiß kein Beispiel von Thieren, wenn sie in Freiheit leben, und von Menschen, so lange sie der Natur treu geblieben, wie jene Wilden, die über der Geburt gestorben sind. Allein gezähmte, vornehmlich lasttragende Thiere leiden schon mehr dabei, und unter kultivirten Nationen büßt keine geringe Anzahl von Gebärenden ihr Leben ein. Das ist nicht Anstalt der Natur, sondern eine Folge der Verzärtlung, der Ausschweifungen einer unschicklichen Kleidertracht ꝛc. Zwar führt die Kultur gewisse Uebel unvermeidlich herbei, und wir würden zu dem rohen Naturstande zurückkehren müssen, wenn wir ihnen ganz ausweichen wollten; aber eben die Kultur gibt uns auch Mittel an die Hand, die schädlichen Wirkungen jener Uebel zu hemmen. Der Kultur verdanken wir die Kenntniße, wodurch geschickte Hebammen und Geburtshelfer gebildet werden, und die Kunst erfindet, von Zeit zu Zeit beßre Hülfsmittel zur Erleichterung der Leiden dieser Art. Sie kommt aber ihrem Ziel um desto näher, je weniger sie sich von der Natur entfernt, daher man auch in England den Geburtsstuhl, dieses Schreckbild der Gebärenden, wieder abgeschafft hat.

Doch wir gehen wieder zur Geschichte des jungen Weltbürgers zurück.

Gewöhnlich ist das neugeborne Kind noch an dem in der Gebärmutter sitzenden Mutterkuchen mit der Nabelschnur, welche beinahe eine Länge von zwei Ellen hat, befestigt. Diese wird nun ungefähr einer Spanne weit vom Nabel abgeschnitten, und der Theil, der an dem Kinde bleibt, unterbunden, damit es sich nicht verblute. Auch pflegt man

wol den Kopf, da er bei der Geburt etwas unförmlich geworden ist, rund zu drücken, welches aber mit großer Behutsamkeit geschehen muß, weil die Knochen wegen ihrer Zartheit leicht zerbrechen. Ueberhaupt kann eine ungeschickte Hand durch diese Operation den Grund zu einer lebenslänglichen Blödigkeit des Verstandes legen, und es ist daher in den meisten Fällen besser, es der Natur zu überlassen, denn der Kopf nimmt nach und nach von selbst wieder seine natürliche Form an. Einige Völker geben den Köpfen ihrer Kinder eine eigne, gleichsam Nationalform, die sie für schön halten, und die in der Folge öfters erblich wird, wie die Spitzköpfe der Sinesen.

Seinen Eintrit in die Welt kündigt das Kind mit Schreien an. Man kann denken, daß es während der Geburt ebenfalls viel gelitten haben wird, und daß es nun damit sein schmerzhaftes Gefühl auszudrücken sucht. Aber auch der plötzliche Uebergang aus einem Element in das andere muß ihm unangenehme Empfindungen verursachen. Vorher lag es im Wasser, in der gemäßigten Wärme des mütterlichen Leibes; jetzt wirkt die atmosphärische Luft auf dasselbe; vorher waren Augen und Ohren mit Häutchen verschlossen, und aus Mangel an Luft athmete es noch nicht; jetzt stehen alle Sinnen-werkzeuge den äußern Eindrücken offen — wiewol es sich derselben anfangs nicht bewußt ist — und es fängt nun an, die Luft einzuziehen und zu athmen. Mit dem Umlauf des Bluts geht auch eine Veränderung vor. Er geschah nämlich in der Mutter und in der Frucht vermittelst der Nabelschnur gemeinschaftlich, und das Blut ging nicht durch die Lungen, welche sehr klein und luftleer waren, sondern durch eine Oefnung zwischen den beiden Herzkammern. In dem neugebohrnen Kinde dehnen sich die Lungen durch das Einathmen der Luft aus, das Blut nimmt seinen Lauf durch die-

dieselben, und jene Oefnung zwischen den Herkammern verwächst nach und nach bei den meisten. *)

Kein Geschöpf wird so hülflos geboren, und bedarf des Beistandes andrer zu seiner Erhaltung so lange, als der Mensch. Das Kind hat in der ersten Zeit den Gebrauch seiner Sinne nur zum Theil und unvollkommen. Es hört nicht und riecht nicht. Seine Augen wendet es zwar nach dem Lichte, weil dasselbe einen Reiz darin verursacht; aber es unterschiedet die Gegenstände noch nicht und kann also auch nicht sehen. Durch den Geschmack und das Gefühl scheint es die meisten Eindrücke zu erhalten. Die Glieder kann es so wenig gebrauchen, um sich selbst zu helfen, daß es vielmehr von Erwachsenen mit vieler Vorsicht gehandhabt werden muß, um keines derselben zu verletzen und den zarten Körper zu beschädigen. Außerdem, daß die noch weichen Knochen sich leicht verbiegen, sind viele Theile derselben nicht einmal, wie es seyn soll, zusammengewachsen, daher man im Kinde 380, und bei einem erwachsenen Menschen 260 Knochen zählt, wenn man jene einzelne Theile für besondere Knochen annimt. Die auf diese Schwäche sich gründende Gefahr der Beschädigung hat das Wickeln der Kinder bei uns eingeführt, wodurch man sie so steif, wie Puppen macht, um sie bequemer anfassen, halten und tragen zu können. Diese Gewohnheit hat aber mancherlei Nachtheil, denn der freie Umlauf des Bluts wird gehemmt, die Ausdehnung und das Wachsthum des Körpers aufgehalten und dem Kinde Unbehaglichkeit und Schmerz verursacht. Es ist deshalb auch nie muntrer, als wenn ihm seine Fesseln abgenommen

 sind

*) Büffon und einige Andre haben geglaubt, daß, wenn man Kinder (junge Säugethiere überhaupt) gleich nach der Geburt öfters und anhaltend unter Wasser tauche, das Zuwachsen dieser Oefnung verhindert werde, und man sie dadurch zu geschickten Tauchern und Schwimmern machen könne. Allein man hat Menschen ertrinken sehen, bei welchen

sind und es sich frei bewegen kann. Die meisten Völker in den übrigen Theilen der Erde lassen ihre Kinder nackend auf Baumwolle, Pelzwerk oder dergleichen liegen, ohne Schaden davon zu befürchten. Eben so waschen viele, sogar in nördlichen Gegenden, die Kinder gleich nach der Geburt in eiskaltem Wasser ab, statt daß man sich bei uns eines lauwarmen Bades dazu bedient.

Das gänzliche Unvermögen des Kindes, ohne fremde Beihülfe sich selbst zu erhalten, findet an der zärtlichen Liebe der Eltern, und vornehmlich der Mutter, eine kräftige Stütze. Auch das Geschrei, womit es seine Bedürfnisse anzeigt, wirkt sympatetisch auf das menschliche Herz. Indeß bringt es doch eine natürliche Geschicklichkeit mit auf die Welt, den Brust zu saugen *). Diese Nahrung ist ihm in den ersten Monaten des Lebens die angenehmste und zuträglichste, und nur im Nothfall darf thierische Milch die Stelle der Muttermilch ersetzen. Anfangs ist die Milch etwas scharf, weil sie statt eines Purgiermittels dienen und den im Mutterleibe gesammelten Unrath (Kindspech) abführen soll. Da es aber doch hiervon oftmals ein heftiges Schneiden empfindet, so gibt man ihm zuerst Thee, oder ein andres verdünnendes Getränk, und legt es erst nach zehn bis zwölf

chen sich nach der Eröfnung zeigte, daß das erwähnte eiförmige Loch nicht verwachsen war.

*) Ein Beweis der gütigen Fürsorge des weisen Urhebers der Natur ist es, daß gerade um die Zeit der Geburt Milch in die Brust der Mutter tritt, daß diese Beschwerden fühlt, wenn sie ihr Kind nicht saugen lassen will, und daß das Kind ohne alle Anweisung aus dem ihm bestimmten Quell seine Nahrung zu nehmen weiß. In dem Munde der Säuglinge (den du so eingerichtet hast, daß er von selbst saugen kann) hast du dir ein Lob gegründet! Psalm 8, V. 3.

zwölf Stunden an die Brust **). Nach etlichen Monaten begnügt sich das Kind mit der Mutternmilch allein nicht mehr, wofern sie nicht sehr nährend und im Ueberfluß vorhanden ist, weshalb man mit etwas festerer Nahrung, z. B. in Milch aufgeweichter Semmel ꝛc. abzuwechseln pflegt. Sogenannte Nutschbeutel und gekäuete Speisen sind theils ekelhaft, theils der Gesundheit der Kinder nachtheilig; letztere besonders, wenn die Person, welche vorkäuet, einen unreinen Speichel und verdorbene Zähne hat. Die Zeit, wo es ganz von der Brust entwöhnt werden kann, wird von der Natur mit dem Ausbruch der Zähne angezeigt. Allein verschiedne Nationen, z. B. die Kanadier, gehen weit über diesen Punkt hinaus, und lassen ihre Kinder bis ins dritte und vierte Jahr saugen.

Neugeborne Kinder schlafen fast beständig, wenn nicht Hunger oder Schmerz sie in der Ruhe stöhrt. Das allzufeste Wickeln, langes Liegen auf einer Stelle und Nässe und Verunreinigung des Lagers sind außer dem Hunger die gewöhnlichen Ursachen ihrer Unruhe und ihres Geschreies. Faule Wärterinnen suchen sie durch starkes Wiegen zu besänftigen, welches ihnen zwar zuweilen gelingt, aber den Kindern schädlich ist. Sonst hält man sanftes Wiegen für eine heilsame Bewegung des Leibes, nur daß die Kinder sich so leicht daran gewöhnen, daß sie auch während des Schlafens und die ganze Nacht hindurch gewiegt seyn wollen.

**) Gleich nach der Geburt des Kindes ist die Milch der Mutter am dünnesten, und also auch am leichtesten zu verdauen. Sie wird aber mit der Zeit immer dicker (wie bei allen Säugethieren) und zwar deshalb nahrhafter, aber auch schwer verdaulich. Dies ist unter andern eine Ursach, daß viel mehr Kinder sterben, wenn sie von Ammen, (die gewöhnlich keine neue Milch haben), als wenn sie von ihren Müttern gesäugt werden. Von tausend Kindern sterben den Müttern kaum dreihundert, den Ammen hingegen an fünf hundert.

In diesem Fall thun die Wiegen gute Dienste, welche vermittelst einiger Stahlfedern sich selbst eine lange Zeit in Bewegung erhalten, wenn sie einmal angestoßen sind.

Im dritten Monat fängt das Kind an, seine angenehmen Empfindungen durch Lachen, und die unangenehmen durch Weinen auszudrücken. Dies sind die ersten hervorbrechenden Knospen der Menschheit, denn bei keinem Thiere äußern sich jene Empfindungen auf so bedeutende Weise; das Grinsen der Affen ist nicht Ausdruck der Freude, und die Thränen im Auge des Hundes sind keine Zeichen der Traurigkeit.

Bald nach dieser Zeit kommen die Zähne hervor, zuerst die Schneidezähne, dann die Hundszähne und zuletzt, im Anfange des zweiten Jahres, die Backenzähne. Die vier hintersten Zähne an jedem Ende der beiden Kinnbacken, die man Weisheitszähne nennt, erscheinen erst in den Jahren der Mannbarkeit, oft auch später, oder gar nicht. Daher ist die Anzahl der Zähne nicht bei allen Menschen gleich, sondern wechselt zwischen acht und zwanzig und zwei und dreißig.

Mit dem Durchbruch der Zähne fängt das Kind auch an zu lallen, zu stammeln und einfache Töne nachzubilden. Vornehmlich sprechen hört man es erst im zweiten Jahre. Mit Ende des ersten Jahres macht es Versuche, ohne Führer zu gehen. Doch fallen alle diese Erscheinungen, das Zahnen, das Sprechen, das Gehen ꝛc. bei einem Kinde früher, bei dem andern später. Gemeiniglich endigt sich im siebenten Jahre die erste Periode des Lebens, die Kindheit, welches man an dem Ausfallen der ersten Zähne erkennt. Diese Zähne waren nicht fest genug, um auf die ganze Lebenszeit ihre Dienste thun zu können; sie hatten nicht tiefe

Wur-

Wurzeln, und standen weiter auseinander, als die, welche jetzt an ihre Stelle treten. Die alten Zähne werden zwar mehrentheils von den unter ihnen aufkeimenden neuen leicht herausgehoben, und fallen von selbst aus; zuweilen drängen sich aber doch diese neben den alten hervor, bekommen eine schiefe Lage, und erregen Schmerzen. Um diesem Uebel zuvorzukommen, muß man die alten Zähne, an welchen man dies bemerkt, bei Zeiten herausnehmen.

Auf die Kindheit folgt das Knaben- und Mädchenalter, wo die körperlichen und geistigen Kräfte sich immer mehr ausbilden. Das Wachsthum des Leibes geht aber jetzt viel langsamer von statten, als vorher. Der Anfang des Menschen im Schooße der Mutter war ein kleiner Punkt; bei der Geburt betrug die Länge schon an drei Viertel einer Elle; etliche Monate darnach eine ganze Elle, und im siebenten Jahre gegen zwei Ellen. Von dieser Zeit an, wächst der Mensch bis zu seiner vollkommenen Größe, d. i. bis ins zwanzigste oder vier und zwanzigste Jahr, gewöhnlich nur noch etwas über eine halbe Elle.

Den Uebergang zur neuen Lebensperiode des Jünglings und der Jungfrau bezeichnet eine merkwürdige Veränderung in den Geschlechtstheilen, welche bei dem Knaben im funfzehnten oder sehszehnten, bei dem Mädchen aber im dreizehnten oder vierzehnten Jahre sich ereignet. Lebensart und Klima verkürzen und verlängern den Eintritt dieser Periode. In üppigen Städten erscheint sie früher, als auf dem Lande; unter einem kalten Himmelsstrich später, als unter einem heißen, wo sie sich schon bei neun und zehnjährigen Mädchen, und bei zwölfjährigen Knaben zeigt. Es äußert sich aber diese Veränderung anfangs durch eine gelinde Spannung im Schooße; die Geschlechtstheile selbst entwickeln sich merklich, die männlichen, indem sie sich aus-

dehnen und vergrößern, die weiblichen indem sie anschwellen und sich verengen. Die Stimme des Jünglings wird völliger und tiefer, und es erwacht allmählig ein leises Gefühl des bisher unbekannten Geschlechtstriebes. Das weibliche Geschlecht hat von der Zeit an noch einen, ihm eignen periodischen Blutfluß, welchen man die monatliche Reinigung nennt. Dieses Blut ist eigentlich zur Ernährung der Frucht im Mutterleibe bestimmt und kommt zunächst aus den Blutgefäßen der Gebärmutter, die es aus dem Muttermunde heraus tröpfeln läßt, so lange sie keine Frucht in ihrer Höhlung hält. Der Blutfluß dauert fünf bis sieben Tage und die Menge des Abgangs beträgt etliche Unzen. Ordentlicherweise geschieht dies alle Monat, doch fällt es nicht regelmäßig immer auf den nämlichen Tag, denn die Anhäufung des Bluts in der Gebärmutter hängt von der Nahrung und von dem jedesmaligen Gesundheitszustande der Person ab. Bleibt aber die Ausleerung lange über die gewöhnliche Zeit aus, so ist es ein Zeichen der Kränklichkeit.

Nach der Natur ist das jungfräuliche Alter schon zur Fortpflanzung fähig, denn die Absonderung des Bluts läßt über die Bestimmung desselben keinen Zweifel; aber die Zeit der völligen Reife tritt erst mit den Jahren der Mannbarkeit ein, wo der Körper aufhört, in die Länge zu wachsen, indem er seine vollkommene Ausbildung erhalten hat. In unserm Klima setzt man diese Zeit ins achtzehnte Jahr. Frauenzimmer, welche vorher Mütter werden, ehe ihr Körper ganz ausgewachsen ist, bringen gemeiniglich etwas kleinliche Kinder zur Welt *); doch scheinen sie selbst durch eine so frühe Fortpflanzung des Geschlechts nicht weiter zu

*) Wir beobachten eben dasselbe auch bei unsern Hausthieren, und lassen sie deshalb nicht sogleich zur Begattung zu, als sie

zu leiden, als daß sie etwas zeitiger altern und aufhören zu gebären.

Allein der Jüngling hat durch die oben beschriebnen ersten Aeußerungen des sich entwickelnden Geschlechtstriebes noch keinen so deutlichen Wink von der Natur bekommen, daß er nun schon zur Zeugung bestimmt sei, wenn er auch derselben fähig seyn sollte. Diesen Wink erhält er erst mit dem Antritt des männlichen Alters, wo sein Wachsthum vollendet ist, vom zwanzigsten bis vier und zwanzigsten Jahr. Es zeigt sich nämlich alsdann — und nur alsdann erst, bei Unverdorbenen an Leib und Seele — eine ähnliche Absonderung und Ausleerung überflüssiger zur Zeugung bestimmter Säfte, als der monatliche Blutfluß des weiblichen Geschlechts, nur daß jene nicht periodisch ist, wie dieser. Das hier angedeutete Merkmal des angehenden männlichen Alters besteht in unfreiwilligen nächtlichen Saamen-ergießungen. Es ist dies bei unverderbten Jünglingen, deren Einbildungskraft noch nicht vergiftet ist, gewiß ein untrügliches Zeichen, daß die Natur diesen Saft nicht mehr zur Ausbildung des Körpers, wie bisher, brauche, und daß sie nun von Zeit zu Zeit einen Theil davon zur Hervorbringung neuer Geschöpfe auswerfen wolle.

Beide Erscheinungen, der periodische Blutfluß des weiblichen und die nächtlichen Saamen-ergießungen des männlichen Geschlechts sind ausschließlich dem Menschen eigen, und gehören also zu den in der Einleitung angeführten körperlichen Karakteren, wodurch sich der Mensch von den Thieren unterscheidet. Die Absicht des Schöpfers bei dieser Einrichtung zielt offenbar dahin, den mächtigen und

sind

sie fähig und geneigt dazu sind, sondern wir halten sie etliche Jahre länger davon ab, um desto edlere Zucht zu erhalten.

fast unaufhalsamen Geschlechtstrieb in dem Menschen zu mäßigen, und ihn von der Vernunft abhängiger zu machen. Die meisten Thiere fühlen diesen Trieb periodisch, und zwar so heftig, daß sie in eine Art von Raserei gerathen, wenn er unbefriedigt bleibt *). Man kann die Ursach dieses bis zur unbändigen Brunst steigenden Triebes der Thiere wol in nichts anderm suchen, als in der starken Anhäufung der zur Zeugung bestimmten Säfte in den Geschlechtstheilen, wovon sie einen stechenden Reiz empfinden und einen Drang, sich derselben vermittelst der Begattung zu entledigen. Um die Zeit der Brunst sieht man auch äußerlich die Geschlechtstheile, besonders der Weibchen, ungemein angeschwollen und gleichsam entzündet, und sie scheinen in diesem Zustande, wie von einer Krankheit, zu leiden.

Vermuthlich würde eben dies der Fall mit dem Menschen seyn, wenn nicht die Weisheit des Schöpfers die Veranstaltung getroffen hätte, daß der im Körper sich absondernde Ueberfluß jener Säfte auch ohne Begattung von selbst abgienge.

Der Geschlechtstrieb des Menschen ist an keine gewisse Zeit gebunden, weil die Erhaltung der Kinder nicht von der Beschaffenheit der Jahrszeit abhängt, wie die Erhaltung der jungen Thiere, denn durch den Gebrauch der Vernunft sichert sich der Mensch gegen das Ungemach der Witterung und

*) Dies ist auch eine von den vielen Ursachen der Hundswuth, wie noch neuerlich ein Naturforscher bemerkt hat. Es gibt Personen, die ihre Stubenhündchen mit Gewalt von der Begattung zurückhalten, aus übertriebener Empfindsamkeit, um die Jungen nachmals nicht ersäufen zu dürfen; diese mögen sich hieraus eine Lehre nehmen.

und gegen andre Uebel, welche das Thier nicht abwenden kann. Aber auch den Vortheil hat die unbestimmte Regsamkeit des Geschlechtstriebes, daß derselbe viel gemäßigter ist, als er natürlicherweise seyn müßte, wenn er sich nur zu bestimmten Zeiten äußerte. Die Temperamente sind zwar sehr verschieden und es wird dem einen aus physischen Ursachen die Enthaltsamkeit leichter, als dem andern; allein den Grad von Stärke hat der Geschlechtstrieb von Natur bei dem Menschen nie, daß er seine Befriedigung mit wildem Ungestüm und gegen alles Einreden der Vernunft fordern sollte. Doch kann der Mensch selbst ihn bis zur viehischen Geilheit verstärken, und es dahin bringen, daß er desselben nicht mehr mächtig ist. Diesen traurigen Zustand zieht überhaupt der unmäßige Genuß erhitzender Speisen und Getränke nach sich, und insbesondre auch der Gebrauch gewisser auf die Geschlechtstheile wirkender Mittel, z. B. des Opiums und der spanischen Fliege (meloe vesicatorius). Eben so heftig wird der Geschlechtstrieb durch die Wirkungen der Einbildungskraft erregt, indem lebhafte Vorstellungen das Blut nicht minder in Wallung setzen und die Vernunft betäuben, wie berauschende Getränke. Allzuhäufiger Reiz der Zeugungsglieder, vornehmlich wenn er nicht auf dem von der Natur angewiesenen Wege bewirkt wird, leitet einen immer stärkern Zufluß von Säften dahin, und macht sie immer empfindlicher, und auch dies ist oft eine Ursach übermächtiger Begierden. Der höchste Grad derselben geht in eine wirkliche Krankheit über, und heißt bei dem männlichen Geschlecht Satyriasis und bei dem weiblichen Nymphomanie oder Mutterwuth. Die schrecklichen Folgen des über seine Grenzen hinausschweifenden Geschlechtstriebes sind aus der Erfahrung bekannt genug.

Weniger gefährlich (aber auch weit seltner) ist das entgegengesetzte Verhalten des Menschen, eine gänzliche und be-

beständige Enthaltsamkeit. Man hat sie, wenigstens bei Mannspersonen, in Zweifel ziehen wollen allein; gewiß ohne Grund, da wir glaubwürdige Zeugnisse von sichern Beispielen haben. Und warum sollte sie auch dem Menschen unmöglich seyn, da sogar Thiere in der Gefangenschaft (also freilich gezwungen) dieselbe bezeigen. Doch ist nicht zu läugnen, daß hiezu eine besondre Disposition des Körpers erfordert wird, wenn eine lebenslängliche Enthaltung ohne allen nachtheiligen Einfluß auf die Gesundheit Statt finden soll. Die Natur straft jede Uebertretung ihrer Gesetze, und welches Gesetz verkündigt sie uns lauter als dieses? Ihre Strafen sind aber jedesmal wol gewählt und zweckmäßig, und so scheinen sie auch in diesem Fall mehr moralisch, als physisch zu seyn, und mehr mittelbar (durch Schwermuth ꝛc.) als unmittelbar auf den Gesundheitszustand zu wirken.

So lange indeß nur das Bedürfniß, einen beschwerlichen Drang los zu werden, oder der Reiz sinnlicher Lust den Menschen zur Befriedigung des Geschlechtstriebes hinzieht; so ist er um nichts besser, als das Thier; welches auch blos durch Gefühle in Thätigkeit gesetzt wird. Der Mensch soll aber sich über das Thier erheben und selbst den thierischen Instinkt veredeln und zu einem vernünftigen Trieb erhöhen. Die thierischen Triebe bleiben allerdings der erste Grund unsrer Thätigkeit, jedoch sind sie nur Wildlinge, worauf vernünftige Triebe eingeimpft werden müssen, wenn wir unsre Bestimmung erreichen wollen. Dies geschieht, indem wir die Dinge nicht bloß in Beziehung auf die Empfindungen, welche sie erregen, betrachten, sondern auch in Beziehung auf die Handlungen, welche sie veranlassen (also als Uebungsstoff unsrer Kräfte) und auf den hieraus entspringenden vollkommnern oder unvollkommnern Zustand unsers Daseyns. Es ist z. B. thierische Begierde, wenn wir bloß in der Absicht Nahrung verlangen, um uns

von

von der unangenehmen Empfindung des Hungers zu befreien, oder um den Geschmack zu vergnügen, sie wird hingegen eine vernünftige Begierde, wenn wir die Nahrung als ein nothwendiges Mittel ansehen, unser Leben zu erhalten, und die Kräfte dadurch aufs neue zur Thätigkeit zu stärken; wenn wir ferner bei der Wahl der Speisen und Getränke nicht bloß den Geschmack, sondern vorzüglich die Wirkung derselben auf unsern Gesundheitszustand, in Erwägung ziehen. Eben so verhält es sich mit dem Geschlechtstrieb. Das Thier erblickt in dem andern Geschlecht nichts, als ein Werkzeug der Wollust, in jeder andern Beziehung ist es ihm gleichgültig. Es bemächtigt sich seines Gegenstandes ohne Wahl und ohne vorher etwas anders, als den Genuß seines eignen Vergnügens, sich vorzustellen. Auch der rohe Naturmensch handelt so; doch liegt schon in ihm der Keim zur Veredlung dieses Triebes, die schönste Knospe menschlicher Vollkommenheit, die sich nach und nach zur herrlichsten Blüthe entfaltet — die Liebe. Es ist nehmlich selbst dem thierischen Menschen nicht ganz gleichgültig, welcher Gegenstand ihm zur Befriedigung seiner Begierde dient, sondern er wählt (wenn eine Wahl Statt findet) den, der ihm am meisten gefällt. Bei dieser Wahl leitet ihn ebenfalls eine instinktartige Neigung; den Mann fesselt die Anmuth und Schönheit des Weibes, und das Weib wird von einer nervigten kraftvollen Gestalt des Mannes gereizt. Hierdurch scheint die Natur zunächst körperliche Verschlechterung der Nachkommenschaft verhüten zu wollen, so wie sie diesen Zweck bei den Thieren dadurch erreicht, daß in dem Kampf mehrerer Männchen um ein Weibchen, dasselbe dem Sieger, als dem Stärkern zur Beute wird. Allein der Mensch gelangt zum Besitz des gewünschten Gegenstandes seiner Begierde nicht durch Gewalt, sondern durch freiwillige Ergebung desselben, und diese muß er durch Liebkosungen, durch Gefälligkeiten und oft durch eine Reihe von Handlungen, wel-

welche die Befriedigung der Begierde nicht zum nächsten Zweck haben, zu bewirken suchen. Schon dies macht einen Unterschied zwischen dem Menschen und dem Thier, daß die Erreichung seiner letzten Absicht an einer langen Kette von Mitteln hängt. Dabei entwickeln sich denn aber auch die Anlagen zu allen Tugenden des geselligen Lebens und zur Liebe. Die Liebe — ein so oft entweihetes Wort — ist nicht thierischer Geschlechtstrieb, obwol sie aus demselben hervorgehen kann. Jener strebt nur nach Erweckung eigner angenehmer Gefühle, und bekümmert sich so wenig um das Vergnügen des andern Theils, daß er den Genuß selbst wider Willen desselben zu erhalten wünscht, ja sogar Gegenstände, die dabei keines gegenseitigen Vergnügens empfänglich sind, zur Befriedigung wählt *). Die Liebe, d. i. der veredelte Geschlechtstrieb, bewahrt vor dergleichen Abwegen, und verfeinert und erhöhet selbst den sinnlichen Genuß **). Denn wenn überhaupt Geben mehr beglückt als Nehmen, so muß besonders hier, wo Empfangen und Geben unzertrennlich verbunden ist — der einzige Fall in der Natur — der Gedanke, Freudengeber zu seyn, das Vergnügen des Empfangens vermehren. Diese Vorstellung, dieses

*) Thierischer Trieb hat Päderastie, Onanie und wie die häßlichen Laster sonst heißen mögen, hervorgebracht. Wenn den Thieren Gelegenheit fehlt, ihre Brunst auf eine natürliche Weise zu stillen, so ergreifen sie jedes andre Mittel, sich Erleichterung zu verschaffen. So lange sie in Freiheit leben, kann dies der Fall freilich wol nicht leicht seyn; aber in der Gefangenschaft, wo sie zuweilen an der natürlichen Befriedigung gehindert werden, bemerkt man es vornehmlich an den Thieren, die hitziger Natur sind, sie reiben sich z. B. an Steinen u. s. w. Ein gefangener Pavian trieb sogar wirklich Onanie, und manustuprirte sich zu Tode.

**) Bloß deßwegen und gewiß nicht, weil er es für Sünde hielt, verabscheuet Ovid das in der vorigen Anmerkung erwähnte Laster. Odi venerem, quae non *utrumque* resolvit.

ses Verlangen eines wechselseitigen Vergnügens unterscheidet die vernünftige Geschlechtsliebe von dem thierischen Geschlechtstrieb wesentlich.

Das männliche Alter ist die Zeit der vollsten Lebenskraft. Der Körper, der nun nicht mehr in die Länge wächst, nimt an Stärke und Umfang zu. Auch der bei dem männlichen Geschlecht hervorkeimende Bart zeugt von dem Ueberfluß der Säfte. Das Gefühl von der Fülle der Kraft macht den Menschen in dieser Periode zu den Geschäften des Lebens vorzüglich aufgelegt und tüchtig. Körperliche Stärke und Reife des Verstandes setzen ihn in den Stand, daß er nicht nur für seine eignen Bedürfnisse hinlänglich sorgen, sondern auch noch für Andre, die von ihm Unterhalt zu erwarten berechtigt sind, erwerben kann.

Die letzte Periode des Lebens, das Alter, fängt sich mit einer merklichen Abnahme der Kräfte an — ein Wink der Natur, dem Fortpflanzungsgeschäft zu entsagen.

Die Unfähigkeit des weiblichen Geschlechts zum Gebären wird um diese Zeit — zwischen dem vierzigsten und fünfzigsten Jahre — auch noch besonders durch das Ausbleiben des monatlichen Blutflusses angezeigt. Das Zeugungsvermögen des männlichen Geschlechts dauert ungefähr noch zehn Jahr länger *). Das Alter soll aber hier eben so wenig, wie die Jugend vor dem Eintritt der männlichen Jahre, die Fähigkeit für Bestimmung ansehen, weil auf zu frühen und zu späten Gebrauch dieser Fähigkeit unausbleibliche Entkräftung und beschleunigte Ankunft des Todes erfolgt. Wenn der Geschlechtstrieb nicht mehr unwill-

*) Von Ausnahmen ist nicht die Rede.

willkührlich, sondern nur erkünstelt, durch Phantasie erweckt und gereizt sich regt, dann ist es Zeit, der Natur zu gehorchen und von dem freiwillig abzustehen, was man doch bald gezwungen unterlassen muß.

Mit dem fortgehenden Alter verbleicht das Haar, und wir werden Greise. Alte Männer verlieren oft das Haar (durch Ausschweifungen und Krankheiten zuweilen in frühern Jahren) auf dem Scheitel ganz, und bekommen eine Platte, welches bei dem Frauenzimmer nicht geschieht. Im höhern Alter werden alle Sinne Stumpf, und es finden sich so mancherlei Schwachheiten und Beschwerden ein, daß der Mensch alsdann wieder eben so hülfsbedürftig ist, als in der Kindheit. Doch ist merkwürdig, daß die Eßlust — wofern nicht Krankheit sie geschwächt hat — eher zu- als abnimt, und daß das Alter auch hierin der Kindheit wieder ähnlich wird, nur daß die Verdauungskraft dem Appetit nicht immer gleich kommt. Das Gefühl der schwindenden Kräfte und des herannähernden Todes, den der Mensch gewöhnlich noch gern von sich entfernt halten möchte, scheint die Begierde nach stärkenden Nahrungsmitteln zu vermehren. Allein endlich kommt doch die Stunde, die ihn von dem Schauplatz des Lebens abtreten heißt.

Diese Veränderung, die wichtigste, welche nächst der Geburt sich mit dem Menschen zuträgt, ist eben so unvermeidlich, als wohlthätig, und erfolgt nach der Einrichtung der Natur ohne alle schmerzhafte Empfindung. Das thierische Leben dauert nämlich so lange, als die flüssigen Theile des Körpers sich in den festen ungehindert bewegen; sobald diese freie Bewegung gehemmt wird, so steht auch die ganze Maschine still und das Leben hört auf. Die freie Bewegung der flüssigen Theile kann aber gehindert werden, theils dadurch, daß die Kanäle, durch welche sie fließen, sich all-

allmählig verengen und zuletzt sich gar verstopfen; theils, indem die flüssigen Theile selbst zäher und dicker werden. Beides ist der Fall im Alter; denn die festen Theile, folglich auch die Adern und Blutgefäße, werden mit den Jahren immer härter und steifer, in den Kanälen setzen sich von dem umlaufenden Blut immer mehr erdige Theile an, welche die Höhlungen enger machen, und das Blut verliert sowohl wegen des erschwerten Durchgangs als auch wegen schlechter Verdauung, von seiner Flüssigkeit. Die Geschwindigkeit der Bewegung des Bluts ist daher in den verschiednen Perioden des Lebens merklich verschieden. Gleich nach der Geburt schlägt der Puls in einer Minute 130 bis 140mal, am Ende der Kindheit 90mal, im Jünglingsalter 80, im männlichen Alter 70 und im hohen Alter nur 60mal.

Wenn nun aus den eben erwähnten Ursachen eine Stokkung des Bluts entsteht, so stirbt der Mensch plötzlich und ohne Schmerzen, wie an einer Art von Schlagfluß; sein Leben verlischt sanft und ruhig, gleich einer Lampe, deren Oel sich verzehrt hat. Dies ist das natürliche Lebensende, welches zwischen dem achtzigsten und neunzigsten Jahre zu erfolgen pflegt, zuweilen auch etwas früher oder später, denn es gibt Beispiele von hundert und zehn- zwanzig- auch dreißigjährigen Greisen. Gewöhnlich berechnet man aber das natürliche Alter nach der Zeit des Wachsthums, indem man gefunden hat, daß die größern Säugethiere ungefähr noch vier- bis fünfmal *) so lange leben, als die Zeit ihres Wachsthums dauert.

*) Nach H. Hufeland achtmal, folglich wäre das natürliche Lebensende des Menschen über anderthalb Jahrhunderte hinaus zu setzen.

Jedoch die wenigsten Menschen erreichen das ihnen von der Natur bestimmte Lebensziel, vornehmlich unter den kultivirten Nationen, deren Sitten und Lebensart mancherlei Krankheiten herbeiführen. Am größten ist die Sterblichkeit in der Jugend. Den Beobachtungen der Naturforscher und Aerzte zufolge, stirbt die Hälfte der Gebornen schon vor dem zwölften Jahre wieder. Zwischen dem zwölften und zwanzigsten Jahre sterben die wenigsten. Unter vierzehnhundert*) Verstorbenen findet sich etwa Einer, der hundert Jahre und darüber alt geworden ist.

So sehr man auch zu wünschen Ursach hat, daß man den Seinigen nicht durch einen zu frühen Tod entzogen werden möge: so willkommen muß uns hingegen der Tod im Alter seyn, wo man den meisten Freuden des Lebens abgestorben ist und sich und andern zur Last wird. Glücklich ist der, welcher mit weiser Standhaftigkeit, alt und lebensatt, wie die Erzväter der Vorzeit, von hinnen scheidet.

*) Nach H. Hufeland unter zehn tausend. Das Klima macht hiebei einen großen Unterschied. In nördlichen Ländern (Schweden z. B.) sind hundertjährige Leute keine Seltenheiten.

Empfangen und genähret
Vom Weibe wunderbar,
Kömmt er und sieht und höret,
Und nimt des Trugs nicht wahr;
Gelüstet und begehret,
Und bringt sein Thränlein dar;
Verachtet und verehret,
Hat Freude und Gefahr;
Glaubt, zweifelt, wähnt und lehret,
Hält nichts und alles wahr,
Erbauet und zerstöhret,
Und quält sich immerdar u. s. w.
Und alles dieses währet,
Wenn's hoch kommt, achtzig Jahr;
Dann legt er sich zu seinen Vätern nieder
Und er kömt — nimmer wieder.

Zweites Kapitel.

Beschaffenheit des menschlichen Körpers.

Auch von den Todten können die Lebendigen noch lernen, wenn sie sich durch Zergliederung des Körpers eine Kenntniß von dem Bau desselben und von der Einrichtung, Gestalt und Lage seiner Theile erwerben *). Diese Kenntniß, welche man die anatomische nennt, weil sie vermittelst der Anatomie oder Zergliederungskunst erhalten wird, ist die Grundlage der gesammten Heilkunde. Mit ihr hängt die physiologische Kenntniß, oder die Kenntniß von der Bestimmung der Theile des Körpers, von ihrer Verbindung mit einander und von ihren Verrichtungen genau zusammen, indem die Anatomie natürlich darauf führt. Beide Wissenschaften, die Anatomie und die Physiologie, sind nicht nur den Aerzten, sondern auch dem, der sich selbst kennen lernen will (und das sollte Jeder wollen), unentbehrlich. Sie gewähren uns hauptsächlich den Vortheil, daß wir deutlich ein-

*) Es wäre wol zu wünschen, daß, da man jetzt an mehrern Orten Leichenhäuser zur Verhütung des Lebendigbegrabens errichtet, dabei auch zugleich auf eine bequeme Anstalt zur Zergliederung der Leichname Rücksicht genommen werden möchte. Geschähe dies, so könnte mit der Zeit eine anschauliche anatomische und physiologische Kenntniß des menschlichen Körpers viel allgemeiner und eine Angelegenheit selbst des Ungelehrten werden. Der große Nutzen einer solchen öffentlichen Anstalt fällt in die Augen und auch ihr Einfluß auf die Sittlichkeit würde gewiß sehr merklich seyn, denn der Tod ist ein ganz eigner Mann, und ein guter Professor Moralium (Sittenlehrer), wie Asmus sagt.

einsehen, was zur Erhaltung unsrer Gesundheit dient, und daß wir uns desto besser vor dem, was die Gesundheit zerstöhrt, hüten können. Auch überzeugt uns die überaus künstliche Einrichtung unsers Körpers von dem Dasein eines höchst weisen und gütigen Schöpfers gewisser, als alle andre aus der Vernunft hergenommenen Beweise.

Man unterscheidet in dem menschlichen Körper feste und flüssige Theile. Jene bestehen aus dem Zellstoffe, der aus einem Geflechte von feinen Fäserchen zusammengesetzt ist. Diese Fäserchen sind in ihrer Einfachheit, oder einzeln, selbst dem bewaffneten Auge nicht sichtbar; nur in ihrer Vereinigung zu Fibern erscheinen sie erst dem Auge. Aus den Fibern entstehen Platten (lamina), aus diesen Bänder, und aus dem mannigfaltigen Geflechte aller dieser Theile bildet sich endlich das Zellgewebe, welches die erste und allgemeine Anlage des thierischen Organismus ist. Durch eigenthümliche Mischung und Zusammensetzung bildet die Natur daraus alle Bestandtheile des Körpers: Knochen, Knorpel, Membranen, Muskelfasern Nervenhüllen u. s. w.

Von den flüssigen Theilen finden sich einige Arten in dem ganzen Körper, andre nur in einzelnen Behältnissen; die erstern heißen allgemeine, die letztern besondre Säfte. Zu den allgemeinen Säften gehört das Blut, das Serum und die Lymphe. Das Blut ist eine rothe dichtere Feuchtigkeit, das Serum aber der dünnere Theil des Bluts. Diese beiden Feuchtigkeiten fließen nicht nur in den Adern, sondern sie ergießen sich auch in das Zellgewebe und sind der Stoff aller besondern Säfte. Unter der Lymphe versteht man eine gallert-artige Feuchtigkeit, welche in eignen Gefäßen (Lymphengefäße), die von dem Brustkanal

abstammen und sich durch den Körper verbreiten, umläuft. Die besondern Säfte werden in den Absondrungswerkzeugen des Körpers aus dem Blut und Serum bereitet, und sind von verschiedner Art, als Speichel, Galle, Harn u. s. w.

Nach diesen vorausgeschickten allgemeinern Bemerkungen wollen wir nun die einzeln Theile des Körpers besonders betrachten.

Die Grundpfeiler und Stützen dieses bewundernswürdigen Gebäudes sind die **Knochen**. Sie bestehen, wie schon gesagt, aus dem verhärteten Zellgewebe, welches von einem zähen öligten Saft durchdrungen ist. In den hohlen Arm- und Beinknochen sammelt sich ein solches Oel oder Mark inwendig in den Höhlungen und füllt sie an, um die Knochen geschmeidig zu erhalten und zu stärken. Von außen sind alle Knochen mit einem dünnen elastischen Häutchen, die **Beinhaut** genannt, bekleidet. Dieses Häutchen ist mit feinen Drüsen und Adern versehen, wodurch der öligte Saft den Knochen zugeführt wird. Die einzeln Knochen sind durch starke sehnigte Bänder *) mit einander verbunden, und damit sie sich bei der Bewegung nicht unmittelbar berühren und abreiben, so sind glatte Knorpel dazwischen gelegt, die eben so, wie die Knochen selbst, ein mit Drüsen und Aederchen versehenes Häutchen haben und durch einen öligten Saft geschmeidig erhalten werden.

Das

*) Die Bänder bestehen ebenfalls aus Zellstoff, sind aber durch ihre Mischung von allen andern Theilen verschieden. Ihre Form ist bald platt und breit, bald rund, wie ein Strick. Geschmeidigkeit, Festigkeit und Elasticität besitzen sie im hohen Grade.

Das ganze knöcherne Gerüste (Gerippe, Skelet) wird, so wie der menschliche Leib überhaupt, in den Kopf, in den Rumpf und in die Gliedmaßen abgetheilt. Zu dem Rumpf gehören: die Ribben, der Rückgrad und das Becken; zu den Gliedmaßen; die Schulterblätter, Arme, Hände, Schenkel und Füße.

Die Knochen des Kopfs scheinen bis auf die Kinnlade nur aus einem Stück zu bestehen, weil die einzelnen Beine so genau zusammengefügt sind, daß sie sich eher zerschlagen, als von einander trennen lassen. Die acht Beine des Hirnschädels vereinigen sich vermittelst ihrer sägenförmigen Ränder, welche Vereinigung an den geschlängelten Linien, die man Näthe nennt, bemerklich wird. Der gewölbte Hirnschädel ist vorn mit dem muschel-ähnlichen Stirnbein bedeckt. Dieses schließt sich an die vordern Ränder der beiden Scheitelbeine und bildet die sogenannte Kronennath. Hinten an die Scheitelbeine schließt sich das Bein des Hinterhaupts, wodurch die Nackennath entsteht. Eine sehr wunderbare Einrichtung haben in den Gegenden der Schläfe die beiden Schlafbeine, die wie starke Keile in den Kopf hineingeschoben und verschiedentlich gekrümmt und gewunden sind. Das Vorderhaupt, oder das Gesicht ist aus vierzehn Beinen zusammengesetzt, wovon dreizehn durch ihre Verbindung die Augenhöhlen, die Nase ꝛc. formiren, und unbeweglich stehen; das vierzehnte aber, der Kinnbacken, von jenen getrennt und beweglich ist. In dem Kinnbakken und in dem Oberkiefer sind die Zähne befestigt, deren ein Erwachsener gewöhnlich zwei und dreißig hat, nämlich ganz vorne acht Schneidezähne (oben und unten vier), neben diesen auf jeder Seite oben und unten einen Hunds- oder Spitzzahn also zusammen vier, und endlich hinten zwanzig Backenzähne (auf jeder Seite oben und unten fünf). Der aus der Kinnlade hervorragende Theil eines Zahns heißt die

Krone, im Gegensatz der Wurzel, welche in einer besondern knöchernen Höhle fest steckt und mit dem Zahnfleisch bekleidet ist. Die Wurzeln sind wol zweimal so lang, als die Krone, und bei den Spitz- und Schneidezähnen einfach, bei den Backenzähnen aber gemeiniglich zwei- drei- und vierfach. Unten am Ende hat jede Zahnwurzel eine feine Oefnung, durch die ein paar Aederchen und eine Nerve bis in die Krone hineindringen und dem Zahn Nahrung, Empfindung und Leben ertheilen. Wenn diese belebenden Theile durch zu heiße Speisen und Getränke, oder auf andre Art verdorben sind, so wird der Zahn hohl und brandig, und bröckelt allmählig ab. Auch verstopfen sich jene Löcherchen im Alter von selbst, da dann die Zähne locker werden und ausfallen. Die Kronen sind mit einer sehr harten Glasur überzogen, die ihnen nicht nur ein glattes und glänzendes Ansehen gibt, sondern sie auch gegen die fressende Schärfe der Säuren ꝛc. bewahrt. Indeß wird auch diese gläserne Rinde mit den Jahren oder durch gewaltsame Behandlung früher abgetrieben, und dann verderben die Zähne in kurzem ebenfalls.

Den Kopf trägt der Rückgrad, eine Säule, die aus vier und zwanzig einzelnen auf einander beweglichen Knochen, die man Wirbel nennt, besteht. Man theilt sie ein in Halswirbel, Rückenwirbel und Lendenwirbel. An die zwölf Rückenwirbel, welche auf die obersten sieben Halswirbel folgen, sind die Ribben angefügt. Auf jeder Seite befinden sich also zwölf Ribben, indem jeder Wirbel zwei hervorstehende Aestchen hat, an welche sich die Ribben vermittelst fester Bänder anschließen. Die obern vierzehn Ribben krümmen sich in einen Bogen, vereinigen sich durch Knorpel mit dem Brustbein und bilden die Brusthöhle. Das Brustbein, ein gegen anderthalb Daumen breiter und platter Knochen, geht vom Halse an der vordern Fläche der Brust bis mitten in die sogenannte Herzgrube hinunter.

Hier

Hier endigt er sich in einen oberwärts breiten, unten aber spitzzu laufenden Knorpel. Oben ist das Brustbein durch die Schlüsselbeine mit den Schulterblättern verbunden. — Die zehn untern Ribben reichen nicht bis an das Brustbein, und heißen deshalb die kurzen oder falschen Ribben. Der unterste Theil des Rückgrads begreift die fünf Lendenwirbelbeine, das Heiligenbein und das Schwanzbein. Das Heiligenbein ist nicht beweglich, wie die Wirbel, sondern es ist zwischen die Hüftbeine gleichsam eingekeilt und bildet nebst dem vierten und fünften Lendenwirbelbein das Kreuz, daher der Name Heiligenbein. Weil in dieser Gegend sich viele Nerven befinden, so entstehen durch Erkältung ꝛc. leicht Schmerzen, die von dem Orte Kreuzschmerzen genannt zu werden pflegen. Das Schwanzbein, oder wie es bei dem Menschen heißen sollte, das Steißbein, ist ein oberwärts breiter und unten spitziger Knochen, der mit seinem breiten Anfange an dem Ende des Heiligenbeins festsitzt, aus vier Gliedern besteht und bis an die Oefnung des Mastdarms reicht, wo er sich mit seiner Spitze einwärts biegt. Bei geschwänzten Thieren krümmt sich dieser Knochen auswärts, und verlängert sich mit seinen Wirbeln in den Schwanz. Das Steißbein ist der letzte Knochen, welcher als Fortsetzung des Rückgrads angesehen werden kann.

An den Seiten des Heiligenbeins sind die beiden Hüftbeine befestigt, die mit jenem und dem Steißbein zusammen das Becken ausmachen, eine Höhlung, welche einigermaßen einem Waschbecken, jedoch ohne Boden, ähnlich ist. Vor dem zwölften oder vierzehnten Jahre besteht jedes Hüftbein aus drei Knochen, davon der obere das Darmbein, der untere das Sitzbein, und der vordere das Schambein heißt. Nach der Zeit verwachsen sie in Eins. Das weibliche Geschlecht hat, wegen seiner Bestimmung, breitere Hüften und ein größeres Becken, als das männliche, daher

daher sich schon an dem Gerippe der Unterschied des Geschlechtes erkennen läßt.

Nach dem Kopf und Rumpf haben wir nun noch die Gliedmaßen zu betrachten. Diese theilt man ein in die obern und untern, oder in Arme und Beine. An jedem Arm unterscheidet man drei Theile; den Oberarm, den Vorderarm und die Hand. Der Oberarm besteht aus einem einzigen langen röhrenförmigen Knochen, der oben und unten etwas breiter ist, als in der Mitte. Mit dem Kopf, d i. dem obern kuglichten Theil, ist er in die Gelenkenhöhle des Schulterblatts eingefügt. Der Vorderarm ist aus zwei Knochen zusammengesetzt, wovon derjenige, welcher an der Seite des kleinen Fingers liegt, der Ellenbogen, der andre aber auf der Seite des Daumens die Speiche (wegen einiger Aehnlichkeit mit der Speiche eines Rades) genannt wird. An das Ende des Vorderarms sind die acht Knochen des Handgelenks oder der Handwurzel befestigt. Sie liegen in zwei Reihen — in jeder Reihe vier — übereinander, und passen in ihrer Verbindung sehr schön zusammen, einzeln aber sind sie sonderbar und verschieden gestaltet, dreieckig, halbmondförmig u. s. w. Auf die Handwurzel folgt die Mittelhand, wozu fünf längliche Knochen gehören, die mit den Knochen der Finger in Verbindung stehen. Jeder Finger ist bekanntlich aus drei einzelnen Knochen, welche Glieder heißen, gebildet.

Den obern Gliedmaßen sind die untern in ihrem Bau sehr ähnlich, denn auch das Bein wird in drei Theile, in den Schenkel, das eigentliche Bein und den Fuß abgetheilt. Der Knochen des Schenkels ist eine einfache Röhre, wie der Knochen des Oberarms; jener übertrift aber an Länge und Stärke alle andre Knochen des menschlichen Körpers. Das obere kolbigte Ende, oder der Kopf des Schenkelknochens

chens paßt in die Gelenkhöhle (die Pfanne) an den Hüftbeinen des Beckens und ist mit starken Bändern daran befestigt. Das untere Ende des Schenkelknochens macht mit dem Schienbein das Kniegelenke, zwischen welchem noch ein besondrer platter Knochen liegt, um bei der Bewegung das Ueberschnappen des Schienbeins zu verhindern. Man nennt diesen Knochen die Kniescheibe. Der Unterschenkel oder das eigentliche Bein, besteht, wie der Vorderarm, aus zwei Knochen, dem Schienbein und dem Wadenbein. Das Wadenbein ist das schwächere, und scheint nur zur Unterstützung des erstern zu dienen. An dem untern Ende des Schienbeins findet sich nach innen, und an dem Wadenbein nach außen ein Knorren, welcher der innere und äußere Knöchel heißt. Der Fuß, den man in den Hinterfuß, den Mittelfuß und die Zehen eintheilt, ist an der obern Fläche etwas gewölbt und an der untern ausgehöhlt. Jene gewölbte Fläche wird der Rücken des Fußes, diese ausgehöhlte die Fußsohle genannt. Der Hinterfuß besteht aus sieben einzelnen, verschiedentlich gestalteten Knochen, die beinahe in drei Reihen liegen. Der größte davon ist der Fersenknochen, der fast die Form eines Würfels hat. Uebrigens unterscheiden sich die Knochen des Mittelfußes und der Zehen von den Knochen der Hand und der Finger in Hinsicht auf ihre Bildung und Zusammenfügung nicht sonderlich.

Dies ist also das Knochengebäude des menschlichen Körpers, in dessen Zusammensetzung auch schon ein flüchtiger Ueberblick die größte Weisheit erkennen muß. Sehen wir nun ferner, welche Werkzeuge angebracht sind, um diese Maschine einer willkührlichen Bewegung fähig zu machen, so werden wir noch mehr zur Bewundrung des erhabnen

habnen Baumeisters derselben hingerissen. Es sind nämlich die Knochen mit **Muskeln** bekleidet, welche, vermöge ihrer Fähigkeit, sich zusammen zu ziehen, auch die Kraft besitzen, diejenigen Theile des Körpers, woran sie befestigt sind, leicht und bequem zu bewegen. Man zählt am ganzen Körper über fünf hundert dergleichen Muskeln. Im gemeinen Leben nennt man sie schlechthin Fleisch oder Muskelfleisch; aber alles Fleisch am Körper besteht aus einzelnen Muskeln. Diese, die Muskeln, sind grösere oder kleinere Bündel von den oben genannten Fäserchen, an beiden Enden enger zusammen geschnürt, von einer eignen Haut umgeben, von der einen Seite durch Flechsen und Sehnen mit einem Knochen, oder mit einem andern beweglichen Theil, und von der entgegengesetzten mit dem Nervensystem verbunden. Die Gestalt der meisten ist keulenförmig, und man unterscheidet daran den rundlichen Kopf, den etwas dickern Bauch und den schmalen Schwanz. Dieserhalb hat man ein solches Stück Fleisch Muskulus oder Mäuschen genannt. Indeß gibt es auch Muskeln, welche diese Gestalt nicht haben, sondern ganz dünne und flach ausgebreitet sind, und **Muskelhäute** heißen. Sie haben aber dieses mit einander gemein, daß das Fleisch an den beiden äußersten Enden in Flechsen übergeht, womit sie sich an den Knochen befestigen, und zwar so, daß sie in der Mitte nur ganz lose mittelst des Zellgewebes mit den nächsten Theilen verbunden sind. Die Muskelfiebern haben nicht nur Elasticität, sondern auch noch eine eigne Reizbarkeit, welche darin besteht, daß sie sich bei dem geringsten äußern Reiz zusammenziehen wodurch die beiden Enden näher zusammenkommen, und der Bauch anschwillt und dicker wird. Wenn nun ein Muskel — wie sich dies bei dem größten Theil wirklich so findet — mit dem Kopfende an einem starken Knochen und mit dem Schwanzende an einem etwas schwächern, beweglichen angewachsen ist;

so

so muß der letztere nothwendig durch das Zusammenziehen des Muskels in Bewegung gesetzt werden. Diese Bewegung ist aber nicht bloß die Wirkung Eines Muskels, sondern es wirken zu eben dem Zweck mehrere Muskeln gemeinschaftlich, die auch zuweilen so genau mit einander verbunden sind, daß man sie für einen einzigen halten sollte. So wie nun die Knochen durch Muskeln bewegt werden, so geschieht auch jede andre Bewegung im Körper vermittelst derselben auf mannigfaltige Art. Einige dieser Bewegungen sind von unserm Willen unabhängig, und dauern ununterbrochen fort bis ans Ende des Lebens; andre sind mehr unsrer Willkühr unterworfen und wechseln mit Ruhe ab. Von der ersten Art ist die Bewegung des Herzens mit den daraus entstehenden Bewegungen der Eingeweide, deren nächste Ursach zweifelhaft ist. Die willkührlichen Bewegungen haben aber alle offenbar ihren Grund zunächst in den Nerven.

Die Nerven sind weiße oder weißgraue Fäden von verschiedner Dicke, welche theils aus dem Gehirn, theils aus dem Rückenmark entspringen, und sich durch den Körper verbreiten.

Das Gehirn, welches von der Natur selbst in das große und kleine abgetheilt ist, liegt in der Hirnhöhle und füllt dieselbe ganz aus. Im Umriße ist es fast eliptisch, und in Ansehung der Form gleicht es einem, der Länge nach halb durchgeschnittenen Ei. Man unterscheidet daran die weiche aschgraue Rinde und den etwas derbern weißen Kern, oder das Hirnmark. Die Rinde umgibt nicht bloß das Mark, sondern geht auch in verschiednen Windungen und Streifen durch dasselbe hin. In der Rinde sieht man eine Menge feiner Aederchen, in dem Mark nur wenige. Das

Mark

Mark besteht aus Fäden und zeigt viel Empfindlichkeit; die Rinde ist ohne merkbare Empfindung, und scheint nichts als Zellgewebe zu seyn. Das ganze Gehirn ist mit einer weichen Haut voller Adern überzogen, welche in alle Zwischenräume desselben eindringt, und jede einzelne Windung umkleidet. Ueber der weichen Haut breitet sich die sogenannte spinnwebigte Haut aus und über dieser die harte Hirnhaut. Durch die große runde Oefnung des Hinterhaupts, welche gerade auf den Rückgrad paßt, geht das Gehirn in die Höhlen der Wirbelbeine des Rückgrads hinunter, und diese Fortsetzung des Gehirns nennt man Rückenmark. Dieses ist also dem Wesen nach von eben der Beschaffenheit, wie das Gehirn. So auch die Nerven: sie haben Rinde, Mark, Adern, Häute, gleich dem Gehirn, und man sieht schon mit bloßen Augen, daß jeder Nerve aus feinen Fäden zusammengesetzt ist. Ursprünglich kommen alle Nerven aus dem Gehirn, insofern nämlich selbst das Rückenmark verlängertes Gehirn heißen kann; sonst zählt man eilf Paar (denn die Nerven entspringen paarweise), die aus dem Gehirn, und über dreißig Paar, die aus dem Rückenmark entstehen. Sie vertheilen sich nicht nur überall, wie die Adern, aus größern Stämmen in kleinere Zweige, sondern auch in umgekehrten Verhältnissen. Zuletzt verlieren sie sich aber in fast unsichtbare Fäden und in ein schleimiges Wesen. Bei ihrer Verbreitung vereinigen sich mehrere Nervenzweige von verschiednen Stämmen, entweder locker oder netzartig, oder fest und knaulförmig; Jenes heißt ein Nervengeflechte, dieses ein Nervenknoten. Der Zweck dieser Nervenverbindungen läßt sich nur muthmaßlich angeben. Die meisten und größten Nerven gehen zu den Sinneswerkzeugen und Muskeln, die kleinern zu den Eingeweiden. Da sie an sich weich, wie das Gehirn, und gar nicht elastisch sind, so können sie auch nicht aufgespannt oder straff angezogen seyn, sondern man findet sie in verschiednen Biegungen mit den

Thei-

Theilen wozu sie gehören, verflochten. Doch gibt ihnen die Haut, womit sie überzogen sind, eine gewisse Festigkeit.

Diese Nerven nun sind die nächste und unmittelbare Ursach derjenige Muskelbewegungen, welche wir vorher die willkührlichen genannt haben. Dies erhellet hauptsächlich daraus, daß derjenige Theil des Körpers seine Beweglichkeit verliert und gelähmt wird, dessen Nerven zerschnitten, unterbunden, oder durch gewaltsamen Reiz ertödtet sind, wie z. B. vom Schlage. Auch die Empfindung rührt bloß von den Nerven her, denn die Theile, zu welchen keine Nerven gehen, z. B. Nägel, Haare ꝛc. haben keine Empfindung, und das Durchschneiden und Unterbinden der Nerven macht einen vorher empfindlichen Theil unempfindlich.

Wenn ein Nerve gereizt wird, so ziehen sich die Muskeln, mit welchen er in Verbindung steht, zusammen, und es erfolgt alsdann eine Bewegung des Theils, woran die Muskeln befestigt sind. Ein sehr heftiger und anhaltender Nervenreiz bringt krampfhafte Bewegungen und Zuckungen hervor. Läßt aber der Reiz nach, so hört auch die Bewegung auf, die Muskeln erschlaffen und nehmen wieder ihre ruhige Lage an.

Die Nerven können auf eine zweifache Art gereizt werden: erstlich durch Einwirkung äußerer Gegenstände auf den Körper, zweitens durch Vorstellungen. Aeußere Gegenstände wirken entweder unmittelbar durch Berührung, oder mittelbar. Unmittelbare Berührung verursacht Nervenreiz, überall an der Oberfläche des Körpers, so weit sich die Nerven erstrecken. Wir nennen dies Vermögen den Sinn des Gefühls, dessen Werkzeug, die Haut, den Körper ganz umgibt. Das dünne durchsichtige Oberhäutchen ist zwar unempfindlich, weil die

Nerven nicht bis zu demselben vordringen; aber in der darunter liegenden stärkern Haut sieht man die Enden der Nerven in Gestalt kleiner Warzen. Damit hier die Spizzen der Nerven beständig feucht erhalten und gegen die schmerzhafte Berührung der Luft, welche das Oberhäutchen nicht hinlänglich abhalten kann, verwahrt werden mögen, so quillet aus kleinen Drüsen ein klebriger Saft oder Schleim hervor, der die Nervenspitzen überzieht und einhüllet. Dieser Schleim, (das Netz des Malpighi genannt) zwischen dem Oberhäutchen und der Unterhaut ist bei den verschiedenen Nationen von verschiedner Farbe; bei den Europäern weiß, bei den Negern schwarz u. s. w. Die Haut besteht übrigens, wie alle Häute, aus Zellgewebe *), und ist auch noch mit verschiednen Blut = und Lymphengefäßen versehen. Da, wo sie mit den unter ihr befindlichen Theilen sich verbindet, ist sie loser, und heißt **Fetthaut**, weil in ihren Zellen sich das Fett sammelt. Der Grad der Empfindlichkeit (denn die Haut ist nicht überall gleich empfindlich) richtet sich nach der Menge und Größe der an einer Stelle liegenden Nerven, daher die Hände und insbesondre die Fingerspitzen die meiste Empfindlichkeit haben. Wenn die Oberhaut verhärtet und zu Schwielen wird, so hindert sie die Empfindlichkeit der Unterhaut ganz, oder zum Theil.

Mit dem Gefühl ist der **Geschmack** am nächsten verwandt. Die Zunge, das vornehmste Werkzeug dieses Sinnes, besteht aus verschiednen Muskeln, und die Haut, welche

*) Zellgewebe ist, nach Platner, (neue Antropol. S. 7. 2c) der allgemeine Stoff der festen Theile. Sonst versteht man darunter, so wie hier, denjenigen Theil des Körpers, welcher aus Fasern und Scheibchen besteht, die vermittelst des thie-

welche sie überzieht, hat sehr viele Nerven, Gefäße und Drüsen. Die letztern geben immerfort eine schleimige Feuchtigkeit von sich, wodurch die Salztheile der festen Körper, die man in den Mund nimt, schnell aufgelöset werdrn, und wodurch alsdann die Empfindung des Geschmacks entsteht; denn ein Körper erregt nur nach Verhältniß der Menge des in ihm befindlichen Salzes mehr oder weniger Geschmack, und wenn das Salz ihm ganz entzogen ist, hat er gar keinen Geschmack mehr.

Der Sinn des **Geruchs** steht mit dem Geschmack nicht ohne Ursach in genauer Verbindung, und gränzt mit ihm so nahe zusammen, da er diesen leiten und unterstützen soll. Das Werkzeug desselben, die Nase, ist schon etwas zusammengesetzter und die Empfindung feiner, als bei den vorher genannten Sinnen. Aber die Gegenstände des Geruchs sind auch nur die überaus feinen und unsichtbaren Theile, welche von den Körpern ausdünsten und durch die Luft der Nase zugeführt werden. Ohne Ausdünstung wirkt kein Körper auf den Geruch. Die Geruchsnerven kommen aus dem Gehirn, und ziehen sich durch das sogenannte Siebbein in die Nasenhöhlen herab. Mit diesen Nerve sind nicht nur die innern Seiten der Nase und der Scheidewand versehen, sondern auch noch etliche dünne beinerne Blätter und spiralförmige Nebengänge der Nasenhöhle Hinten kömmt die Nasenhöhle mit der Mundhöhle zusammen, von der sie nur durch den Gaumen getrennt ist. Wegen dieser Gemeinschaft trägt die gesunde Beschaffenheit der Nase zu mit

thierischen Leims mit einander verbunden sind und Höhlen, oder Zellen bilden. Die äußere Haut ist ein dichtes und festes Zellgewebe; lockrer findet es sich zwischen allen weichen Theilen des Körpers.

einer reinen Aussprache bei. Uebrigens ist bekannt, daß die Nase auch zum Athemholen dient, und daß die innere weiche Haut beständig einen Schleim absondert, theils zur Reinigung des Körpers, theils und besonders, um die Nerven feucht zu erhalten und sie gegen die unmittelbaren Eindrücke der Luft zu schützen. Wie empfindlich diese sind, lehrt uns die Erfahrung, wenn zuweilen dieser Schleim nicht fließt, und die Nase trocken wird. — Worin der Unterschied der angenehmen und unangenehmen Gerüche eigentlich besteht, wissen wir nicht. Vieles komt dabei auch auf die Gewohnheit und eine natürliche Eigenheit des Werkzeuges dieser Empfindung an, denn dem Einen ist oft ein Geruch zuwider, der dem Andern angenehm ist.

Noch künstlicher ist das Werkzeug des **Gehörs** und weniger sinnlich die Empfindung, welche wir durch dasselbe erhalten. Die Werkzeuge des Gefühls, des Geschmacks und des Geruchs müssen unmittelbar von den Gegenständen, die in uns Empfindung erwecken sollen, berührt werden, und diese unmittelbare Berührung kann einen so heftigen Reiz in den Nerven hervorbringen, daß krampfhafte Bewegungen darauf erfolgen. Das Gehörwerkzeug hingegen, das Ohr, wird von dem Körper, der den Eindruck macht, gewöhnlich nicht unmittelbar berührt — die tönende Glocke z. B., welche wir hören, kann ziemlich weit von uns entfernt seyn — und eben deshalb ist der körperliche Reiz auch schwächer und die Empfindung feiner. Der Bau des Ohrs verdient unsre Aufmerksamkeit. Aeußerlich sehen wir einen länglich gewundnen, hie und da vertieften Knorpel. Bei uns liegt dieses äußere Ohr mehrentheils platt gedrückt an dem Kopf an und ist unbeweglich. Allein nach der Absicht und Einrichtung der Natur soll es hinterwärts vom Kopfe abstehen und nach vorn zu eine hohle Muschel bilden, um den entgegenkommenden Schall, wie ein

Trich-

Trichter aufzufangen, und ihn dem innern Ohre zuzuführen. Auch ist es mit verschiednen Muskeln versehen, die es bewegen sollen. So findet man es noch bei mehrern wilden Völkern, welche nicht durch Künsteleien die Natur verändert haben, wie wir durch die fest anschliessende Bedeckung des Kopfs bei kleinen Kindern thun. Selbst durch die Zeugung pflanzen sich solche erkünstelte Formen fort.

Von dem äußern Ohr zieht sich eine gekrümmte, größtentheils beinerne und mit einer zarten Haut überzogene Höhle in den Kopf hinein; man nennt sie den Gehörgang. Die Haut desselben ist mit vielen Drüsen gleichsam besäet, welche das Ohrenschmalz bereiten und ausschwitzen, wodurch hineinkriechende Insekten abgehalten werden, tiefer einzudringen, auch dient es zur Beschützung der zarten Theile gegen die rauhe Luft. Von außen ist der Gehörgang weit, in der Mitte enge, und am Ende wieder etwas weiter, als in der Mitte. Hier am Ende befindet sich eine ovale, dünne, aber doch feste ausgespannte Haut, die Trommelhaut, die ungemein empfindlich ist. Wenn ein Thierchen, z. B. ein Floh, bis an diese Haut kommt, so erregt es die entsetzlichsten Schmerzen und ein solches Getöse, daß der Mensch wahnsinnig wird. Zum Glück ist aber dieser Fall äußerst selten, weil das Ohrenschmalz, die feinen Härchen und die vielen Krümmungen des Gehörganges den Weg dahin mit fast unübersteiglichen Hindernissen erschweren. — Die Trommelhaut scheidet den Gehörgang von der Trommelhöhle, in welcher sich vier feine, mit einander verbundene Knöchelchen befinden. Der eine von diesen Knochen heißt der Hammer, dessen Griff an der Trommelhaut hängt; der andre, der Ambos, schließt sich an den Kopf des Hammers an; zwischen dem Schenkel des Amboses und dem dritten Knochen, dem

Steigbügel, liegt das linsenförmige Beinchen, der kleinste Knochen im menschlichen Körper. Aus den Benennungen Hammer und Ambos darf man nicht schliessen, daß bei dem Schall der Hammer an den Ambos anschlage u. s. w.; denn sie sitzen fest und sind nur wegen ihrer Aehnlichkeit mit jenen Instrumenten so genannt. — Von der Trommelhöhle geht eine Röhre schief vorwärts gegen die Nase, indem sie sich gleich hinter ihr im Schlunde endigt. Da, wo sie in der Trommelhöhle ihren Ausgang hat, ist sie knöchern und enge, vorn nach der Nase zu aber knorplich und weit. Wegen dieser Gestalt heißt sie die Trompete; und von dem, der sie zuerst beschrieben hat die Eustachische.

Auf die Trommelhöhle folgt das Labyrinth, in dessen Mitte eine kleine Höhle, der Vorhof, oberwärts und vorn drei bogenförmige Röhren und unten ein schneckenförmig gewundener doppelter Kanal befindlich sind. Dieses Labyrinth ist mit Wasser angefüllt und mit Nerven versehen; auch hat es zwei Oefnungen nach der Trommelhöhle.

Welche wunderbare Anstalt für diesen Sinn! Es würde sehr schwer seyn, die Absicht und den Nutzen von jedem dieser Theile besonders anzugeben; wir können daher nur überhaupt sagen, daß sie alle darauf abzwecken, die Erschütterung der Luft, welche schallende und tönende Körper verursachen, bis zu dem Gehörnerven im Labyrinth fortzupflanzen.

Eben so künstlich, wo nicht noch künstlicher, ist die Einrichtung der Augen, die uns zu Werkzeugen des Gesichts dienen. Sie liegen in knöchernen Höhlen auf einer Lage von Fett, und können durch sechs Muskeln nach allen

allen Seiten hingedrehet werden. Die Augenlieder schützen das Auge gegen alle Gefahr und bedecken es bei Annäherung derselben auch unwillkührlich. Die Augenwimpern verwahren es gegen Staub und Insekten, und die Augenbraunen dienen theils zur Zierde, theils zur Abhaltung des herabrinnenden Schweißes. Der Augapfel ist eine länglich runde Kugel, die aus verschiednen Häuten und dazwischen befindlichen Feuchtigkeiten besteht. Zu äußerst umgibt den Augapfel die undurchsichtige und durchsichtige Hornhaut. Unter dieser liegt die weiche Gefäßhaut, deren Vorderseite die Regenbogenhaut, die Hinterseite die Traubenhaut heißt. Die Regenbogenhaut (Iris) hat strahlenförmige Streifen, welche bei einigen Menschen braun, bei andern blau u. s. w. sind, und wonach man die Farbe der Augen überhaupt benennt. Die Traubenhaut ist mit einem schwarzbraunen Schleim überzogen. In der Mitte der weichen Gefäßhaut befindet sich der Stern (Pupille), ein rundes Loch, durch welches man bis auf den Grund des Auges sehen kann, daher die schwarze Farbe desselben entsteht. Der Stern erweitert sich bei schwachem Licht und im Finstern, und verenget sich bei starkem Licht, weil die hineinfallenden Lichtstrahlen die Muskeln zum Zusammenziehen reizen. Dicht hinter der Regenbogenhaut liegt zwischen zwei Feuchtigkeiten (der sogenanten wässrigen und der glas-artigen) die Krystall-Linse, ein linsenförmiger auf beiden Seiten erhobener Körper, der aus mehrern durchsichtigen Scheiben besteht. Zwischen diesen Scheiben ist ein heller Saft enthalten, und den ganzen Körper schließt eine zarte durchsichtige Haut, wie eine Kapsel, ein. Endlich bekleidet noch den Hintergrund des Auges die Mark- oder Netzhaut, welche aus dem Sehenerven entspringt. Der Sehenerve ist ungefähr so dick, als eine Federspule, und tritt aus dem Gehirn durch die Augenhöhle in den Augapfel. Hier zerspaltet er sich in einen Büschel ungemein feiner Fäserchen, und

bildet die eben genannte Netzhaut, welche eigentlich den Eindruck von den äußern Gegenständen empfängt und durch den Stiel des Sehenerven in das Gehirn hineinleitet. Es fallen nämlich von einem leuchtenden oder erleuchteten Körper die Lichtstrahlen durch die Hornhaut in die Augen-öfnung, den Stern, werden durch den schwarzbraunen Schleim der Traubenhaut gemildert, durch die verschiednen Feuchtigkeiten und die Krystall-Linse gebrochen, und vereinigen sich zuletzt in einem Punkt auf der Netzhaut, wo sich dann der Gegenstand, von dem die Strahlen ausgiengen, abbildet, und vermittelst des Sehenervens das Bild ins Gehirn gebracht wird.

Bei allen diesen verschiednen Werkzeugen sind es immer die Nerven, welche den Eindruck von den Gegenständen aufnehmen und diese Veränderungen in uns bewirken. Der auf diese Weise entstandne Reiz der Nerven bringt aber gewöhnlich nicht Muskelbewegung, sondern Empfindung hervor, oder ein Bewußtseyn des Eindrucks, den ein Gegenstand auf das Sinneswerkzeug gemacht hat. Nur heftige äußere Reizungen der Nerven verursachen ein unwillkührliches Zusammenziehen der Muskeln und Bewegung, z. B. wenn man unversehends mit dem Finger ein glühendes Eisen berührt. Allein die willkührliche Bewegung, wovon wir oben sprachen z. B. die freie Bewegung der Gliedmaßen, hat ihren Grund in der Seele und nicht in der Einwirkung äusserer Gegenstände auf die Nerven. Die Vorstellung der Seele bringt also eine Thätigkeit, eine ähnliche Veränderung in den Nerven hervor, wie der Eindruck der Gegenstände von außen; doch hat dieser letztere mehrentheils Empfindung, die erstere mehrentheils willkührliche Bewegung zur Folge.

Es

Es gibt aber noch eine Art unwillkührlicher Bewegungen, welche ohne Willen und Bewustseyn der Seele — obwol vermuthlich nicht ohne Mitwirkung derselben — geschiehet. Hieher gehören vorzüglich der Umlauf der allgemeinen Säfte und die Absonderungen und Ausführungen in dem Magen, in den Gedärmen, Drüsen u. s. w.

Ehe wir jedoch diese Bewegungen selbst beschreiben, müssen wir zuvor die Beschaffenheit und Lage der Theile, welche dabei in Betrachtung kommen, anzeigen.

In dem ganzen Körper sind eigentlich drei große Höhlen; die Höhle der Hirnschale der Brust und des Unterleibes. Was in diesen Höhlen liegt, heißt Eingeweide Von dem Eingeweide der Hirnschale oder dem Gehirn ist bereits das Nötige bemerkt worden. Die Brusthöhle, welche durch das Zwergfell von dem Unterleibe abgesondert ist, enthält das Herz und die Lungen nebst verschiedenen auch in dem Unterleib sich verbreitenden Gefäßen. Das Zwergfell ist ein starker Muskel mit Häuten und Sehnen, der von einer Seite der Brust bis zur andern quer oder zwerg herüber geht, daher sein Name. Vorn nach der Brust zu liegt es etwas höher, als hinten, und indem es nach dem Unterleib sich hinabzieht, bildet es ein Gewölbe. Auf dem Zwergfell ruhet mit einer Seite das Herz. Dieses bestehet aus einem großen, fast kegelförmigen Muskel, der oben sehr breit und dick ist, unten aber in eine kolbigte Spitze zugeht. Es wird durch eine fleischigte Scheidewand in der Mitte, der Länge nach, in zwei gleiche Theile getheilt, deren jeder zwei Höhlen hat. Die obere heißt das Herz-ohr, die untere die Herzkammer; beide haben Gemeinschaft mit einander, aber nicht mit den Höhlen der andern Seite, von welchen sie durch die Scheidewand getrennt sind. Das Herz ist mit einer dichten Haut, wie mit einem Sack,

umgeben: man nennt sie auch den Herzbeutel. Diese Haut, eine Fortsetzung der Ribbenhaut, welche die ganze Brusthöhle bekleidet und die Ribben, das Brustbein und die Oberfläche des Zwergfells überzieht, macht auch in der Mitte der Brust zwei Abtheilungen, worin die beiden Lungen sich befinden. Die Lage des Herzens ist nicht gerade und nicht in der Mitte der Brust, sondern schräg, indem die stumpfe Spitze desselben auf der linken Seite der Brust und etwas niederwärts, der breitere Theil hingegen aufwärts und nach der rechten Seite hin liegt. Wegen dieser Lage nennt man das Herz-ohr, *) welches hinterwärts nach dem Rückgrad zu gekehrt ist, das hintere (oder linke), und eben so die Herzkammer dieser Seite, die hintere (oder linke); das auf der entgegenstehenden Seite, nach dem Brustbein und den Ribben hin gerichtete Herz-ohr heißt das vordere (rechte), und die hier befindliche Herzkammer, die vordere (linke).

Die Lungen sind weiche leichte schwammige Körper, die aus feinen Luft- und Blutgefäßen bestehen, welche alle miteinander Gemeinschaft haben. Sie entspringen aus der Luftröhre, einem an dem vordern Theile des Halses und am Zungenbeine (wo sie Kehlkopf heißt) hängenden Schlauch. Dieser Schlauch ist größtentheils aus Knorpeln gemacht, und hat oberwärts einen hervorragenden Buckel (den sogenannten Adamsapfel), der bei dem männlichen Geschlecht stärker, als bei dem weiblichen ist. Er läuft vor der Speiseröhre herunter, und ist oben mit einem Deckel versehen, welcher die

*) Eigentlich heißen die beiden obern Höhlen die Vorkammern. Sie sind mit Hervorragungen versehen, welche Herzohren genannt werden. Indessen nennen viele auch die Höhlen selbst Herzohren, so wie man auch den Gehörgang wol Ohr zu nennen pflegt.

die Oefnung verschließt, wenn wir schlingen, und nur dann sich auftut, wenn wir athmen, singen, lachen ꝛc. Geschieht dies nun, indem wir eben Speise oder Getränk hinunterschlucken wollen, so fällt leicht etwas davon in die Luftröhre und wir müssen es mit vieler Beschwerde wieder heraufhusten, oder sind in Gefahr zu ersticken, wenn es ein hartes und großes Stück ist. — Da, wo die Luftröhre an die Lungen kommt, theilt sie sich in zwei Aeste, davon der eine in die rechte, der andre in die linke Lunge geht, und deren jeder sich wiederum in unzählige kleinere Aestchen vertheilt. Die Lungen selbst liegen, wie schon gesagt, in zwei Abtheilungen, auf der rechten und linken Seite der Brust, getrennt durch das Mittelfell oder die Scheidewand, welche aus der Ribbenhaut entsteht, und die Brusthöhle in zwei Hälften theilt.

Außer dem Herzen und den Lungen erwähnten wir auch noch der Gefäße, die sich in der Brusthöhle befinden, und wovon wir hier einen allgemeinen Begriff geben müssen. Unter dem Worte Gefäße versteht man nämlich überhaupt zusammengelegte Häute, welche eine Höhle einschließen, und als Kanäle Flüssigkeiten zum Durchgang dienen. Man theilt sie ein in zuführende und zurückführende; in jenen bewegen sich die Säfte aus dem Stamme nach den Zweigen, in diesen aus den Zweigen nach dem Stamme. Diejenigen Gefäße, welche unmittelbar mit dem Herzen verbunden sind, heißen Adern, und zwar die zuführenden Arterien (Schlag-adern, Puls-adern), die zurückführenden Venen (Blut-adern). In Ansehung der Säfte, die sie enthalten, sind sie entweder rothe Arterien und Venen, wenn sie wirkliches Blut, oder seröse, wenn sie Serum führen. Von beiden, von den rothen und serösen Arterien und Venen, gibt es zweierlei Hauptstämme; der eine verbreitet sich mit immer kleinern und kleinern Aesten durch den

ganzen Körper, und dies ist die Aorte und die Hohlader; der andere geht nur durch die Lungen, nämlich die Lungenarterie und Lungenvene. Hiervon in der Folge mehr. — Diejenigen Gefäße, welche nicht unmittelbar mit dem Herzen verbunden sind, heißen nicht Adern, sondern Gefäße insbesondere, und diese sind Lymphengefäße und Absondrungsgefäße.

Unter dem Zwergfell in der Höhle des Unterleibes findet man viel mehr Eingeweide, als in der Brusthöhle, nämlich den Magen, die Gedärme, die Milchgefäße, den Brustgang, die pankreatische Drüse, die Leber, die Gallenblase, die Milz, die Nieren, die Harngänge, die Blase und die Geschlechtstheile. Die innere Seite der Höhle des Unterleibes ist eben so, wie die Brusthöhle mit einer festen Haut bekleidet, welche das Darmfell heißt, und diejenigen Eingeweide einschließt, welche zur Verdauung und Zubereitung des Nahrungssafts dienen; die übrigen Eingeweide liegen außerhalb demselben.

Der Magen macht mit dem Schlunde, der Speiseröhre und den Gedärmen ein Ganzes aus. Der Schlund ist ein fast trichterförmiger Kanal und eine Fortsetzung der innern Haut des Mundes. Da, wo dieser Kanal walzenförmig wird, nennt man ihn die Speiseröhre. Diese geht hinter der Luftröhre und dem Herzbeutel durch das Zwergfell in den Unterleib, bildet daselbst den Magen und die Gedärme und endigt sich zuletzt in den After. Es zieht sich also von der Oefnung des Mundes bis zur Oefnung des Mastdarms durch den ganzen Leib ein einziger fleischiger Kanal, der an verschiedenen Stellen eine verschiedene Weite und eine verschiedene Bestimmung hat, und hiernach auch verschiedne Namen bekommt. So wie er auf der linken Seite durch das Zwergfell in die Bauchhöhle tritt,

er-

erweitert er sich in einen großen häutigen Sack, welcher der Magen heißt. Nach der rechten Seite senkt er sich etwas hinunter, und verengert sich allmählig wieder in den eigentlichen Darmkanal. Die Gestalt des Magens ähnelt einer ovalen ausgebogenen Muschel. Er besteht aus vier Häuten, wovon einige mit vielen Blutgefäßen und Nerven versehen sind. Die innerste Haut heißt die zottige, oder flockigte, oder Sammthaut, und hat eine Menge ausdünstender und einsaugender Gefäße in Gestalt feiner Fasern und Warzen. Der Magen ist dünner, als die Speiseröhre, aber ungemein elastisch, indem er sich sehr ausdehnen läßt, und sich nachher von selbst wieder zusammenzieht. Die Oefnung des Magens auf der linken Seite, wo die Nahrung durch die Speiseröhre hineinkommt, wird der obere Magenmund, die Oefnung auf der rechten, wo sie nach der Verdauung wieder hinausgeht, der untere Magenmund oder der Pförtner genannt. Dieser kann vermittelst eines Schließmuskels (einer ringförmigen Falte) die Oefnung verschließen, so daß die Nahrung nicht eher, als bis sie in einen weichen Brei verwandelt worden ist, durchgelassen wird.

Gleich hinter dem Pförtner fängt sich der runde Darmkanal an, welcher ungefähr sechsmal so lang ist, als der ganze Körper, und also bei einem Erwachsenen von gewöhnlicher Statur etwa siebzehn Ellen mißt. Er würde bei dieser Länge nicht Raum haben, wenn er nicht auf mannigfaltige Weise gekrümmt und verschlungen wäre. Nach der verschiedenen Weite theilt man diesen Kanal überhaupt in das dünne und dicke Gedärm. Das dünne Gedärm begreift beinahe zwei Drittel des Ganzen. Der Anfang des dünnen Gedärms, vom Magen an gerechnet, heißt der Zwölffingerdarm, weil er ungefähr zwölf Querfinger breit oder zwölf Zoll lang ist. Hierauf folgt der Leerdarm, den man gewöhnlich in Leichnamen leer findet, und endlich der Grimmdarm,

darm, worin das Bauchgrimmen vorzüglich empfunden werden soll. Uebrigens ist zwischen dem Leerdarm und dem Grimmdarm kein beträchtlicher Unterschied weiter, und ihre Gränze nicht einmal recht bestimmt; doch hat der erstere mehr Blut- und Milchgefäße, und der letztere mehr Schleimdrüsen. Von dem dicken Gedärm, welches da anfängt, wo der Grimmdarm aufhört, hat man ebenfalls drei Abtheilungen, den Blinddarm, den Krummdarm und den Mastdarm. Der Blinddarm führt seinen Namen daher, weil er bei seinem Anfang an der Seite des Grimmdarms eine kleine Höhle bildet, die keinen Ausgang hat, und eine solche Höhle pflegt man in der Anatomie eine blinde Höhle zu nennen. Der Krummdarm zeichnet sich durch seine vielen und großen Krümmungen vor andern aus, und ist der längste Theil des dicken Gedärms. In dem Becken, wo sich seine letzte Biegung endigt, geht der Mastdarm an, der sich gerade herunter (wie ein Mast) bis zu seiner Oeffnung, dem After, erstreckt. Er hat stärkere Muskeln, als die übrigen Gedärme, und am Ende besonders zwei Schließmuskeln, welche den After verschließen, und ihn nur alsdann öffnen, wenn sie durch den Druck und die Schärfe des Koths gereizt werden.

Nächst dem Magen und den Gedärmen bemerken wir die Milchgefäße, die sich hauptsächlich in dem Gekröse finden. Das Gekröse entsteht von dem Darmfell, und zeigt sich in doppelten Blättchen, welche mit Fett, Drüsen und Gefäßen angefüllt sind. Es umgibt das unter dem Magen liegende dünne Gedärm, und dient theils zu dessen Festhaltung in der gehörigen Lage, theils zur Aufnahme des Nahrungssafts aus den Gedärmen. Dies letztere geschieht eben vermittelst der überaus feinen Gefäße auf der Oberfläche des Gekröses. Sie heißen Milchgefäße, weil der in den Gedärmen bereitete Nahrungssaft, wie eine dünne Milch aussieht.

sieht. Aus den Milchgefäßen tritt jener Saft in die Gekrösdrüsen, dann wieder in andre Milchgefäße, und zuletzt in den allgemeinen Milchbehälter, den Milchsack, welcher am Rückgrad in der Gegend des ersten und zweiten Lendenwirbelbeins liegt. Der Milchsack gießt den Nahrungssaft ferner in den Brustgang, einen dünnen Kanal, der an dem Rückgrad in die Höhe steigt, durch die Brusthöhle zwischen den Rückenwirbelbeinen fortgeht und sich oben am Anfange der Brust in die Schlüsselbein-Blut-ader ausleert.

Die pankreatische Drüse *) (Magendrüse) ist in einer Falte des Gekröses unter dem Magen befestigt. Sie hat eine längliche Gestalt, und bereitet einen speichel-artigen Saft, der sich in den zwölffingerdarm ergießt.

Die Leber, das größte Eingeweide des Unterleibes, liegt auf der rechten Seite unter dem kurzen Ribben. Mit ihrer gewölbten Oberfläche berührt sie das Zwergfell, und mit der untern ausgehöhlten Fläche ruht sie auf dem Krummdarm. Sie ist ein drüsen-artiges Eingeweide und aus einer unzähligen Menge von Gefäßen zusammengesetzt, wovon besonders die Pfort-ader, die Leber-pulsader und die Gallengänge merkwürdig sind. Aus dem Blute, welches die Pfort-ader der Leber zuführt, wird die Galle abgesondert. Diese tritt entweder durch die Gallengänge in den zwölffingerdarm, oder sie sammelt sich, wenn sie überflüssig vor-

*) Drüsen nennt man Absonderungs-werkzeuge, die nicht hohl sind, sondern eine volle Masse ausmachen und die den ganzen Stoff ihrer Absonderung bloß durch zuführende Gefäße erhalten, auch den abgesonderten Saft durch wahre Auswurfsgänge abführen. Sie bestehen übrigens aus einem Gewebe zarter Gefäße, mit Adern, Nerven ꝛc. durchflochten.

vorhanden ist, in der an der untern Fläche der Leber befindlichen Gallenblase. Die erstere heißt Lebergalle, und ist flüssiger, weniger bitter und unkräftiger, als die Blasengalle. Wenn der Magen mit Speisen angefüllt ist, so wird die Galle durch den Druck desselben auf die Gallenblase herausgepreßt und ebenfalls in den zwölffingerdarm geführt.

Die Milz, ein länglich runder, oben gewölbter und unten hohler Körper, liegt auf der rechten Seite, der Leber gegenüber. Ihr schwammigtes Wesen ähnelt den Lungen, die Farbe ist blauröthlich. Die vielen Blutgefäße, welche sich in derselben befinden, scheinen dazu bestimmt zu seyn, das Blut zur Bereitung der Galle geschickt zu machen, denn es wird vermittelst der Pfort-ader aus der Milz in die Leber geleitet.

Die Nieren sitzen hinten zwischen den letzten kurzen Ribben und werden durch einige Falten des Darmfells an den Grimmdarm, die Leber und Milz befestigt. Sie sind aus feinen Gefäßen künstlich gewebt und sondern aus dem Blute, welches sie von der großen Pulsader erhalten, die wäßrige Feuchtigkeit, den Harn, ab. Dieser wird sodann aus den Nieren in das Becken, aus diesem in die Harngänge und von den Harngängen in die Harn- oder Urinblase geführt. Die Oefnung der Urinblase, welche wie der After, durch einen Schließmuskel zugeschnürt werden kann, endigt sich in einen Kanal, der eine Fortsetzung der beiden innern Häute der Blase ist, und die Harnröhre heißt. Durch diese geht der Urin aus dem Körper hinaus.

Die Geschlechtstheile stehen mit den Harnwerkzeugen in Verbindung. In dem männlichen Körper entspringen aus der großen Puls-ader an der linken Seite des Rückgrads in der Gegend der Nieren zwei Aederchen, kaum

kaum so dick, wie starke Zwirnfäden. Diese krümmen sich gegen die Schooßbeine hin und gehen durch zwei kleine runde Oefnungen des Bauchs (die Bauchringe) in den häutigen Beutel, der außerhalb des Bauchfelles zwischen den Schenkeln liegt, und der Hodensack heißt. In demselben bilden jene Aederchen (der Samenstrang) zwei eiförmige Körper, die Hoden *), welche also nichts anders sind, als zusammengewickelte Samenstränge, durch Zellgewebe, Gefäße und Nerven mit einander verbunden. In der Dikke gleichen sie dem feinsten Haar, und ihre Länge beträgt, wenn man sie auseinander wickelt, über drei hundert Ellen. Aus dem Blute, welches durch den gedachten Samenstrang in die Hoden hinabsteigt, wird hier auf eine wunderbare Weise der weiße zähe Saft, der Same, bereitet, und was nach der Abscheidung des Samens von dem Blute noch übrig ist, das geht durch zurückführende Aederchen wieder in die große Blut-ader und nach dem Herzen hin. Der Same selbst nimmt durch andre zarte Kanäle seinen Gang nach den Samenbläschen, die unter der Harnblase liegen, wo er eben so, wie die Galle in der Gallenblase, erst recht reif und kräftig wird. Die Samenbläschen haben vermittelst eines ausführenden Ganges Gemeinschaft mit der Harnröhre, durch welche sich der Same bei entstandenem Reiz ergießt. Dies geschieht im männlichen Alter zuweilen unwillkührlich, im Schlaf, wenn der Ueberfluß und die Hitze des Samens die Samenbläschen reizt. Aber vor jenem Zeitpunkte erhält der Same den Grad der Reife und der Vollkommenheit nicht, daß er durch eigne Kraft die Gefäße reizen kann, sondern er

*) oder Zeugen (der Mannheit) testes. Auch wurde in den römischen Gerichten derjenige, dem diese Theile fehlten, nicht zum Zeugen angenommen.

er wird, ohne in den Samenbläschen so lange zu verweilen, durch zurückführende Gefäße wieder in das Blut gebracht, indem er, als der edelste Saft des Körpers, demselben Leben, Wärme und Stärke geben soll. Und selbst in den männlichen Jahren sind die unwillkührlichen Samenergießungen bei unverdorbener Natur selten, weil ebenfalls der Ueberfluß des gereiften Samens mehrentheils ins Blut zurücktritt, wenn er nicht mittelst der Begattung aus dem Körper geschafft wird.

In dem weiblichen Körper finden sich ähnliche Adern, wie die männlichen Samenadern und an eben den Orten; allein sie gehen nicht durch die Bauchringe heraus, sondern verbreiten sich gleich unter den dünnen Gedärmen in die beiden Eierstöcke, denen sie das nöthige Blut zuführen. Die Eierstöcke haben eine länglich runde, etwas platt gedrückte Gestalt, und sehen weißgelblich aus. Sie bestehen auch aus vielen Gefäßen, Adern und Nerven, und enthalten zusammen etwa dreißig bis vierzig kleine Bläschen, die mit einem eiweißartigen Saft angefüllt sind. Diese Bläschen oder Eierchen hängen nur locker mit den Eierstöcken selbst zusammen. Jedes liegt in einem besondern Grübchen auf der Oberfläche, und man sieht unter ihnen größere und kleinere, d. i. reife und unreife. Bei der Befruchtung fällt, durch die Kraft des männlichen Samens bewegt, das reifste Ei ab, und senkt sich in die Gebärmutter. Die Gebärmutter liegt aber nicht nahe an den Eierstöcken, sondern sie ist ungefähr zwei Zoll weit davon zwischen der Harnblase und dem Mastdarm mit verschiednen Bändern befestigt. Von den Eierstöcken gehen nun bis zur Gebärmutter zwei trompetenförmige Kanäle, die man die Fallopischen Gänge (von Fallop, einem Arzt, der sie zuerst entdeckt hat) oder Muttertrompeten zu nennen pflegt. Durch diese Kanäle gelangt das befruchtete Ei in die Gebärmutter, deren Gestalt

stalt schon in dem ersten Kapitel beschrieben ist. Der engere Theil, oder der Hals der Gebärmutter, tritt ein wenig in die Mutterscheide hervor. Die Mutterscheide ist ein fünf- bis sieben Zoll langer, mit vielen Querfalten versehener, sehr empfindlicher Kanal, der eine beträchtliche Elasticität besitzt. Ihre Oefnung und die sie umgebende Theile heißen die äußere Schaam. Dicht über dieser Oefnung befindet sich zur Ausführung des Urins die Harnröhre, welche weiter, als die männliche, aber ungemein kurz ist. Die Mutterscheide selbst dient hauptsächlich zur Aufnahme des männlichen Geschlechtsglieds bei der Begattung. Merkwürdig ist es, daß die Falten in der Mutterscheide sich im Alter verlieren. So wie die äußern Runzeln des Hodensacks bei dem männlichen Geschlecht.

Jetzt müssen wir nun noch einige von den Wirkungen anzeigen, welche aus den unwillkührlichen Bewegungen der hier beschriebenen Theile des Körpers entstehen. Man pflegt diese Wirkungen Geschäfte des Körpers zu nennen. Einige derselben sind zum Leben unentbehrlich und ihre Unterbrechung zieht sogleich den Tod nach sich; andre sind zwar auch zur Erhaltung des Lebens nothwendig, aber sie können doch bis zu einem gewissen Grade und auf einige Zeit ohne Lebensgefahr unterbrochen werden, wiewol die Gesundheit mehr oder weniger darunter leidet. Zu den erstern gehören der Kreislauf des Bluts und das Athemholen, zu den letztern die Verdauung, die Bereitung des Bluts aus der Nahrungsmilch, die Absonderung verschiedner nützlicher Säfte und die Ausleerung.

Was den Kreislauf des Bluts und das Athemholen betrift, so werden sie vornämlich durch das Herz, die Lungen und die Blutgefäße betrieben, welche Theile wir in Ansehung ihrer Lage und Beschaffenheit nun schon ken-

nen; jedoch müssen wir von den Blutgefäßen vorläufig noch folgendes bemerken:

Man sieht in dem menschlichen Körper zwei Hauptsysteme von Arterien und Venen. Das eine verbreitet sich mit seinen Aesten und Zweigen überall durch den Körper; das andre nur durch die Lungen. Jenes besteht aus der Aorte und Hohl-ader; dieses aus der Lungen-arterie und Lungenvene. Die Aorte (große Puls-ader, Schlagader) und die Hohl-ader stehen neben einander – erstere zur Linken, letztere zur Rechten — hinten am Rückgrad, als zwei gerade starke Stämme, die sich nach dem Bauch und den untern Gliedmaßen zu in Wurzeln, und nach den obern Gliedmaßen und dem Kopfe hinauf in Aeste und Zweige vertheilen.

Mit dem Herzen haben beide, die Aorte und die Hohlader, eine genaue Verbindung, und sind mit demselben verwachsen. Die Aorte geht nämlich mit einer Oefnung in die hintere Herzkammer, und die Hohl-ader in das vordere Herz-ohr. Der Stamm der Hohl-ader ist aber gerade hier getheilt, so daß der obere kürzere Theil mit den oberwärts sich verbreitenden Aesten und Zweigen ein Ganzes für sich, und eben so der untere Theil des Stammes mit seinen Aesten und Zweigen auch ein besonderes Ganze macht. Daher nennt man jenes die obere und dieses die untere Hohlader. Es treffen jedoch die offnen Enden des gleichsam von einander geschnittnen Stammes in der rechten Vorkammer zusammen, und scheinen dem äußern Ansehen nach eben so, wie die Aorte aus einem Stück zu bestehen.

Der Hauptstamm der Lungen-Arterie oder Lungenpulsader kommt aus der vordern Herzkammer und theilet sich in zwei Aeste, wovon der eine in die rechte, der andre

dre in die linke Lunge geht. Jeder dieser Aeste vertheilt sich in unzählich viel Zweige durch die Lungen hin. Die Hauptmündung der Lungenvene oder Lungenblut-ader öffnet sich in die linke Vorkammer. An demselben sind aber ebenfalls zwei stärkere Aeste und eine Menge kleiner Zweige, die sich durch beide Lungen verbreiten.

Alle diese Adern kommen also in einem gemeinschaftlichen Mittelpunkte, dem Herzen zusammen, dessen stete Bewegung, d. i. wechselsweise Ausdehnung und Zusammenziehung, den Kreislauf des Bluts bewirkt. Denn indem das Blut aus der obern und untern Hohl-ader sich in die rechte Vorkammer ergießt, so zieht sich dieses zusammen, und treibt es in die vordere Herzkammer, die sich sogleich ebenfalls zusammenzieht, und dadurch das Blut in die Lungenpuls-ader stößt, durch deren Aeste und Zweige es sich allenthalben in den Lungen verbreitet. Die Enden der Zweige der Lungenpuls-ader sind mit den Oefnungen der kleinsten Blut-adern verbunden, daher tritt das Blut aus jenen in diese, läuft aus den Zweigen in die Aeste und aus den Aesten durch die Hauptmündung in die linke Vorkammer. Nun zieht sich diese zusammen und quetscht das empfangene Blut in die linke Herzkammer, welche sich sodann auch zusammenzieht und es zuletzt in die Aorte drängt. Die Aorte leitet das Blut mittelst ihrer Aeste und Zweige in dem ganzen Körper umher, und da sich die Spitzen der Zweige mit den dünnen Anfängen der Hohl-ader vereinigen; so geht es aus den Enden der Aorte in die Anfänge der Hohl-ader über. Von hier wird es in die immer dickern Kanäle nach dem Herzen zugeführt, und stürzt sich endlich aus den Mündungen der obern und untern Hohl ader in die rechte Vorkammer, wo es den beschriebenen Kreislauf von neuem anfängt.

Den Umlauf des Bluts durch die Lungen, von den Lungenpuls-adern an bis zu den Lungenblut-adern nennt man den kleinern; der größere ist der von der Aorte bis zu den Mündungen der obern und untern Hohl-ader.

In der Aorte, und überhaupt in den Puls-adern, läuft das Blut von den Stamm in die Aeste und Zweige; bei der Hohl-ader (den Blut-adern insgemein) verhält sichs umgekehrt, denn das Blut läuft aus den dünnen Zweigen, welche mit den Zweigen der Puls-ader zusammentreffen, in die Aeste und den Stamm zurück.

Die Puls-adern haben eine dickere, stärkere und elastischere Haut, als die Blut-adern die großen liegen auch meistens tief im Fleische oder auf den Knochen, weil ihre Verletzung gefährlich ist. Zwischen den Häuten der Puls-adern laufen zugleich Muskelfasern hin, wodurch sie eine eigne Reizbarkeit erhalten, und sich eben so, wie das Herz wechselsweise verengern und erweitern, um das Blut fortzutreiben. Die Erweiterung und Verengerung derselben macht den Pulsschlag.

Die Blut-adern sind im Ganzen genommen weiter, als die Puls-adern, sie haben dünnere Häute und nur in den Stämmen nahe am Herzen Muskelfasern und eine zusammenziehende Kraft. Das Blut bewegt sich daher in den vom Herzen entfernten Blut-adern viel langsamer und ruhiger, als in den Puls-adern, und es wird größtentheils nur durch die Bewegung des Herzens und der Puls-adern fortgetrieben. Ein besondrer Unterschied der Blut-adern von den Puls-adern ist noch der, daß der meiste Theil der größern Blut-adern hin und wieder mit Klappen versehen ist, welche den Rückfluß des Bluts nach den Puls-adern verhindern. Dieser Kreislauf des Bluts geschieht mit bewun-

wundernswürdiger Geschwindigkeit. Man rechnet den Weg, den das Blut auf diese Weise durch den ganzen Körper nehmen muß, zu hundert und vierzig bis funfzig Fuß, und diesen vollendet es in wenig Minuten. Die ganze Blutmasse — bei einem Erwachsnen etwa 24 Pfund — wird in einer Stunde etwa zwanzigmal umgetrieben.

Der Zweck dieser Einrichtung ist, theils die Mischung des Bluts und die Erwärmung und Belebung des ganzen Körpers, theils die Ernährung desselben und die Absonderung verschiedener Säfte. Denn nicht alle Puls-adern endigen sich in Blut-adern, sondern mehrere der feinsten kaum noch sichtbaren Zweige verlieren sich in dem Muskelfleisch, und andre gehen in ausdünstende und lympathische Gefäße über.

Auf den Blut-umlauf hat das Athemholen einen wichtigen Einfluß. Durch dasselbe wird die Bewegung, vornehmlich der Blut-adern befördert und das Blut selbst gereinigt und erfrischt. Die Werkzeuge des Athemholens sind die Lungen, die sich wechselsweise ausdehnen und zusammenziehen. Sie dehnen sich aus, wenn sie Luft einziehen und damit angefüllt werden; sie ziehen sich zusammen wenn sie Luft ausstoßen.

Unter den übrigen Geschäften des Körpers ist die Verdauung das vornehmste. Hierzu tragen zwar mehrere Theile des Leibes bei, jedoch hauptsächlich der Magen. Die festen Nahrungsmittel werden schon im Munde zur Verdauung vorbereitet, indem die Zähne sie zermalmen und der Speichel, welcher aus verschiednen Drüsen im Munde quillet, sich mit ihnen vermischt und sie auflöset. Durch die Muskelbewegung des Schlundes in der Speiseröhre gelangen die zermalten Speisen in den Magen. Hier werden die Speisen vollends in einen weichen Brei verwandelt und aufgelöst, d. i. sie werden verdauet. Zur Verdauung wirken mehre-

re Kräfte mit. Der Magensaft, welcher aus verschiedenen kleinen Gefäßen im Magen ausdünstet und eben so, wie der Speichel, seifenartig ist, trägt vorzüglich dazu bei, indem er in die Zwischenräume der Speisen eindringt, sie trennt und auflöset, und sich mit ihnen vermischet. Auch hindert er die Fäulniß derselben und das Anhängen an die Falten des Magens. Wenn keine Speisen im Magen vorhanden sind, so häuft er sich an, wird zähe und scharf, und reizt die Nerven des Magens, wodurch die unangenehme Empfindung des Hungers entsteht. Er ist aber auch alsdann zur Verdauung am geschicktesten. Vieles Trinken kurz vor dem Essen verdünnet ihn und macht ihn unkräftig. *) Außerdem wird die Verdauung noch befördert durch die Wärme, durch die mit den Speisen in den Magen gebrachte und daselbst sich entwickelnde Luft, und durch die wurmförmige Bewegung des Magens. Wärme und Luft helfen die Speisen auflösen, und die Bewe-

*) Man hat mit dem Magensaft in neuern Zeiten viele Versuche angestellt, um die Kräfte desselben zu erforschen. Ein Kaninchen, welches achtzehn Stunden gefastet hatte, wurde getödtet, und ihm dann sogleich noch angefeuchtetes Brod in den Magen gebracht; als man es nach sechszehn Stunden öffnete, fand man das Brod in einen klebrigten Saft verwandelt und ein Drittel davon war in dem zwölffingerdarm schon in Milchsaft übergegangen.

Der Magensaft hat sich auch als ein Heilmittel bösartiger Geschwüre und Wunden bewährt gezeigt, ja sogar innerlich in Magenkrankheiten, Fiebern ꝛc. ist er mit Nutzen gebraucht worden. Seine Wirksamkeit ist aber nach der Verschiedenheit der Thiere, von welchen er genommen wird, verschieden. Am kräftigsten beweist sich der Magensaft der Raubvögel. Hiervon und von der Art, ihn aus den Thieren zu erhalten, ohne sie zu tödten, s. das Goth. Magazin für Phys. und Naturgesch. des 3ten B. 3tes St. S. 80.

wegung des Magens quetscht sie gelinde und befördert ihre Mischung. Diese Bewegung, die ununterbrochen, obwol nicht immer gleich stark, fortdauert, hat zwar ihren Grund in der eigenthümlichen Reizbarkeit des Magens, sie wird aber auch durch die Bewegung des Zwergfelles und der Bauchmuskeln unterstützt. Wenn der Magen leer ist, so verursacht die Bewegung ein Reiben der Falten im Magen an einander, und das Gefühl des Hungers. Von Speisen ausgedehnt, äußert der Magen seine elastische Kraft und bewegt sich stärker. Uebrigens dient die wurmförmige Bewegung, welche von dem obern Magenmund anfängt, und nach dem untern hin fortgeht *), hauptsächlich mit zur Hinausschaffung der verdaueten Speisen in den zwölffingerdarm. Sie werden aber von dem Pförtner, d. i. dem untern Magenmund, nicht eher hinausgelassen, als bis alles ein weicher Brei geworden ist. Bei einem gesunden Menschen kann dies in einer Zeit von fünf bis sechs Stunden geschehen seyn. Schwäche der Verdauungskraft und andre Umstände verzögern die Verdauung. Bleiben die Speisen über vier und zwanzig Stunden unverdauet im Magen liegen, so werden sie sauer und fangen an in Fäulniß überzugehen, welches mancherlei Uebel zur Folge hat.

Ist der Nahrungsbrei aus dem Magen in den zwölffingerdarm übergegangen, so mischt sich der Saft der Gekrösdrüse (Magendrüse, pankreatische Drüse) und die Galle, deren Kanäle sich dahinter ergießen, darunter, wodurch die Auflösung des Breies noch weiter getrieben wird. Die wurmförmige Bewegung der Gedärme hat eben die Wirkung, wie die Bewegung des Magens, sie treibt die erweichte Masse allmählig näher nach dem After hin. Da auch in

*) Eine entgegengesetzte Bewegung vom untern nach dem obern Magenmund hin, ist die Ursach des Erbrechens.

den dünnen Gedärmen sich Feuchtigkeiten *) absondern und mit dem Brei vermischen, so muß derselbe immer dünner werden, je weiter er kommt. In dem Leerdarm ist er fast ganz flüssig; daher er auch alsdann Nahrungssaft heißt; er gleicht einer dünnen weißlichten Milch. Das feinste dieses Safts wird von unzähligen kleinen Gefäßen, welche sich auf der Sammthaut der Gedärme befinden, eingesogen, und auf dem nachher zu beschreibenden Wege dem Blute zugeführt: das Gröbere aber nach den dicken Gedärmen fortgeschaft und durch den After ausgeworfen. Von dem Leerdarm an, der die meisten Einsaugegefäße hat, wird nun der Nahrungssaft nach und nach wieder dicker und brei-ähnlich, weil ihm das Flüssige durch jene Gefäße entzogen ward. In den dicken Gedärmen fängt der Unrath an in Fäulniß überzugehen und einen übeln Geruch anzunehmen. Die Ausleerung kann im gesunden Zustande ungefähr zwölf Stunden nach dem Genuß der Speisen erfolgen. Auch läßt sich die Natur an bestimmte Zeiten gewöhnen.

Der Zweck des Essens und Trinkens und der Verdauung ist die Ernährung, d. i. der Ersatz derjenigen Theile des Körpers, welche durch die Bewegung und Ausdünstung verloren gehen. Wenn der Körper mehr Theile wieder erhält, als er verlohren hat, so ist die Ernährung vollkommen, und die Kräfte nehmen zu; im Gegentheil aber nehmen

*) Dies ist der sogenannte Darmsaft, welcher aus den kleinen Arterien in den Gedärmen ausdünstet. Er hat Aehnlichkeit mit dem Magensaft. Hiervon ist der Magenschleim und der Darmschleim verschieden, die als schlüpfrige und schleimige Säfte die Oberfläche des Magens und der Gedärme gegen die angreifende Schärfe der fremden Theile schützen. Sie werden aus besondern Drüsen abgeschieden.

men sie ab. Die eigentlich nährenden Theile sind diejenigen, welche mit dem Blute vermischt, sich in die Natur desselben verwandeln lassen. Diese werden auf die vorbeschriebene Weise von den aufgelösten Speisen abgeschieden und in's Blut geführt. Sehr nahrhafte Speisen, vornehmlich aber Getränke, geben schon im Munde nährende Theile von sich, und stärken den Körper, wie man unter andern an der augenblicklichen Erquickung eines vom Hunger Entkräfteten sehen kann *). Auch gibt es im Munde, in der Speiseröhre, im Magen eben sowohl einsaugende Gefäße, als in den Gedärmen, und es werden also schon auf dem ganzen Wege, den die Nahrungsmittel bis zu den dünnen Gedärmen hin nehmen müssen, nährende Theile aus denselben gezogen. Allein das meiste wird doch erst in den dünnen Gedärmen selbst, wo der Nahrungsbrei völlig aufgelöst und flüssig gemacht ist, abgesondert und von den Einsaugegefäßen aufgenommen. Dieser milch-ähnliche Nahrungssaft besteht größtentheils aus Oehl und Wasser. Er tritt aus den Milchgefäßen der Gedärme in die Milchgefäße und Drüsen des Gekröses, und aus diesen sammelt er sich zuletzt in dem allgemeinen Milchbehälter, einer Blase in der Gegend des zweiten Lendenwirbelbeins auf der linken Seite des Rückgrads. Durch den Hals dieser Blase steigt die Nahrungsmilch in den Brustgang, der auf der rechten Seite des Rückgrads liegt, und, wie schon vorher bemerkt worden ist, sich oberwärts in die Schlüsselbeinblut-ader ergießt. Unterwegens nimmt der Brustgang noch die einsaugenden Gefäße des Magens und Schlundes auf.

*) Der berühmte Rosen von Rosenstein hielt einst in seiner Achselhöhle einen Thermometer, und er zeigte 95 Grad Wärme an. Kaum hatte er aber ein wenig Wein in den Mund genommen (ohne ihn hinunter zu schlucken), so stieg der Thermometer ein Grad höher!

auf. Von der Schlüsselblut- aber geht die Nahrungsmilch mit dem Blute vermischt ins Herz, und nach etlichen Stunden ist sie in Blut verwandelt.

Durch das Blut nun wird der Körper ernährt, folglich müssen in dem Blute die wesentlichen Bestandtheile aller festen und flüssigen Theile des Körpers, befindlich seyn. Auch lehrt die Scheidekunst, daß das Blut eben so, wie die Knochen, Muskeln ꝛc. aus Erde, Wasser, Phlogiste.. und fixer Luft besteht. In den verschiednen Gefäßen, wohin das Blut geleitet wird, geht die wunderbare Verwandlung desselben vor. Der größte Theil dieser Gefäße ist so fein und künstlich gebauet, daß man den Mechanismus ihrer Verrichtungen nicht ergründen kann. Im allgemeinen scheint Absondrung und Mischung der Bestandtheile des Bluts ihr Hauptgeschäft zu seyn. Hierdurch wird nicht nur der Abgang der Theile des Körpers ersetzt, sondern auch eine Menge von ungleichartigen Säften aus dem Blute bereitet, welche entweder im Körper bleiben und zu mancherlei Zwecken dienen; oder aus demselben als überflüssig abgeführt werden. Säfte der ersten Art sind die Lymphe, der Speichel, der Magensaft, der Darmsaft, der Gekrösdrüsensaft, die öhligte Feuchtigkeit, welche die Gelenke geschmeidig erhält (Gelenkschmiere), das Fett, das Gehirn- und Nervenmark, der Same. Die Ausleerung überflüssiger Säfte aus dem Blute geschehen hauptsächlich durch den Urin und die Ausdünstung. Von den meisten jener Säfte ist schon vorher gelegentlich gesprochen worden; hier also nur noch über einige derselben ein paar Bemerkungen.

Die Lymphe ist eine gallerichte Feuchtigkeit, welche in einem besondern System von Gefäßen umläuft. Diese Gefäße entspringen überall im ganzen Körper aus dem

Zell-

Zellgewebe, sind den Blut-adern ähnlich, aber viel zarter und feiner, und endigen sich sämmtlich in dem Brustgang, in welchen sich die Lymphe ergießt und mit dem Milchsaft vermischt ins Blut geführt wird. Hin und wieder bilden sie Drüsen, worin die Lymphe einige Zeit verweilt und bearbeitet wird, ehe sie weiter läuft. Mit den Blut-adern haben sie keinen Zusammenhang. Man glaubt, daß die Lymphe aus dem Blute abgesondert werde, und daß die allerfeinsten Arterien, worinn sich nicht mehr rothes Blut, sondern Lymphe befinde, sie den Lymphengefäßen zuführen. Demnach wäre die Lymphe der abgeschiedne wässrige Theil des Bluts *) (das Fließwasser), welcher von einigen der kleinsten Puls-adern in die Lymphengefäße geleitet würde, und durch den Brustkanal wieder ins Blut zurückgienge, so wie hingegen aus andern kleinen Puls-adern das wahre Blut in die Venen (Blutadern) tritt und durch dieselben ins Herz zurückgebracht wird. Allein andre Physiologen machen einen Unterschied zwischen der Lymphe und dem dünnern Theil des Bluts, welchen sie Serum nennen, und behaupten, daß die Lymphe nicht zunächst aus dem Blute abgesetzt werde. Siehe Platners neue Anthrop. erst. B. S. 6.

Das Feinste und Edelste, was aus dem Blute geschieden wird, ist das Gehirn und Nervenmark und der Same. Von der gehörigen Menge und Beschaffenheit derselben hängt Leben und Gesundheit des Körpers

*) In dem Blute unterscheidet man bekanntlich den rothen Theil, der aus lauter Kügelchen besteht und viel Brennbares und Erdiges enthält, und das Blutwasser. Letzteres besteht wiederum aus der gallerichten Feuchtigkeit (Lymphe), welche in starker Hitze, wie Eiweiß gerinnt, und dem eigentlich wässrigen Theil.

pers und die Stärke der Denkkraft ab. Auch scheint der Same dem Wesen nach einerlei Natur mit dem Gehirn und Nervenmark zu haben. So wie dieses die Hülle, das Werkzeug des belebenden Stoffs ist, den wir, als die Quelle der Bewegung und Empfindung ansehen; eben so auch der Same. Daher kann nur nach vollendetem Wachsthum der Ueberfluß desselben ohne merklichen Verlust der Lebenskraft aus dem Körper geführt werden. Der Theil jenes Stofs, welchen die Natur auf die Bereitung des Samens verwendet, wird dem Gehirn und den Nerven entzogen; sie leiden jedoch nicht darunter, so lange der Same sich noch im Körper befindet, und sein geistiger Hauch dieselben durchdringt. Je häufiger aber der Same aus dem Körper geschafft wird, desto mehr verliert das Gehirn und Nervenmark von seiner belebenden Kraft, und die ganze Maschine, die nur allein durch diese Kraft im Gange erhalten wird, geräth in die schrecklichste Unordnung. Die genaue Verbindung des Samens mit den Nerven zeigt am augenscheinlichsten diejenige fürchterliche und bisher unheilbare Krankheit, welche auf die Verschwendung jenes edlen Safts endlich zu erfolgen pflegt, die Rückendarre, wo das Rückenmark aus Mangel an Zufluß des Lebensstoffs nach und nach verschwindet und sodann alle Empfindung und Bewegung aufhört.

Diese Verrichtungen des Körpers, die zu seiner Erhaltung nothwendig sind, geschehen also ohne unser Zuthun von selbst, oder vielmehr durch eine verborgene Kraft. Allein welche Kraft, welche Triebfeder ist es, die alle Räder unsrer künstlichen Maschine in steter Bewegung erhält? —

Wir

Wir wissen, daß die willkührliche Bewegung unsers Leibes nur vermittelst der Muskeln bewirkt wird, welche von den Nerven gereizt, sich zusammenziehen; ferner, daß die Nerven gereizt, d. i. in Thätigkeit gesetzt werden, entweder durch Einwirkung äußerer Gegenstände, oder durch Zurückwirkung der Seele auf die Nerven, daß es folglich zwei mittelbare Ursachen der Bewegung des Körpers gibt; Eindruck der Gegenstände von außen und Wirkung einer Kraft von innen auf die Nerven. Sind nun eben dies auch die Ursachen der unwillkührlichen Bewegungen und der vorhin beschriebenen Verrichtungen des Körpers? oder wirkt hier nur eine derselben? oder gar keine? und haben die erwähnten Geschäfte, als: der Kreislauf des Bluts, das Athemholen, die Verdauung ꝛc. andre Triebfedern, als die willkührlichen Bewegungen? Hierüber streiten die Physiologen noch bis jetzt, und sind in ihren Meinungen getheilt. Vorzüglich trift dieser Streit die Grund-ursach der Bewegung des Herzens, denn von ihr hängt bekanntlich der Kreislauf des Bluts und mittelbar fast das ganze System der unwillkührlichen Bewegungen ab. Das Herz ist, wie wir oben bemerkt haben, ein starker Muskel, dessen wechselsweises Zusammenziehen und Ausdehnen unaufhörlich fortdauert, so lange wir leben. Wenn diese Bewegung des Herzens die nämliche Ursach haben soll, wie die Bewegung andrer Muskeln; so müssen auch nothwendig Nerven mit demselben in unmittelbarer Verbindung stehen. Allein dies wird von Vielen geläugnet *), indem man sich theils auf den Augenschein beruft, welcher zeige, daß kein Nerve in die Muskelfasern des Herzens gehe; theils auf die Unempfindlichkeit des Herzens selbst, welche aus dem Mangel der Nerven entsteht. Die letz-

*) Unter andern in der zu Mainz erschienenen dissertatio inauguralis, qua demonstratur, cor nervis carere etc. auctore, I. B. Behrends.

letztere beweiset man daher, weil sich in geöffneten Leichnamen oft beträchtliche Auswüchse und andre Fehler am Herzen finden, welche doch diesen Personen bei ihrem Leben nie schmerzhafte Empfindungen verursacht haben. Auch sey bekannt, daß Opium die Nervenkraft vertilge, aber nicht die Kraft des Herzens. Mit diesen und andern Gründen sucht man die Reizbarkeit, als unabhängig von der Nervenkraft und den Muskelfiebern wesentlich vorzustellen. Diese eigenthümliche Reizbarkeit, welche in dem Wesen und dem Bau der Muskeln selbst ihren Grund habe, sey dann auch die Hauptursach von der Bewegung des Herzens, wozu aber noch die Wärme, das Blut und andre äußere Reizungen, z. B. in den Lungen die Luft und in dem Magen und den Gedärmen die Nahrungsmaterie, als mitwirkende Ursachen angenommen werden müssen.

Auf der andern Seite behauptet man, daß es gar keine Muskelfiebern ohne Nerven gebe, und daß dieselben gewiß darin befindlich seyn, wenn man sie auch wegen ihrer Feinheit nicht bis in jede Muskel mit den Augen verfolgen könne. Von den übrigen Muskeln im ganzen Körper sey dies auch nie zweifelhaft gewesen, nur das Herz schiene eine Ausnahme zu machen, weil die Nerven desselben nicht so zu erkennen seyn, wie in andern Muskeln. Das wirkliche Daseyn der Herznerven erhelle aber eben aus der starken Reizbarkeit, welche ohne Nerven nicht Statt finde. Ganz unempfindlich sey das Herz nicht, sondern nur wegen seiner steten Bewegung und der immer fortwirkenden Reize weniger empfindlich, als andre mit Nerven versehene Theile. Solche und noch mehr Beweise stellt man der ersten Meinung entgegen, und schreibt die Bewegung des Herzens sowohl, als die übrigen unwillkührlichen Bewegungen, den durch die Seele in Thätigkeit gesetzten Nerven zu. Dies geschieht jedoch ohne Bewußtseyn der Seele, welches nicht für unmög-

lich

gehalten werden darf, da selbst willkührliche Bewegungen von ihr nicht allemal mit Bewußtseyn bewirkt werden.

Ob das Herz unmittelbar durch Nerven zur Bewegung gereizt werde, läßt sich bei der Ungewißheit der Physiologen über das Daseyn der wahren Herznerven weder behaupten noch verneinen, daß aber ein mittelbarer Einfluß der Nerventhätigkeit auf die Bewegung des Herzens statt habe, ist außer Zweifel. Denn wer weiß nicht, daß anhaltende Traurigkeit eine langsamere, und Freude eine schnellere Bewegung des Bluts und des Herzens verursacht? Das Gefühl von der Veränderung, welche durch die Leidenschaften überhaupt in dem Herzen hervorgebracht wird, ist so stark und gemein, daß man von jeher das Herz als die Quelle der Leidenschaften angesehen und vorgestellt hat. Es wird aber diese Verändrung nicht anders, als vermittelst der Einwirkung der Seele auf die Nerven, insbesondre auf diejenigen, welche in die großen Gefäße und Arterien gehen, bewirkt.

Auf andre unwillkührliche Bewegungen haben die Nerven einen unmittelbaren Einfluß. So laufen z. B. zwei starke Aeste von Nerven aus dem Gehirn an dem Speisekanal hinunter und bis nach dem Magen hin, wo sie sich in unzählige Zweige verbreiten. Hieraus erklärt sich theils die lebhafte Empfindung, welche wir von dem jedesmaligen Zustande des Magens haben, die Heiterkeit bei guter Verdauung, der Kopfschmerz nach Ueberladung ꝛc. theils auch der Zusammenhang, worin die Verdauungskraft mit der Seele steht, daß die Verdauung durch Kopfarbeiten gehindert wird (indem die Thätigkeit der Nerven, welche die Bewegung des Magens befördern soll, sich größtentheils auf das Gehirn einschränkt), daß eine Erschütterung des Gehirns (von einem Schlag oder Fall auf den Kopf) ein

Erbrechen verursacht und dergl. mehr. Die Wirkung der Magennerven erstreckt sich selbst bis auf die Gedärme und die mit ihnen verbundenen Theile. Wenn z. B. die Magennerven durch Zorn, oder Aerger allzuheftig gereizt werden, so bewirken sie ein krampfhaftes Zusammenziehen der Magen-muskeln, welches sich auf den zwölffingerdarm fortpflanzt und die Oefnung, wodurch sich die Galle in denselben gewöhnlich ergießt. zuzieht. Nun hat die Galle keinen Abfluß mehr, sie häuft sich folglich in der Gallenblase an und tritt endlich, wenn kein Raum mehr da ist, in die Leberblut-ader zurück, von da sie weiter in das Blut geht und die Gelbsucht veranlaßt.

Es scheint also, daß man bei den unwillkührlichen Bewegungen wenigstens ein kräftiges Mitwirken der Seele und der Nerventhätigkeit annehmen müsse, wenn man sie auch nicht, so wie die willkührlichen Bewegungen, von diesen Ursachen allein ableiten will.

Ein bemerkenswerther Unterschied findet sich aber noch zwischen den unwillkührlichen und willkührlichen Bewegungen; Jene ermüden nie, und erschöfen die Kräfte des Körpers so wenig, daß derselbe vielmehr um desto muntrer ist, je regelmäßiger sie ununterbrochen fortdauern; diese können nur eine Zeitlang fortgesetzt werden, und wenn sie bis auf einen gewißen Punkt getrieben sind, so ist die Seele nicht mehr vermögend, dergleichen Bewegungen nach ihrem Gefallen zu bewirken. Alsdann verschließen sich die Sinneswerkzeuge gegen Eindrücke von außen, und der Schlaf hält alle Glieder gefesselt, bis sie nach einiger Zeit, durch neue Lebenskraft gestärkt, wieder zu ihren Diensten geschickt geworden sind. Die Ursach des Schlafs ist nicht sowohl Abnahme der Muskelkraft — denn wir werden müde, wenn wir auch die Muskeln wenig oder gar nicht angestrengt haben,

ben, und Kopf-arbeit erschöpft die Kräfte fast noch mehr, als Hand-arbeit — sondern vielmehr verminderte Nerventhätigkeit. Im Zustande des Wachens werden die Nerven durch die beständigen Eindrücke äußerer Gegenstände und durch die Zurückwirkung der Vorstellungskraft in immerwährender Reizung erhalten, wobei der Nervengeist der belebende Hauch der Nerven, allmählig verdünstet und mit ihm zugleich das Vermögen, Einwirkungen von der Seele und von äußern Gegenständen aufzunehmen, verschwindet. Anhaltende Bemühung, den Schlaf zu verhindern, greift daher vorzüglich das Gehirn an, weil es bei einer solchen Anstrengung seinen eigner Vorrath von Nervengeist zusetzen muß, und verursacht zuletzt Verrücktheit und den Tod. *). Die erquickende Kraft des Schlafs besteht darin, daß den Nerven jener belebende Geist welcher aus dem Blute sich absondert, wieder zufließt. Denn die unwillkührlichen Bewegungen und Geschäfte des Körpers, wodurch diese Absondrung geschieht, scheinen im Schlaf am ungestöhrtesten von statten zu gehen, und sie selbst können vermuthlich eben deshalb ununterbrochen fortdauern, weil der Stoff des Nervengeistes ihren Werkzeugen nur erst mit dem Tode ganz entzogen wird. Der Schlaf ist also auch um desto stärkender, je vollkommner er ist, und er ist vollkommen, wenn nur allein die unwillkührlichen Bewegungen, und zwar ohn alles Hinderniß, fortgesetzt werden. Unvollkommner Schlaf entsteht hauptsächlich aus einer Unordnung in jenen Verrichtungen des Körpers, und da hiebei natürlicher Weise nur wenig Nervengeist abgesetzt werden kann, so fühlen wir uns dar-

*) Durch gewaltsame Verhinderung des Schlafs werden auch die Falken gezähmt und in eine gänzliche Vergessenheit ihres vorigen Zustandes versetzt. In dem barbarischen Zeitalter der Menschheit gehörte die Abhaltung des Schlafs mit zur Tortur.

nach auch nicht sonderlich gestärkt. Dies ist der Fall, wenn wir **träumen**, denn der Traum hat jedesmal zunächst seinen Grund in irgend einem unregelmäßigen Gange der Geschäfte des Körpers, obgleich die entferntere Ursach eine heftige Gemüthsbewegung gewesen seyn kann.

So lange der Kreislauf des Bluts, das Athemholen, die Verdauung u. s. w. in gewöhnlicher Ordnung fortgehen, ist die Seele auch im Wachen gar nicht aufmerksam darauf, denn ein immer gleicher Reiz der Nerven erregt keine Empfindung; sobald sie aber von ihrer Ordnung abweichen, so wird die Seele davon benachrichtigt und durch den ungewohnten Nervenreiz gezwungen, zurück zu wirken, d. i. sich mit der Ursach dieses Reizes zu beschäftigen. Eben dies geschieht nun auch im Schlafe. Wenn alle jene Geschäfte ungestöhrt verrichtet werden, so hat die Seele keine Veranlassung zu wirken, und sie befindet sich gleichsam in einem Zustande der Unthätigkeit *).

Wird im Gegentheil die Seele durch irgend einen Nervenreiz gleichsam geweckt, wird das Vorstellungsvermögen rege, ohne daß zugleich die Nerven der Sinneswerkzeuge thätig werden und Eindrücke von außen annehmen; so entsteht ein **Traum**. In diesem Zustande, der sich vom Wachen hauptsächlich durch die verschlossenen Sinne und vom vollkommnen Schlaf durch die in Thätigkeit gesetzte Vorstellungskraft unterscheidet, sind wir nicht vermögend, die Vorstellungen selbst nach Willkühr zu leiten, zu ordnen, fort-

*) Ich sage **gleichsam**; denn nach metaphysischen Begriffen kann die Seele nie ganz unwirksam seyn, und Herr Kant (Träume eines Geistersehers ꝛc. S. 49. Anmerk.) behauptet sogar, daß die Vorstellungen der Seele im tiefen Schlaf klarer seyn, als im Wachen.

fortzusetzen und abzubrechen, sondern, so wie der erste Anstoß geschehen ist, so reihen sich nach den Associationsgesetzen die nachfolgenden Vorstellungen unwillkührlich an einander, und bilden auf diese Weise zuweilen ein äußerst seltsames und abentheuerliches Ganzes. An der Vorstellung, die zuerst erregt wird, hängt mehrentheils die ganze Kette von Vorstellungen, denn die Association wird im Traum nicht, wie im Wachen, durch äußere Eindrücke unterbrochen; jedoch geschieht dies manchesmal durch veränderte Nervenreize von innen. Das Bewußtseyn fehlt dem Träumenden nicht immer, man weiß vielmehr im Traum nicht selten, daß man träumt. Aber das Wesen des Traums besteht in unwillkührlichen Vorstellungen bei verschlossenen und unthätigen Sinnen.

Wenn die unwillkührlichen Vorstellungen so lebhaft werden, daß sie selbst auf die Nerven der willkührlichen Muskeln, d. i. der Muskeln, von welchen die willkührlichen Bewegungen hervorgebracht werden, einwirken und sie in Thätigkeit setzen, und doch dabei die Sinneswerkzeuge noch gegen Eindrücke von außen verschlossen bleiben: so erfolgt die sonderbare Erscheinung, die wir unter dem Namen des Nachtwandelns kennen. Die erste Ursach davon ist ebenfalls, wie bei dem Traum, eine Unordnung in den Geschäften des Körpers; auch sind die erregten Vorstellungen ganz unwillkührlich und folgen nach den Gesetzen der Association auf einander, aber darin unterscheidet sich der Nachtwandler von dem Träumenden, daß er willkührliche Handlungen vorzunehmen scheint, die doch nicht willkührlich sind; daß er den Gebrauch der Sinne zu haben scheint, und ihn doch in der That nicht hat. Denn der Nachtwandler fühlt nicht, wenn man ihn auch derb antastet; er schmeckt den Unterschied der Speisen und Getränke nicht (wenn man ihm z. B. Wasser statt des verlang-

ten Weins gibt); er riecht den vor die Nase gehaltenen stärksten Spiritus nicht u. s. w. Eben so merkwürdig ist es, daß der Nachtwandler wenig, oder gar nicht beim Erwachen sich an die gehabten Vorstellungen erinnert, und daß er hierin dem Wahnsinnigen und dem Betrunkenen gleicht. Mit Recht hält man diesen Zufall für eine wahre Krankheit, und bestreitet sie mit Diät und Arzneimitteln. Oft ist sie periodisch und richtet sich nach dem Wechsel des Mondes, daher wurden die damit behafteten Personen ehemals Mondsüchtige genannt.

Hier gränzt die Physiologie mit der Psychologie zusammen, welche letztere eigentlich Erläuterungen über bedeutende Träume und Vorhersehungen, über die erhöheten Seelenkräfte mancher Träumenden und Nachtwandler (die z. B. Gedichte und andere, im Zustande des Wachens ihnen mißlungene Arbeiten aufs glücklichste vollenden) und über ähnliche dahin gehörige Materien zu geben hat. Sehr auffallende Beispiele dieser Art mit den dadurch veranlaßten Betrachtungen findet man in dem Moritzischen Magazin zur Erfahrungs-seelenkunde. Es ist gewiß, daß sich vieles Wunderbare in diesen Erscheinungen aus der ersten Veranlassung und der Association der Ideen, die im Traum weniger unterbrochen wird, als im Wachen, erklären läßt; aber alles aufzuklären, dazu reicht die jetzige Kenntniß unsrer geistigen Kräfte noch nicht zu.

Ein ruhiger und sanfter Schlaf setzt uns also immer wieder in den Stand, die willkührlichen Bewegungen aufs

neue

neue anzufangen und Eindrücke von äußern Gegenständen zu erhalten. So lange nun alle diese Geschäfte, die willkührlichen und unwillkührlichen Bewegungen, leicht und ungehindert geschehen, so lange ist der Körper **gesund**, im entgegenstehenden Fall aber nennen wir ihn **krank**. Je weniger wir unsern Körper fühlen, je seltener wir bei unsern Verrichtungen an denselben erinnert werden, desto vollkommner ist die Gesundheit. Die vollkommenste Gesundheit gränzt nahe an Krankheit, denn eben in der Fülle der Säfte liegen schon physische und moralische Ursachen dazu. Auch gibt es unter den Sterblichen hier so wenig eine absolute Vollkommenheit, als in Ansehung der Tugend, wovon Cicero sehr richtig sagt: nicht der ist der Tugendhafteste, der gar keine Fehler, sondern der die wenigsten hat. Indeß können wir mit dem uns zugetheilten Loose der Unvollkommenheit immer zufrieden seyn, da wir uns doch noch im Ganzen genommen, so ziemlich wohl dabei befinden. Man muß sich in der That wundern, daß der Mensch den größten Theil des Lebens gesund ist, und daß überhaupt die Zahl der Gesunden die der Kranken weit übertrift, wenn man die leichte Verletzlichkeit des Körpers (einer so überaus künstlichen und zusammengesetzten Maschine) und die gewöhnliche Sorglosigkeit, Unvorsichtigkeit und Unbesonnenheit, womit er behandelt wird, erwägt. Allein die gütige Natur macht oft selbst ohne unser Wissen den Schaden wieder gut, und wirkt auch dann kräftig mit, wenn durch Kunst die gestörte Ordnung hergestellt werden soll. Nur ihr haben wir es zu verdanken, wenn wir an den Folgen unsrer Unwissenheit oder Unart weniger leiden, als nach der Größe des dadurch verursachten Unheils zu erwarten wäre.

Da jedoch eine dauerhafte Gesundheit das größte unter allen irdischen Gütern ist, so sollte sich billig ein Jeder bemühen, eine Kenntniß von der zur Gesundheit erforderlichen

Lebensordnung (oder von der Diätetik) zu erhalten. Wir wollen hier aus dieser wichtigen Wissenschaft das Gemeinnützigste ausheben.

Regeln zur Erhaltung der Gesundheit.

Es lassen sich drei Hauptquellen der Krankheiten angeben: 1) Anerbung; 2) außerordentliche Unfälle; 3) fehlerhafte Lebensordnung.

Anerbung einer schwächlichen Leibesbeschaffenheit, oder verdorbener Säfte, konnte der Leidende freilich nicht verhüten; aber er kann seine Leiden durch eine desto sorgfältigere Diät um vieles mindern, und dann wenigstens einer erträglichen Gesundheit genießen. Hierher gehören auch die in der ersten Kindheit verwahrloseten, deren Kur jedoch nicht ganz unmöglich ist. Außerordentliche Unfälle (z. B. wenn man unwissend Gift verschluckt hat) sind öfters, aber nicht immer, unvermeidlich. Der Wohlunterrichtete, der Vorsichtige, der Bedachtsame ist denselben weniger ausgesetzt. Sie erfordern meistens schleunige Hülfe, und deshalb ist eine Anweisung zu einem zweckmäßigen Verhalten in denselben jedem Menschen nothwendig. Allein die bei weitem reichste Quelle, woraus die größte Anzahl von Krankheiten entspringt, ist die fehlerhafte Lebensordnung, und gerade diese ist es auch, deren Verstopfung ganz in unsrer Gewalt steht. Selbst die andern Krankheiten, die nicht aus dieser Quelle entstehen, greifen den an eine ordentliche Diät Gewöhnten weniger an, und werden leichter gehoben, als nach einer vorhergegangenen unregelmäßigen Lebensart.

Wollen wir demnach ein von körperlichen Beschwerden, soviel möglich, freies Leben führen; so müssen wir die Regeln

geln der Diätetik, welche eine lange Erfahrung bewährt gefunden hat, wissen und beobachten. Es darf uns nicht irre machen, daß es gesunde Menschen gibt, die sich an gar keine Lebensordnung binden, denn diese sind entweder seltene Ausnahmen, oder sie befinden sich in einer Lage, wo sie die meiste Zeit in freier Landluft und in Bewegung — zwei Hauptquellen der Gesundheit — zubringen können. Anders aber verhält es sich mit denen, die ihr Gewerbe größtentheils sitzend und in eingeschlossener Luft treiben. Diese müssen desto diätetischer leben, je weiter sie durch die Art ihrer Beschäftigungen vom Naturstande entfernt werden.

Diejenigen Dinge, von welchen die Erhaltung der Gesundheit vorzüglich abhängt, sind im Allgemeinen folgende: die Nahrungsmittel, die Luft, die Absonderungen und Ausleerungen, die Bewegung und Ruhe, das Wachen und Schlafen, die Seelenwirkungen.

Was für einen wichtigen Einfluß die Nahrungsmittel auf den Zustand des Körpers haben, lehrt die Erfahrung und der Zweck, wozu sie bestimmt sind. Sie sollen nämlich den Abgang der Theile, welchen der Körper durch die Ausdünstung und auf andern Wegen täglich leidet, ersetzen; folglich nimmt der Körper in kurzem die Natur der genossenen Nahrungsmittel an, indem die feinsten Bestandtheile derselben auch seine Bestandtheile werden. Selbst auf die Denk- und Gemüthsart erstreckt sich der Einfluß der Nahrungsmittel, weil Seele und Körper durch ein enges Band mit einander verbunden sind. Nationen, die sich größtentheils von Speisen aus dem Thierreich nähren, sind tapfer und kühn; andre, die ihre Nahrung blos aus dem Gewächsreich nehmen, zeichnen sich durch Furchtsamkeit und sanftere Empfindungen aus. Einen ähnlichen Unterschied findet man zwischen den fleisch- und grasfressenden

Thieren. Der Mensch ist nicht, wie die meisten Thiere, auf eine oder wenige Arten von Nahrungsmitteln eingeschränkt. Nicht nur Alles, was die Natur Genießbares hervorbringt, ist seiner Wahl überlassen, sondern er vermehrt auch die Mannigfaltigkeit der Speisen noch durch künstliche Zubereitung, Mischung und Zusammensetzung. Am zuträglichsten sind für ihn die Speisen aus dem Thier- und Gewächsreich in solchem Verhältniß, daß von den letztern etwas mehr, als von den ersten genossen wird. Der Genuß des Fleisches in zu großer Menge veranlaßt Fäulniß der Säfte und mancherlei Krankheiten, welche hievon die Folge zu seyn pflegen, vornehmlich, wenn man wenig Bewegung und wenig körperliche Arbeit dabei hat. Noch mehr gilt dies von dem Fett, welches an sich schon den Magen beschwert, und eben, weil es schwer verdaulich ist, auch schlechte Säfte erzeugt. Dagegen nähren die Speisen aus dem Gewächsreich zu wenig, wenn sie allein genossen werden, und verursachen leicht Säure im Magen; jedoch haben sie auch die vortheilhafte, den Fleischspeisen entgegengesetzte Wirkung, daß sie die Säfte verdünnen, die Schärfe derselben mildern, und die Fäulniß verhindern, und deshalb ist die Verbindung beiderlei Nahrungsmittel unsrer Natur am angemessensten. In dieser Hinsicht empfielt sich noch besonders der mäßige Genuß des frischen und reifen Obstes. Zwischen den pflanzen-artigen und thierischen Speisen hält die Milch, in Ansehung ihrer Beschaffenheit und ihrer Wirkung auf den Körper, das Mittel, und sie ist daher die allergesundeste und vortreflichste Nahrung, und vertritt in manchen Fällen die Stelle der Arznei. Nur unter gewissen Umständen, z. B. wenn Fiebermaterie im Magen ist, kann sie nachtheilig werden. Wegen ihrer heilsamen Eigenschaften dient sie zu einem allgemeinen Nahrungsmittel der jungen Kinder und der Säugethiere überhaupt.

Nächst der Beschaffenheit der Speisen kommt auch die Zubereitung derselben in Betrachtung. Wenige können ohne Schaden der Gesundheit ganz roh genossen werden. Dahin gehören aus dem Thierreich, Milch und Eier; aus dem Gewächsreich, Obst und einige Arten von Wurzeln. Die meisten andern rohen Speisen verursachen in dem Magen und in den Gedärmen große Beschwerden, weil sie zuviel Luft enthalten, die sich in dem Leibe entwickelt, und die Verdauung hindert. Menschen, die, den Raubthieren gleich, noch im Zustande der Wildheit leben, spüren auch die nachtheiligen Wirkungen roher Speisen nicht; aber die durch Kultur veränderte Lebensart erfordert mildere Nahrungsmittel. Die Zubereitung derselben besteht überhaupt darin, daß man sie theils mit Hülfe des Feuers, theils durch die Gährung genießbar macht und die überflüssige Luft heraustreibt. Da jedoch die Luft wegen ihrer Elasticität ein wichtiges Hülfsmittel zur Verdauung abgibt, wie vorher bemerkt worden ist: so dürfen die Speisen nicht zu stark gekocht werden, damit nicht allzuviel Luft verlohren geht. Das Mehl soll eigentlich durch Gährung zum Genuß vorbereitet werden. Ohne Gährung macht es im Magen einen dichten Kleister, den der Magensaft nicht hinlänglich auflösen kann, und der die feinen Gefäße im Gekröse verstopft, welches tödtliche Krankheiten nach sich zieht. Das Brod ist daher desto gesunder, je besser es gegohren hat, und je besser es ausgebacken ist. Hingegen Mehlbrei, Mehlklümpe (Klöße) können nur von Personen, die eine starke Verdauungskraft haben und viel arbeiten, ohne Schaden gegessen werden. Kleinen Kindern verursacht der häufige Genuß derselben gewöhnlich die sogenannte englische Krankheit. Sicherer gibt man ihnen dafür Semmelbrei.

Die Zubereitung der Nahrungsmittel hat aber nicht nur den Zweck, sie leicht verdaulicher und genießbarer, sondern

dern auch, sie wohlschmeckender zu machen. Beide Absichten erreicht man durch eine Zuthat von Gewürzen und Salzen. Ihre reizende Kraft erhöhet den Geschmack, und verstärkt die Bewegung des Magens und der Eingeweide, auch hindern sie die Fäulniß. Allein in zu großer Menge werden sie (besonders die ausländischen, die für uns zu scharf und hitzig sind) sehr schädlich, denn sie verderben das Blut, und greifen die Nerven an. Auch der Zucker ist hierher zu rechnen, dessen unmäßiger Genuß vornehmlich Kindern und jungen Leuten nachtheilig wird.

Am wichtigsten für die Gesundheit ist die **Bestimmung des Maaßes** der Speisen, welche wir zu uns nehmen dürfen. Im allgemeinen hat sich darin ein Jeder nach seiner Eßlust und nach seiner Verdauungskraft zu richten. Aber die Eßlust muß nicht auf künstliche Art (durch leckere Speisen) gereizt werden, sondern aus würklichem Bedürfniß entstehen. Auch muß man einen gewissen unnatürlichen Hunger, der durch Säuren und andre scharfe Materien im Magen verursacht wird, von dem natürlichen zu unterscheiden wissen. Jener ist gemeiniglich eine Folge der Schwäche, oder einer vorhergegangenen Krankheit (z. B. des Fiebers), und wenn man ihn ohne Zurückhaltung und Mäßigung befriedigt, führt er die Krankheit aufs neue herbei. Sonst bestimmt im gesunden Zustande der Appetit am sichersten das rechte Maaß im Essen und Trinken, denn unsre Natur ist so eingerichtet, daß, wenn wir satt sind, auch der Appetit aufhört. Wer nun dieser Stimme der Natur folgt, der ist mäßig; wer aber selbst nach der Sättigung bloß durch den Kützel des Gaumens sich zu mehrerm Genuß verführen läßt, der heißt unmäßig. Die Ueberladung des Magens hat zunächst Unverdaulichkeit zur Folge, indem die Speisen ohne gehörige Auflösung im Magen liegen bleiben, und in eine schädliche Gährung, Säure und Fäulniß gerathen.

then. Durch Fasten und den Gebrauch eines schicklichen Arzneimittels kann man den fernern Wirkungen dieses Uebels zuvorkommen. Allein wenn es öfter geschieht, wenn man sich zur Unmäßigkeit gewöhnt, so wird die Gesundheit zerrüttet, die Arzneien schlagen nicht mehr an, und es stellt sich nach und nach ein ganzes Heer mannigfaltiger Krankheiten ein.

Außer der Mäßigkeit sind noch folgende Regeln zu merken, durch deren Beobachtung man die Verdauung erleichtern kann. Erstens: die Speisen müssen gehörig zerkauet und nicht zu schnell hinuntergeschluckt werden, denn gröbliche Stücke belästigen den Magen, der nun sein Geschäft mit mehr Beschwerde verrichtet, weil die Zähne ihm nicht genug vorgearbeitet haben, und der Speichel nicht in hinreichender Menge mit den Speisen vermischt ist. Hiebei wird also wiederum vorausgesetzt, daß man für die Erhaltung der Zähne sorge, und den Speichel nicht unnöthig verschwende. Die Zähne werden gut erhalten, wenn man sich hütet, allzu heisse, zu kalte und zu scharfe Speisen und Getränke daran zu bringen; wenn man des Morgens gleich nach dem Aufstehen, und des Mittags und Abends nach dem Essen, den Mund mit reinem Wasser ausspült und die Zähne mit einem Schwämmchen abreibt, und keine metallne Zahnstocher gebraucht. Scharfe Zahnbürsten und Zahnpulver greifen die Glasur der Zähne an, und dann sind sie der Fäulniß und dem Verderben ausgesetzt. Das beste Zahnpulver macht man sich selbst von verkohlter und feingepülverter Brodrinde, worunter auch ein wenig fein gestoßener weißer Zucker gemischt werden kann. Mit diesem Pulver läßt sich der sogenannte Weinstein, der sich zuweilen an die Zähne festsetzt, sicher abreiben *). —

Der

*) Hufeland gibt folgendes Zahnpulver als das beste an: ein Loth rothes Sandelholz, ein halb Loth China, beides fein

Der Speichel eines gesunden Menschen ist kein überflüssiger, oder gar schädlicher Saft, der ausgeworfen werden müßte, sondern er dient eben so, wie der Magensaft, mit welchem er gleiche Natur hat, zur Auflösung der Speisen. Man muß sich daher gewöhnen, ihn hinterzuschlucken und in den Magen zu bringen, hauptsächlich vor und nach der Mahlzeit. Daher ist auch alles, was zum häufigen Auswerfen reizt, der Verdauung nachtheilig, z. B. das Tobakrauchen, welches insbesondre jungen Leuten in andrer Hinsicht schädlich wird.

Zweitens: Heftige Bewegung des Körpers vor und nach dem Essen hindert die Verdauung; aber durch mäßige Bewegung wird sie befördert. Noch mehr gilt dies von starken Gemüthsbewegungen, die, wenn sie unangenehm sind, bei vollem Magen gefährliche Zufälle veranlassen können; Heiterkeit und mäßige Freude hingegen verstärken die Verdauungskraft. Zu den Hindernissen der Verdauung müssen auch die Geistesarbeiten, wenn man sie unmittelbar nach dem Essen vornimt, gerechnet werden.

Drittens: Durch vieles Trinken kurz vor der Mahlzeit, während derselben und gleich darnach, wird der Magensaft so verdünnt, daß er von seiner Schärfe und auflösenden Kraft verliert, und das Verdauungsgeschäft nicht gehörig befördern kann. Auf der andern Seite erschwert auch das zu wenige Trinken die Auflösung und Mischung der Speisen, macht die Säfte dick und scharf und hindert die nöthigen Ausleerungen.

Was

kein gepülvert und durch ein Haarsieb gesiebet, und mit sechs Tropfen Nelken- und eben so viel Bergamotten-öl wohlriechend gemacht. Wer scorbutisches Zahnfleisch hat, setzt noch ein halbes Quentchen Alaun hinzu.

Was das Trinken überhaupt betrift, so hat man dabei, in Ansehung der Gesundheit, auf eben die Regeln Rücksicht zu nehmen, welche bei dem Essen zu beobachten sind, nämlich auf das rechte Maaß und die Beschaffenheit des Getränks, und auf den Zustand des Körpers und des Gemüths zu der Zeit, wenn man trinkt.

Das Maaß oder die Menge des Getränks, die ein Mensch täglich zu sich nehmen darf, läßt sich nicht angeben, und muß durch die besondern Umstände eines Jeden bestimmt werden. Im allgemeinen gilt das Gesetz der Natur: Trinke nicht eher, als bis du Durst empfindest, und nicht mehr, als du zur Stillung des Durstes nöthig hast. Wer hievon abweicht, macht sich der Unmäßigkeit schuldig, und schadet der Gesundheit. Unmäßigkeit im Trinken ist gewöhnlicher, als Unmäßigkeit im Essen, weil geistige Getränke (und nur im Genuß dieser wird so häufig ausgeschweift) nach und nach fast unmerklich den Gebrauch des Verstandes hindern, und dadurch der Sinnlichkeit das Uebergewicht verschaffen.

Nach dem Zweck des Trinkens kann man die Beschaffenheit eines gesunden Getränks am sichersten beurtheilen. Getränke sollen theils den Durst löschen, theis zur Auflösung der Speisen und zur Verdünnung der Säfte beitragen. Im Betracht dieser Zwecke ist frisches reines Wasser unter allen Getränken das beste. Viele glauben zwar, daß dasselbe den Körper schwäche, allein ohne allen Grund; denn kalt getrunken stärkt es die Nerven des Magens, und befördert also die Verdauung, und was diese befördert, heißt nicht schwächend, sondern stärkend.

Dieses natürliche Getränk, wodurch alle wesentliche Zwecke des Trinkens am vollkommensten erreicht werden, hat

aber

aber weder Geschmack, noch ernährende und berauschende Kräfte, daher sind andre Getränke, welche diese Eigenschaften besitzen, von den meisten Menschen dem Wasser vorgezogen worden. Die Natur selbst scheint den Gebrauch derselben veranlaßt zu haben, denn mehrere Gewächse und ihre Früchte lassen zur Zeit der Reife einen süßen Saft ausfließen, den man nur auffangen und kosten durfte, um auf die Erfindung zu kommen, dergleichen Säfte auszupressen, oder auszukochen, und auf diese Weise künstliche Getränke zu bereiten. Süße Pflanzensäfte gerathen, wenn sie eine Zeitfang an der freien Luft gestanden haben, von selbst in Gährung, und hiebei entwickeln sich gewisse Theile, welche den Flüssigkeiten einen scharfen stechenden Geschmack und Geruch ertheilen, und deshalb nach vollendeter Gährung geistige Getränke heißen. Es ist begreiflich und verzeihlich, daß sie der Sinnlichkeit mehr gefallen, als bloßes Wasser; auch haben sie mäßig genossen, eine heilsame Wirkung auf den Körper. Sie erwärmen den Magen, verstärken durch ihren Reiz die Bewegung der Eingeweide, und verursachen einen schnellern Umlauf des Bluts. Da sie zugleich — einige mehr, andre weniger — nährende Theile besitzen, so gibt ihnen auch dies einen Vorzug vor dem Wasser. Aber durch ihren Geschmack verführen sie leicht zur Unmäßigkeit, und diese wird um desto schädlicher, je stärker sie sind, d. i. je mehr Geist sie haben.

Die verschiednen Arten der Biere, welche bekanntlich aus den Getreidekörnern gewonnen werden, lassen sich nächst dem Wasser noch am ersten zu einem allgemeinen Getränk empfehlen, wenn sie nur gut ausgegohren haben, und nicht allzu stark sind. Wegen ihrer nährenden Kraft dienen sie vorzüglich solchen Personen, die schwere körperliche Arbeiten verrichten müssen.

Weine und Wein-artige Getränke unterscheiden sich von den Bieren durch ein feineres und geistreicheres Wesen, welches die Nerven noch stärker reizt, wiewol sie theils nach dem Alter, theils nach ihrem Vaterlande, in Ansehung der Stärke sehr verschieden sind. Mit keinem Getränk treibt die Gewinnsucht so viel Betrug, als mit dem Wein, und schon aus diesem Grunde (indem verfälschte Weine größtentheils der Gesundheit nachtheilig sind) ist der Genuß desselben bedenklich. Guter und reiner Wein verdient allerdings das Lob, welches ihm von Alters her beigelegt worden ist: er befördert die Verdauung, stärkt die Lebensgeister und erheitert die Seele. Aber wegen seines hohen Preises (wenigstens in den Gegenden, wo er nicht selbst gewonnen wird) können nur Reiche ihn genießen, und sein verführerischer Reiz macht den Mißbrauch desselben sehr gemein. Außerdem, daß das unmäßige Weintrinken, so wie jede Unmäßigkeit, die Gesundheit gänzlich zerrüttet, hat es auch noch die Beraubung des Verstandes zur Folge, die den Menschen zum Vieh herabwürdigt. Alle geistige Getränke erhitzen das Blut, verstärken seinen Umlauf, und treiben es, wenn man viel davon trinkt, in solcher Menge nach dem Gehirn, daß dieses seine Dienste nicht mehr gehörig verrichten kann. Dies ist der Zustand der Trunkenheit, den viele Menschen so lieben, daß sie sich absichtlich in denselben versetzen und alles, was berauschende Kräfte hat, zu diesem Zweck gebrauchen. Es gibt fast kein Volk auf der Ende, das nicht irgend ein berauschendes Getränk, oder was die Stelle desselben vertritt, erfunden und bei sich eingeführt haben sollte. Selbst verschiedene giftige Gewächse und ihre Theile, weil sie einen der Trunkenheit ähnlichen Zustand hervorbringen, sind von einigen Nationen dazu benutzt worden, z. B. das Opium von den Türken, und der Fliegenschwamm von den Lappländern.

Die heilsamen Wirkungen des mäßig genossenen Weins kommen doch eigentlich nur Erwachsnen und vorzüglich alten Personen zu gut; der Jugend ist er eher schädlich, als nützlich, weil der Umlauf des Bluts und der Andrang desselben nach dem Kopfe bei ihr schon an sich sehr stark und lebhaft ist, und der Wein also gar zu leicht nachtheilige Wallungen erregt; des sittlichen hieraus entstehenden Schadens nicht zu gedenken.

Weit mehr gilt dies alles von denjenigen geistigen Getränken, welche man durch die Destillation erhält, von dem Branntwein und allen Arten von abgezogenen Wassern. In den Bieren und Weinen sind die geistigen Theile noch mit vielen wässrigen und andern Theilen vermischt, wodurch ihre Stärke gemildert wird; aber im Branntwein ist der Geist von andern Beimischungen mehr gereinigt und wirkt daher auch heftiger auf die Nerven. Wenn er häufig genossen wird, zieht er den Magen zusammen und schwächt die Verdauungskraft, wie man an starken Branntweintrinkern sieht, die gemeiniglich wenig essen.

Warme Getränke erschlaffen beim täglichen Gebrauch die Fasern und Gefäße und verursachen eine allgemeine Schwäche des Körpers, woraus mancherlei Krankheiten entstehen. Thee und Kaffee sind überdies, da sie aus fremden Ländern kommen, ihrer besondern Eigenschaften wegen, unserm Körper nicht dienlich. Man weiß, daß die frischen Theeblätter, wenn der Aufguß davon getrunken wird, Betäubung und Schwindel verursachen, und daß sie diese Eigenschaft selbst nach dem Trocknen noch ein ganzes Jahr lang behalten. Der Erfahrung zufolge greift auch der beste Thee die Nerven zu stark an. Eine ähnliche Wirkung hat der Kaffee, der außerdem Wallungen des Bluts und Zittern

der

der Glieder erregt. Nur Gewohnheit und mäßiger Gebrauch machen die schädlichen Wirkungen dieser Getränke unmerklich.

Der Zustand des Körpers und des Gemüths war das dritte Stück, welches hier in Betrachtung kommen sollte. Wie gefährlich es ist, nach einer Erhitzung, sie mag von Körper- oder Gemüthsbewegung herrühren, gleich kalt zu trinken, wird wol Niemanden unbekannt seyn. Denn die Luftgefäße der innern Theile vornehmlich des Schlundes, der Luftröhre und der Lungen sind alsdann sehr erweitert, und wenn sie durch einen kalten Trunk plötzlich erschreckt und zusammengezogen werden, so stockt das Blut in denselben, woraus Entzündungen, Geschwüre und Schwindsucht entstehen können. Eben diese Folge hat jede andre Erkältung. In einem solchen Falle, wenn man aus Uebereilung sich dieses Fehlers einmal schuldig gemacht hat, ist es am besten, durch starke Bewegung oder durch warmes Getränk die Ausdünstung der innern Theile wieder herzustellen.

Die Luft hat einen nicht minder wichtigen Einfluß auf unsre Gesundheit, als die Nahrung. Sie umgiebt uns beständig und von allen Seiten, dringt auf verschiednen Wegen in den Körper ein und ist die wahre Quelle des Lebens. Ihre Hauptwirkungen sind das Athemholen und der Blut-umlauf; nächst dem befördert sie auch die Verdauung, wie oben bemerkt worden ist, und stärkt die Nerven. Da sie in Ansehung ihrer Eigenschaften an verschiednen Orten und zu verschiednen Zeiten oft sehr verschieden ist: so kann auch ihre Wirkung auf den Körper nicht immer gleich seyn. Diese Eigenschaften und ihre Wirkungen müssen wir kennen lernen, um zu wissen, welche Luft gesund und welche ungesund sey, und dann die letztere, so weit dies von uns abhängt, vermeiden. Denn die Be-

schaffenheit der freien atmosphärischen Luft können wir nicht ändern; wir müssen sie uns gefallen lassen, wie sie die Natur gibt. Jedoch, wenn eine der Gesundheit nachtheilige Luft auf einen gewissen Bezirk eingeschränkt ist, oder von den Ursachen herrührt, deren Wegschaffung in unsrer Gewalt steht, so haben wir zwei Wege, uns gegen ihre Wirkung zu sichern. Entweder wir verlassen den Ort, wo eine solche schädliche Luft herrscht, oder wir verbessern sie durch Wegräumung ihrer Ursachen, z. B. durch Ausrottung großer Wälder, durch Ableitung stinkender Sümpfe u. s. w. Am leichtesten können wir aber die in unsern Wohnungen eingeschlossne Luft nach Gefallen verändern, und hier ist es auch desto nothwendiger, da sie weit eher verdirbt, als im Freien.

Die erste Eigenschaft einer gesunden Luft ist die Reinigkeit. In der Natur findet man zwar keine vollkommen reine Luft; allein diese ist auch zu unserm Wohlbefinden nicht nöthig; ja, sie würde uns nicht einmal zuträglich seyn, so wenig, wie den Fischen reines destillirtes Wasser behagt. Auf sehr hohen Bergen ist die Luft merklich reiner, als in der Ebne, und doch athmet man daselbst mit mehr Beschwerde, als hier. Rein nennen wir die Luft, wenn sie nur nicht mit Dünsten und andern fremdartigen Theilen überladen ist, welche Ueberladung sich bald durch den Geruch und durch eine gewisse Beklommenheit in der Brust verräth. Die im Freien beständig umherschwebenden Dünste häufen sich selten so sehr an, daß sie schädlich werden, weil sie sich bald, nachdem sie von der Erde aufgestiegen sind, wieder vertheilen und zerstreuen. Nur da, wo viele faulende Körper an einem Orte beisammen liegen, wird die Luft durch die Ausdünstungen derselben vergiftet. Aber weit gefährlicher ist eingeschlossene Luft. Diese verdirbt, wenn auch keine faulichte Ausdünstungen vorhanden sind (so

wie

wie stehendes Wasser selbst in den reinsten Gefäßen), um desto mehr, je länger der Zutritt der freien Luft gefehlt hat. Man empfindet dies, so wie man in ein leeres Zimmer tritt, das lange Zeit unbewohnt und verschlossen gewesen ist. Vornehmlich nimmt die Luft in Kellern, in Vorrathskammern und überhaupt in solchen Gemächern, worin sich stark ausdünstende Sachen befinden, bald schädliche Eigenschaften an. Daß dies auch mit unsern Wohnstuben der Fall ist, darf nicht erst erinnert werden. Je niedriger und kleiner die Zimmer sind, und je mehr Personen sich darin aufhalten, desto leichter verdirbt die Luft. Man hat Beispiele von den tödtlichen Wirkungen derselben in Gefängnissen, wenn der Kerkermeister grausam genug war, zuviel Menschen in einen engen Raum einzusperren. Sehr viele Krankheiten armer Leute, von denen oft zahlreiche Familien in kleinen Stübchen beisammen wohnen, haben keine andre Ursach, als die verdorbne Luft, die sie einathmen. Komt noch dazu, daß ein Kranker in einem solchen Zimmer liegt, so wird die Gefahr sowohl für diesen, als für die um ihn befindlichen Gesunden noch größer. Außer der natürlichen Ausdünstung von Menschen wird die Luft noch besonders verunreinigt durch den Oeldampf brennender Lampen, oder den Dunst schmieriger Talglichter, durch stark geheizte Oefen, durch glühende Kohlen, vorzüglich wenn sie nicht recht ausgebrannt sind, durch Rauch und Staub, durch frische Blumen und andre Gewächse, durch aufgeschüttetes Obst ꝛc. So wie man reines gesundes Wasser daran erkennt, daß es keinen Geschmack hat; so muß reine und gesunde Luft ohne Geruch seyn. Auch ist das ein Kennzeichen verdorbner Luft, wenn das Licht (bei übrigens guter Beschaffenheit der Brennmaterialien) nur matt im Zimmer brennt *). Um das

*) Der Aberglaube weissagt aus dem schwachen Schimmer des in einer Krankenstube brennenden Lichts den Tod des Kranken,

Verderben der Luft zu verhüten, muß man erstlich alle stark ausdünstende Dinge, soviel möglich, aus der Wohnstube und Schlafkammer entfernen, und dann auch täglich die Fenstern etlichemal öffnen und frische Luft hereinlassen. Dies letztere wird häufig vernachläßigt, theils weil man die Nothwendigkeit davon nicht genug einsieht, theils (im Winter) aus übel angebrachter Sparsamkeit, um die Wärme nicht zu verlieren. Man glaubt, die Wirkung schädlicher Dünste eben so gut durch Räuchern verhindern zu können, welches aber falsch ist, wie ein Jeder leicht von selbst begreifen wird. Doch kann der Dampf von angezündeten Wacholderbeeren und insbesondre der Dampf des auf eine erhitzte Eisenplatte ausgegoßnen Essigs die Luft in Krankenstuben verbessern.

Andre nachtheilige Eigenschaften der Luft sind eine zu große Wärme und Kälte und Feuchtigkeit. Wärme dehnt die festen Theile des Körpers aus und erschlafft sie; die flüssigen verdünnt sie, beschleunigt ihre Bewegung, und befördert die Ausdünstung. Daher schwächt eine zu große Wärme und macht träge. Entsteht sie vom Klima und von der Witterung, so kann man sie nicht immer vermeiden, man müßte denn im Freien keine Geschäfte haben, und sich in kühlen Zimmern, in Kellern und kalten Bädern erfrischen können. Vor dem Erkälten hat man sich bei großer Hitze am meisten zu hüten; auch muß man gegen die brennende Sonnenhitze den Kopf bedecken, und nicht in derselben schlafen. Wer sich mit entblößtem Kopfe den Einflüssen der Sonnenstrahlen im Sommer aussetzt, ist in Gefahr, auf der Stelle sein Leben zu verlieren, oder sich Verlust

ken, und die Weissagung trift nicht selten ein. Man sieht aber hier, daß sich ein sehr natürlicher Grund von dieser Erscheinung angeben läßt.

lust des Gedächtnisses und andre Uebel zuzuziehen. Die Landleute werden zur Zeit der Erndte sehr oft von dem Sonnenstich (so nennt man diesen Zufall) heimgesucht. Der plötzliche Tod des Kindes der Frau zu Sunam (2. Buch der Kön. Kap. 4, V. 18 - 20.) war ebenfalls eine Folge des Sonnenstichs.

Die Ofenwärme, deren Temperatur ganz von uns abhängt, muß im Winter sehr gemäßigt seyn, denn sonst ist sie weit schädlicher, als eine natürliche Sonnenwärme von eben dem Grad.

Kälte zieht die festen Theile des Körpers zusammen, und verdickt die flüssigen, deren Bewegung dadurch vermindert wird. Mäßige Kälte ist dem Körper zuträglicher, als Wärme; sie gibt ihm Munterkeit und Stärke, befördert die Verdauung, und erleichtert alle andre Verrichtungen desselben. Auch können die meisten Menschen einen hohen Grad von Kälte eher ertragen, als einen gleichen Grad von Hitze. Aber allzuheftige und ungewohnte Kälte zieht die Gefäße widernatürlich zusammen, das Blut und andre Säfte stocken, und es erfolgen Entzündungen, Krämpfe und Schlagflüsse. Wen sein Beruf einer solchen Kälte in freier Luft aussetzt, der muß durch hinlängliche Nahrung die innere Wärme des Körpers zu erhalten suchen (aber ja nicht durch den Genuß starker Getränke, welche Schläfrigkeit und Schlagflüsse verursachen), sich anhaltend bewegen, und nachher nicht gleich in ein heißes Zimmer treten.

Feuchte Luft erschlafft die festen Theile, veranlaßt einen zu trägen Umlauf der flüssigen und hindert die Ausdünstung. Sie entsteht da, wo viel Feuchtigkeiten in der Nähe sind, welche besonders bei einiger Wärme viel aus-

dünsten, und alsdann doppelt schädlich werden, denn feuchte warme Luft ist noch viel ungesunder, als feuchte und kalte. Dadurch werden Katharre, Engbrüstigkeit, Faul- und Nervenfieber und andre Krankheiten erzeugt. Diese Wirkung auf den Körper haben Wohnungen, die nicht recht ausgetrocknet sind, frisch übertünchte Wände, feuchte Wäsche, die zum Trocknen in der Stube aufgehängt wird, sogenannte Ofenblasen, worinn man täglich heißes Wasser hält, und dergl. mehr.

Die Absonderungen und Ausleerungen müssen dem Zweck der Natur gemäß ununterbrochen und auf die gehörige Art geschehen, wenn die Gesundheit dauerhaft seyn soll. Das meiste von dem, was wir genießen, wird als überflüssig und schädlich auf verschiednen Wegen wieder aus dem Körper weggeschaft; wenn dies nun zurückbleibt, so entstehen nothwendig große Unordnungen daraus.

Der grobe und zur Ernährung untaugliche Theil der Speisen wird im Zustande der Gesundheit innerhalb vier und zwanzig Stunden wenigstens einmal ausgeworfen. Erfolgt die Ausleerung in dieser Zeit nicht, so kann man sicher auf eine Unordnung im Körper schließen. Alsdann muß man sich bemühen, die Ursach davon zu entdecken, sie zu heben und künftig zu verhüten. Die allgemeinste Ursach des verzögerten Auswurfs ist eine zu schwache, oder gehinderte Bewegung der Gedärme, und diese rührt her entweder von einer Schwäche der Verdauungskraft, oder von dem Mangel äußerer Bewegungen des Körpers und von dem Pressen und Drücken des Unterleibes bei dem Sitzen.

Die Schwäche der Verdauungskraft hat ihren Grund oft in einer allgemeinen Schwäche des Körpers, und diese

ist

ist gewöhnlich eine Folge vorhergegangener Ausschweifungen, des übermäßigen Arbeitens und andrer Unregelmäßigkeiten in der Lebensart. Ist die Natur nicht schon sehr zerrüttet, so kann der Arzt die verlorne Kraft zum Theil wieder herstellen. Aber auf jeden Fall muß man in einer solchen Lage äußerst vorsichtig in der Wahl der Nahrungsmittel, und mäßig im Genuß derselben seyn. - Zuweilen ist die Schwäche der Verdauungskraft nur vorübergehend, und kommt von einer Ueberladung des Magens her. Selbst für den Gesundesten gibt es schwerverdauliche Speisen, so wie ein gewisses Maaß im Essen und Trinken, daß er nicht überschreiten darf. Beobachtet er dies nicht, muthet er dem Magen mehr zu, als er zu leisten im Stande ist: so bleiben die Speisen unverdauet darin liegen, oder sie gehen in die Gedärme ohne hinlänglich aufgelöst und weich genug zu seyn, und alsdann reicht auch die Kraft der Gedärme nicht zu, sie fortzuschaffen. Der Unrath verhärtet sich also nach und nach und es entsteht Verstopfung. Diese kann oft schon durch strenge Diät und verstärkte Leibesbewegung gehoben werden; hilft dieses aber nicht, so muß man der Natur mit Arznei zu Hülfe kommen. Wer indeß mehrmals den Zustand der Unverdaulichkeit veranlaßt, der zieht sich anhaltende Magenschwäche zu, und lebt dann in beständiger Kränklichkeit.

Die andre Hauptursache des verzögerten Auswurfs, nämlich der Mangel genugsamer Leibesbewegung und das Pressen und Drücken des Unterleibes, läßt sich nur durch ein entgegengesetztes Verhalten heben. Personen, deren Beruf vieles Sitzen erfordert, müssen die Stunden, wo sie von ihrer Arbeit frei sind, nicht zu einer trägen Ruhe, sondern zu einer heilsamen körperlichen Bewegung anwenden. Auch haben sie sich mehr, als andre, vor harten Speisen und starken Mahlzeiten zu hüten.

Nicht weniger gefährlich, als die Verstopfung, ist im Gegentheil eine anhaltende häufige Ausleerung, oder der Durchfall. Dieser entsteht durch ungewöhnliche Reizungen in den Eingeweiden, welche eine krampfhafte Bewegung des Darmkanals verursachen und eine Menge wässriger Feuchtigkeiten aus den Gefäßen desselben hervorlocken. Die Ursachen der Reizungen sind unverdauete Speisen, allerlei scharfe Säfte, z. B. von unreifem Obst, zurückgetretner Schweiß ꝛc. Sofern die Natur hiebei den Zweck hat, den Körper von der reizenden Materie zu befreien, insofern ist der Durchfall gut. Aber bedenklich ist es, wenn er mehrere Tage anhält; alsdann muß man den Arzt zu Rathe ziehen. Das plötzliche Verstopfen des Durchfalls bringt die größte Gefahr, denn die reizende Materie, welche im Körper bleibt, fällt auf andre noch zartere Theile, um sich einen Ausweg zu verschaffen, und veranlaßt nicht selten die schwersten Krankheiten.

Die Absonderung und Ausleerung des Harns ist nicht so häufigen Unordnungen unterworfen; aber diese, wenn sie eintreten, verursachen auch schlimmere Zufälle und sind schwerer zu heilen; denn auf den Magen und den Darmkanal kann die Arznei unmittelbar wirken, auf die Harnwerkzeuge nicht. Beschwerliches und sparsames Harnen rührt zuweilen von Verkältung her, zuweilen von Steinen, die sich in den Nieren und in der Blase erzeugen. Man schreibt die Erzeugung der Steine, unreinen Getränken, kalkichtem Wasser, sauren Weinen und dem Käse zu; auch soll anhaltendes Stehen öfters die Ursach davon seyn. Erdbeeren und Thee vom Samen wilder Möhren hält man für sehr gute Mittel dawider. Der übermäßige und unwillkührliche Abfluß des Harns, oder die Harnruhr, erfordert schleunige Hülfe des Arztes.

Die

Die meisten unnützen und schädlichen Säfte werden durch die unmerkliche Ausdünstung aus dem Körper geführt. Sowohl die ganze Oberfläche des Körpers, als auch die Lungen, dünsten im gesunden Zustande beständig aus, und dies beträgt innerhalb 24 Stunden mehrere Pfunde. Heftige Bewegung und Wärme vermehrt die Ausdünstung, so wie Ruhe und Kälte von außen sie vermindert; doch kann auch die Kälte (z. B. ein kaltes Bad), insofern sie den Körper stärkt, in der Folge die Regelmäßigkeit der Ausdünstung befördern. Sonst muß man aber die Ursachen, welche jene beiden entgegengesetzten Wirkungen hervorbringen, vermeiden, als: zu warme Kleider, Betten, Stuben, Unthätigkeit, feuchte Luft und alles, was den Körper schwächt, denn Schwäche vermindert die Ausdünstung. Noch mehr geschieht dies durch Unreinlichkeit der Haut, welche die Schweißlöcher verstopft. Oefters Baden, oder Waschen des ganzen Körpers ist daher zur Erhaltung der Gesundheit ungemein dienlich. Am gefährlichsten ist die gänzliche Unterbrechung der Ausdünstung, welche von einer plötzlichen Abwechslung der Wärme und Kälte entsteht; sie tödtet zuweilen auf der Stelle. Die gehemmte Ausdünstung der Lungen und der Brust insbesondere, hat Schnupfen und Husten und wenn sie vernachläßigt wird, Entzündungen, Geschwüre und Schwindsucht zur Folge. Zur Verhütung dieser Folgen muß man die Ausdünstung, sobald als möglich wieder herzustellen suchen, welches theils durch warme Getränke, theils durch ein Dampfbad für die Lungen geschehen kann. Man läßt nämlich den Dampf von warmen Wasser durch eine Art von Trichter in den Schlund gehen, wodurch die Brust wieder erwärmt wird. — Die unterbrochene Ausdünstung des Unterleibes zieht Koliken, Durchfall und Ruhr nach sich, und auf die Verkältung einzelner Glieder pflegt Gicht und Lähmung zu folgen.

Andre Materien und Säfte, welche im Körper abgesondert werden, sind nur alsdann, als überflüssig wegzuschaffen, wenn sie sich zu sehr anhäufen. Hiervon und von dem Nuzzen derselben ist bei der Beschreibung des Körpers das Nöthige gesagt worden.

Zur Erhaltung der Gesundheit dient ferner die nöthige Bewegung und Ruhe. Eine mäßige Bewegung, d. i. eine solche, wobei die Ausdünstung nicht in ermattenden Schweiß übergeht, hat die heilsamste Wirkung auf den Körper, denn sie befördert alle Verrichtungen desselben, den Blut-umlauf, die Verdauung ꝛc. am sichersten und zweckmäßigsten und stärkt die Muskeln und andre feste Theile. Diejenigen, deren Beruf körperliche Bewegung nicht nothwendig macht, müssen doch aus Liebe zur Gesundheit täglich eine oder etliche Stunden zu einer freiwilligen Bewegung bestimmen. Aber unmittelbar vor oder nach der Mahlzeit ist Bewegung, vornehmlich heftige, nicht dienlich; auch muß sie im Anfange und gegen das Ende sehr gemäßigt seyn, weil ein plözlicher Uebergang von der Ruhe zur starken Bewegung, und von dieser zur Ruhe schädlich ist. Überhaupt hat Uebermaß in der Bewegung, so wie in allen Dingen, nachtheilige Folgen, entkräftet den Körper und macht ihn vor der Zeit alt und steif. Die natürlichste Art der Bewegung ist das Gehen; die andern Arten, z. B. Reiten, Tanzen, gewiße Spiele, welche mit Bewegung verbunden sind, lassen sich nur unter der Bedingung empfehlen, daß sie mit der gehörigen Vorsicht und Mäßigung unternommen werden.

Im Nothfall kann lautes Reden und Lesen zuweilen die Stelle der Leibesbewegung vertreten, Am unentbehrlichsten ist häufige Bewegung in der Jugend. Das Alter erträgt und verlangt mehr körperliche Ruhe.

Wenn

Wenn die Bewegung alle vorgenannten Vortheile haben soll, so muß sie in freier Luft geschehen mit heiterm Gemüth und ohne Beschäftigungen, welche den Geist anstrengen.

Die Thätigkeit des Menschen hat in Ansehung der Zeit ihre Schranken. Sie kann nicht ohne Unterlaß fortgesetzt werden, sondern der Mensch bedarf zu seiner Erholung Ruhe und Schlaf. Der Schlaf ist dem Körper eben so unentbehrlich, als Essen und Trinken, und der Mangel desselben läßt sich durch kein andres Stärkungsmittel ersetzen. Bloße Ruhe ohne Schlaf erneuert die Kräfte nicht, denn nur während des Schlafs geht die Abscheidung desjenigen Safts, welcher den Nerven gleichsam zur Nahrung dient, ungehindert von statten. Ein unruhiger, von Träumen begleiteter Schlaf gewährt ebenfalls keine vollkommene Stärkung. Von der Natur ist die Nacht zum Schlafen bestimmt. Kleine Kinder, kranke und alte Leute dürfen und sollen auch bei Tage schlafen, denn sie haben viel Stärkung nöthig. Gewöhnt sich aber ein gesunder erwachsner Mensch zum Tagesschlaf, so hat dies außer andern üblen Folgen (z. B. Trägheit, Versäumniß der Geschäfte ꝛc.) mehrentheils auch die, daß er des Nachts nicht ordentlich schlafen kann. Noch verkehrter handeln die, welche die halbe Nacht, oder den größten Theil derselben mit ihren Geschäften, oder mit Lustbarkeiten und Ausschweifungen zubringen, und alsdann bis hoch in den Tag hineinschlafen. Die Abend- und Nachtluft ist im Freien und in der Stube ungesunder, als die Morgen- und Tagesluft, denn im Freien duften, nach Untergang der Sonne, die Gewächse stark aus, und dieser Duft ist noch dazu kalt, folglich um desto schädlicher; in der Stube haben sich die Ausdünstungen der Menschen den Tag über gesammelt und angehäuft und die Atmosphäre verdorben. Besser ist es also des Abends zeitig zu Bette zu gehen

hen, und des Morgens bei guter Zeit, so bald man erwacht, wieder aufstehen.

Die gehörige Dauer des Schlafs läßt sich im Allgemeinen nicht wohl bestimmen, indeß scheint eine Zeit von 6 bis 7 Stunden für einen Erwachsnen im besten Alter und von guter Gesundheit hinreichend zu seyn. Allzu langer Schlaf hat ähnliche, aber noch schlimmere Wirkungen, als unterlassene Bewegung; er erschlafft die Kräfte des Leibes und der Seele, begünstigt zu sehr die Absonderung des Fettes, und macht zu Schlagflüssen geneigt. Hingegen taugt es eben so wenig, wenn man sich den Schlaf gewaltsam entzieht und abkürzt, indem die Nervenkraft dadurch geschwächt und die Gesundheit zerrüttet wird.

Alles, was den Schlaf unruhig und unvollständig macht, muß man vermeiden. Es gehören dahin: starke Abendmahlzeiten, hitzige Getränke, heftige Gemüthsbewegungen u. dergl. Auch Mangel an Bewegung hindert einen sanften Schlaf. Das Schlafzimmer muß geräumig, trokken und kühl und den Tag über von der frischen Luft durchstrichen seyn. Wer in der Wohnstube schläft, kann gewöhnlich die Vortheile einer reinen Luft nicht genießen. Schwere, dichtgestopfte Federbetten erhitzen zu sehr und sind nicht so zuträglich, wie leichte Matratzen; man muß sich daher lieber an diese gewöhnen. Das Liegen auf dem Rükken ist aus mehr, als einer Ursache schädlich. Durch das Beisammenschlafen in einem Bette, vornehmlich wenn die Personen von ungleichem Alter und von verschiedner (gesunder und ungesunder) Leibesbeschaffenheit sind, kann körperliche Schwäche und Krankheit mitgetheilt werden. Dies gilt in geringerm Grade selbst vom Zusammenschlafen mehrerer Personen in einem Zimmer.

Die

Die Wirkungen der Seele auf den Zustand des Körpers sind von großer Wichtigkeit. Anhaltendes Denken erschöpft die Kräfte fast noch mehr, als körperliche Arbeit, und übermäßige Anstrengung hat alle die traurigen Folgen, die sonst starke Strapazen, Hunger und Elend, oder sinnliche Ausschweifungen nach sich ziehen. Noch gewaltsamer wirken heftige Begierden und Leidenschaften zum Nachtheil der Gesundheit, z. B. Traurigkeit, Neid, Haß, Zorn, Schreck ꝛc. welche letztere zuweilen den Tod verursachen. Selbst angenehme Gemüthsbewegungen, welche, wenn sie einen gewissen Grad der Mäßigkeit beibehalten, der Gesundheit überaus vortheilhaft sind, werden schädlich, wenn sie plötzlich und stark die Nerven erschüttern. Man hat Beispiele, daß Leute bei einer unerwarteten freudigen Nachricht gestorben sind. So erregt auch unmäßiges Lachen Schlagflüsse, da es sonst in gehörigem Maaße eine heilsame Bewegung der Lungen bewirckt. Auch Krankheiten werden durch den Einfluß der Seele auf den Körper sowohl hervorgebracht, als geheilt. Ein junger, gesunder, starker Mensch, der als Soldat weit von seiner Vaterstadt weg geführt wurde, verfiel aus Sehnsucht nach seiner Heimath in eine Auszehrung, welche keinem Arzneimittel wich und ihn an den Rand des Grabes brachte. Glücklicherweise verrieth er in Anfällen schwärmerischer Fieberhitze die wahre Ursach seiner Krankheit, die bis dahin Niemand gewußt hatte. Nun versprach ihm sein Arzt Urlaub für ihn auszuwirken, sobald er hergestellt seyn würde. Von Stund an besserte er sich und erhielt in kurzer Zeit, ohne den Gebrauch einer Arznei, seine völlige Gesundheit wieder. So mächtig wirkt die Seele auf den Körper! So gefährlich kann ein leidenschaftlicher Zustand des Gemüths für die Gesundheit werden!

Noch sind einige andre, die Gesundheit betreffende, Stücke zu bemerken, die wir hier anführen wollen.

In

In Hinsicht auf die Kleidung hat man sich besonders vor zwei Fehlern zu hüten: vor zu warmen und vor zu engen Kleidern. Zu warme Kleider, vornehmlich Pelzwerk, befördern eine zu starke Ausdünstung, die an sich schon den Körper schwächt und dadurch noch schädlicher wird, daß sie leicht zu Verkältungen Anlaß gibt, welche gichtische Zufälle, Flüsse ꝛc. nach sich ziehen. Doch empfiehlt man zur unmittelbaren Bedeckung des Körpers, statt der linnenen Hemden feinen Flanell, weil dieser eine gelinde Ausdünstung befördert, ohne Schweiß zu erregen, und die Feuchtigkeiten besser einsaugt, als Leinewand, wodurch folglich die Haut nicht nur beständig rein erhalten sondern auch die Zurücktretung des etwan entstandenen Schweißes und die Verkältung verhütet wird. Es versteht sich, daß man mit solchen flanellenen Hemden ebenfalls oft wechseln muß. Vorzüglich sollen Personen, die zur Gicht geneigt sind, hiervon die heilsamsten Wirkungen spüren. — Am meisten schadet aber eine zu warme Bedeckung der obern Theile des Leibes, des Kopfes, des Halses und der Brust, weil der Andrang des Bluts dahin schon von selbst sehr heftig ist, und derselbe dadurch, zum Schaden der Gesundheit, noch stärker wird. Die Pelzmützen sind bei jungen Leuten eine Ursach vieler Krankheiten.

Zu enge Kleidung hindert den Umlauf der Säfte und der willkührlichen Bewegungen, und veranlaßt durch das Pressen und Drücken oftmals örtliche Entzündungen und andre Beschwerden. Wir tragen gewöhnlich enge, gar nicht nach dem Fuß geformte Schuhe, verderben uns dadurch die Füße, und erzeugen die so lästigen Hühneraugen oder Leichdornen. In mehr als einem Betracht sind enge Beinkleider schädlich. Von dem, die Gedärme pressenden Gurt derselben, hauptsächlich, wenn er hoch bis an den Nabel hinauf geht, rührt unter andern auch die Entstehung der

Brüche

Brüche her, ein Unfall, an dem jetzt so viele leiden. Aehnliche Fehler, welche der Gesundheit auf mancherlei Weise schaden, sind: das feste Einwickeln der kleinen Kinder, das Zusammenschnüren des Unterleibes mit Schnürbrüsten, des Halses mit Halsbinden, der Sehnen über dem Knie mit Bändern, der Füße durch allzu festes Zuschnallen.

Eine allgemeine, aber auch für die Gesundheit höchst nöthige Tugend ist die Reinlichkeit. Sogar unsre Hausthiere gedeihen besser, wenn sie von Staub und Schmutz fleißig gereinigt werden. Dies weiß jeder, der mit diesen Thieren zu thun hat; allein nicht jeder macht die Anwendung davon auf sich, denn man sieht dergleichen Leute oft unreinlicher, als die Thiere, für deren Pflege sie sorgen. Hautkrankheiten und andre Folgen der gehinderten Ausdünstung sind die Uebel, welche eine solche Nachläßigkeit herbeigeführt. Vorzüglich leiden die Füße, wenn sie nicht öfters gewaschen werden, da sich an denselben natürlicher Weise mehr Schmutz ansetzt, als an andern Theilen des Leibes und durch die dichte Bekleidung das Ausdünsten mehr gehemmt wird. Aber nicht bloß über einzelne Theile muß sich die Reinlichkeit erstrecken, sondern über den ganzen Körper; deshalb wird öfteres Baden in kaltem oder laulichem Wasser von Aerzten so dringend anempfohlen. Kaltes Wasser ist in sofern dem warmen vorzuziehen, weil es zugleich stärkt; doch können Umstände den Gebrauch des warmen Bades rathsamer machen. Das Baden in fließenden Wassern bekommt am besten, erfordert aber alle mögliche Vorsicht in Ansehung des Orts, und es wäre zu wünschen, daß überall entweder Badehäuser errichtet, oder von Seiten der Polizei sichre Plätze zum Baden angewiesen würden. Eben so nothwendig ist die Vorsicht, daß man sich nicht nach einer Erhitzung bade, noch den ganzen Leib mit einemmale untertauche, sondern lieber erst den Kopf und

die obern Theile wasche, um sich zu dem völligen Bade vorzubereiten. Kurz vor und nach der Mahlzeit hat das Baden eine nachtheilige Wirkung. Des Wohlstandes wegen bedient man sich der Badekleider, und zur größern Sicherheit badet man entweder in Gesellschaft, oder im Beiseyn verständiger Personen.

So wie die Seelenwirkungen überhaupt einen grossen Einfluß auf den Gesundheitszustand des Körpers haben, so auch insbesondre und vorzüglich die Einbildungskraft. Diese bringt oftmals unglaubige Veränbrungen im Körper hervor: sie macht krank und wieder gesund; sie kann sogar den Tod zu einer bestimmten Zeit, wo sie sich ihn als gewiß vorstellt, verursachen. Bei geschwächten Verdauungswerkzeugen und wenn die Eingeweide voll Unreinigkeiten sind, wirkt die Einbildungskraft besonders lebhaft und stark. In einem solchen Zustande erdichtet man sich Krankheiten, die man gar nicht hat, und man fühlt sich geheilt bloß durch den Glauben, durch ein festes Vertrauen auf den Arzt, oder auf das Mittel, welches er anwendet. Mehr als einmal ist ein Kranker dieser Art durch ein Gläschen reines Wasser, durch Pillen von unvermischtem Brodkrumen, die ihm mit geheimnißvoller Miene, als eine sichre Arznei gereicht wurden, zu seiner völligen Zufriedenheit wieder genesen. Das Sonderbarste ist, daß solche eingebildete Krankheiten dieselben Zufälle erregen, als ob sie von wirklichen körperlichen Ursachen entstanden wären, und daß sie selbst tödlich werden können. Die meisten (wenn nicht alle) sympathetischen und Wunderkuren, welche zu so vielen abergläubischen Meinungen Anlaß gegeben haben, waren Wirkungen der Einbildungskraft. Vergl. hiemit das, was im dritten Kapitel über die Einbildungskraft gesagt ist.

Jetzt fügen wir noch Bemerkungen über einige einzelne Krankheiten bei.

Die Krankheiten lassen sich verschiedentlich eintheilen, z. B. in innerliche und äußerliche, in Krankheiten der festen und der flüssigen Theile u. s. w. Die natürlichste und fruchtbarste Eintheilung scheint aber die zu seyn, welche sich auf die entstandne Unordnung in den Geschäften des Körpers gründet (functionibus laesis). Hiernach hat der unten angeführte Schriftsteller das furchtbare Heer von mehr als sechs tausend Krankheiten in sieben Klassen gebracht. *)

Die erste Klasse enthält die Nervenkrankheiten, und ist dir zahlreichste; die zweite, diejenigen Krankheiten, welche ein unordentlicher Umlauf der Säfte verursachet; die dritte, Fehler und Zufälle der Lungen und der davon abhängenden Verrichtungen; die vierte, Krankheiten, die Ernährung betreffend; die fünfte, Unregelmäßigkeiten in den Absonderungen; die sechste, Geschlechtskrankheiten, z. B. Unfruchtbarkeit ꝛc.; in der siebenten sind endlich noch solche Krankheiten aufgeführt, welche durch irgend eine in die Sinne fallende Veränderung des Körpers bemerklich werden, z. B. Köpfe, Warzen ꝛc. Jede dieser Klassen ist wiederum in Ordnungen, Gattungen, Arten und Unterarten abgetheilt. Wir wollen hier einige der gewöhnlichsten und wichtigsten Krankheiten daraus anführen.

In der ersten Klasse steht die leidige Hypochondrie (bei dem Frauenzimmer heißt sie gemeiniglich Hysterie) welche über funfzig verschiedne Gestalten annimmt. Sie entsteht

*) Delineatio systematis nosologici naturae accommodati a G. G. Ploucquet. Tom. I. IV.

steht aus Nervenschwäche, und äußert sich durch eine allzugroße Empfindlichkeit der Nerven (denn diese hat sowohl ihren Grund in der Nervenschwäche *), als die Unempfindlichkeit bei Lähmungen ꝛc.), daher die ganz entgegengesetzten Erscheinungen in dieser Krankheit, übertriebene Lustigkeit und Niedergeschlagenheit, bald brennende Röthe im Gesicht, bald Kälte und Blässe u. a. m., weil innere und äußere Reizungen weit heftiger auf die geschwächten Nerven wirken, als im natürlichen Zustande. Worin besteht aber diese Schwäche? Sie scheint hauptsächlich von einer Verminderung des Nervengeistes (s. d. folg. Kap.) herzukommen, und diese von fehlerhafter Verdauung. Alles also, was Entkräftung des Magens und Darmkanals verursacht, kann auch Hypochondrie und Hysterie veranlassen; dahin gehören alle Arten von Unmäßigkeit und Ausschweifungen, Mangel an Bewegung, Pressen der Eingeweide durch enge Kleidung ꝛc. Die Kur besteht Theils in Wegschaffung dieser Ursachen, theils in Stärkung der erschlafften Theile.

So wie geschwächte Nerven eine zu große Empfindlichkeit, oder — im höchsten Grade der Schwächung — eine Unempfindlichkeit zur Folge haben: so entsteht von ungewöhnlich heftigen Reizungen der Nerven eine andre Gattung von Krankheiten, welche man unter dem allgemeinen Namen der Fieber begreift. Die Ursachen der Fieber sind folglich überhaupt solche Materien, welche die Nerven vornehmlich in dem Magen und den Eingeweiden, beunruhigen, als unverdauete Speisen, unreine Säfte, Würmer, Geschwüre u. so w. Man sieht schon hieraus, daß die Veranlassungen dazu sehr mannigfaltig und eben so verschieden

*) Widernatürliche Reizbarkeit mit Mattigkeit verbunden, gibt den Begriff der Schwäche.

auch die Zufälle seyn können. Das aber haben alle Fieber mit einander gemein, daß, wenn der reizende Stoff hinlänglich entwickelt ist, eine Erschütterung des ganzen Nervsystems, ein unwillkührlicher Schauer entsteht, welcher darauf abzielt, den widernatürlich reizenden Stoff aus dem Körper wegzuschaffen. Es ist also das Fieber überhaupt eine durch das Gefühl der Krankheit erregte Thätigkeit der unwillkührlichen Bewegwerkzeuge *). Die Abwechselungen von Fieber und Ruhe bei den Wechselfiebern rühren theils davon her, daß der Fieberreiz, nachdem er durch einen Anfall von Schauer und Hitze unwirksam geworden, sich in bestimmten Zeitpunkten wieder erzeugt; theils daß die fiebermäßige Reizbarkeit der Nerven in bestimmten Zeitpunkten wieder erwacht. Der Fieberschauer verbreitet sich durch das ganze Nervensystem, und wirkt verkehrte Bewegungen der Gefäße, besonders der zurückführenden, so daß sie statt Säfte einzusaugen, Säfte ergießen. und eben hierdurch soll der Fieberstoff entfernt werden, denn wenn diese Ergießungen in den Magen und die Gedärme geschehen, so erfolgt Erbrechen oder Stuhlgang; geschehen sie aber in andre Gefäße, so wird der Fieberstoff nach den äußern Theilen zu getrieben, und es entstehen Geschwülste, Geschwüre und dergleichen. Zu der letztern Gattung, die man Ausschlagsfieber nennt, gehören auch die Blattern und die Pest.

Die Blattern (Pocken) stammen ursprünglich, wie fast alle unreine Krankheiten, aus Afrika, wo in verschiedenen Gegenden ein von öftern Ueberschwemmungen feuchtes Klima, mit der brennendsten Hitze vereinigt, leicht faule Fieber und allerlei ansteckende Seuchen erzeugt. Zunächst sollen sie aus Aethiopien im sechsten Jahrhundert durch eine Armee nach Arabien und sodann bei Gelegenheit der Kreuz-

*) Platners neue Anthrop. zweit. B. S. 554.

züge im eilften und zwölften Jahrhundert nach Europa gebracht worden seyn *). Vor dieser Zeit kannte man sie in Europa nicht. Durch die Europäer sind sie auch in die übrigen Erdtheile verpflanzt worden und seit dieser Verbreitung haben sie gewiß mehr Menschen getödtet, als die Pest. Die Schärfe ihres Gifts muß ungemein heftig seyn, da sie schon so viele Jahrhunderte hindurch von einer Generation auf die andre forterben und so allgemein herrschen, daß nur wenige Menschen davon befreiet bleiben. Auch entwickelt sich dieses in allen Körpern, wie es scheint, nunmehr befindliche Gift, theils durch innere Ursachen von selbst, theils von außen durch Ansteckung, eben so wie die Pest. Ueberhaupt haben nach der sehr wahrscheinlichen Vermuthung mehrerer Aerzte, die sämmtlichen unreinen Krankheiten eine gemeinschaftliche Quelle, sie zeigen sich aber unter verschiedenen Umständen auch in verschiedenen Abänderungen, und aus zwei dergleichen, wenn sie zusammentreffen, entsteht oftmals eine dritte, die alsdann wiederum unter einem neuen Namen als eine eigne Krankheit sich fortpflanzt. **)

*) Institutiones histor. medicinae, auctore I. C. G. Ackermann Norimb. 1792. pag. 308. Nach Herrn Prof. Sprengel (Analecta de petsibus saeculi sexti) sind sie aber schon im sechsten Jahrh. aus Asien nach Europa gekommen.

*) So ist z. B. in diesem Jahrhundert in der Schweiz eine neue Krankheit entstanden, die man den schlafenden Wurm nennt. Sie besteht in einer sehr bösartigen Gattung Scropheln (Drüsengeschwülste am Halse, dergleichen die Kröpfe sind), und hat ihren Ursprung von einer Vermischung der venerischen und scorbutischen Krankheit. Da sie erblich ist, so dürfen die Töchter der damit behafteten Familien nicht heirathen, weil man ihrer weitern Ausbreitung gern Grenzen setzen möchte. Indeß fängt sie bereits auch schon in Deutschland an, sich hin und wieder zu zeigen. Daß übrigens Veränderung der Lebensart und neue Arten des Luxus — der mit der Kultur gleichen Schritt zu hal-

Seit einiger Zeit ist man ernstlich darauf bedacht, die Blattern, welche Europa als einen fremden Feind anzusehen hat, gänzlich über die Grenzen zurückzutreiben und dies fürchterliche Uebel aus unserm vaterländischen Boden, wo es nicht ursprünglich aufgekeimt ist, auszurotten. Einige Aerzte schlagen in dieser Hinsicht vor: man solle jedem Kinde gleich nach der Geburt die Nabelschnur sorgfältig reinigen, und auch etwas Blut heraus laufen lassen, ehe man sie unterbinde. Es wird versichert, daß so behandelte Kinder nicht leicht die Pocken, weder von selbst, noch durch Ansteckung bekommen. Vielleicht veranlaßte diesen Gedanken die an sich ungegründete Meinung einiger alten arabischen Aerzte, welche den Ursprung der Pocken in der Verunreinigung des Fötus durch das Blut der monatlichen Reinigung suchten. Besondre Aufmerksamkeit schien die Nachricht in dem funfzigsten Stück der Halberst. gemeinnützigen Blätter vom Jahr 1791 zu verdienen. In demselben empfahl man, außer der sorgfältigsten Reinigung der Nabelschnur durch Ausdrükken, auch noch das Abreiben des ganzen Körpers mit Salz. Zwei daselbst angeführte Beispiele von Kindern, die nach einer solchen Behandlung nicht nur nicht auf die gewöhnliche Art, sondern auch nicht einmal durch Einimpfung angesteckt worden, sollten zum Zeugniß ihrer Wirksamkeit dienen. Allein es hat sich in der Folge doch das Gegentheil gezeigt, und die natürlichen Pocken sind bei diesen Kindern — nach hinlänglich entwickelter Pockenmaterie — doch noch zum Vorschein gekommen. Vor jetzt also und bis zur

halten pflegt — auch neue Krankheiten erzeugen, beweiset die Geschichte der Medicin.

Die Bearbeitung dieser, für die Menschheit so wichtigen Materie, vom dem Zusammenhange und der Entstehungsart der unreinen Krankheiten, haben wir von dem berühmten Hrn. Archiater Hensler (nach der Vorrede zu seiner Abhandlung vom abendländlichen Aussatz) zu erwarten.

allgemeinen und gänzlichen Verbannung dieser schrecklichen Krankheit, bleibt das Inoculiren, oder Einimpfen, das sicherste Mittel, die Gefahr dabei zu vermindern. Im Orient war dasselbe eher bekannt und im Gebrauch, als in Europa. Im Anfange dieses Jahrhunderts führte es die Gemahlin des englischen Gesandten zu Constantinopel, Lady Montague, welche den glücklichen Erfolg davon an diesem Orte gesehen hatte, in England zuerst ein, und von da verbreitete es sich nach und nach in die übrigen Länder Europens. Allein eine übel verstandne, auch wol religiöse Empfindsamkeit und Mißtrauen gegen die Vorzüge einer solchen künstlichen Ansteckung von der natürlichen, hemmen noch immer die allgemeine Einführung der Inoculation, obwol zu ihrer Beförderung in einer Menge von Volksschriften und selbst von Kanzeln herab gepredigt worden ist. Und die Erfahrung bestätigt allerdings ihre großen Vorzüge, denn an den natürlichen Pocken stirbt von neun bis zehn Kranken einer, an den inoculirten aber kaum einer unter zehn tausend! *) Bekanntlich läßt die Inoculation sich leicht, vermittelst eines Fadens, welcher mit der reifen Materie gutartiger ächter Blattern getränkt ist, verrichten und auch hier muß man die Stärke des Gifts bewundern, indem es Jahre lang aufgehoben, seine ansteckende Kraft behält.

Abänderungen der Blattern und Krankheiten, die ihnen in vielen Stücken ähnlich sind, gibt es viele, z. B. die Masern (auch neu und aus dem Orient abstammend) die Röthein, das Friesel ꝛc.

Das gefährlichste Ausschlagsfieber ist jedoch die Pest. Man rechnet sie ihrer wesentlichen Beschaffenheit nach zu den Faulfiebern, d. i. zu den Fiebern, die aus einem ins Blut übergegangenen faulen Stoff in den Eingeweiden entspringen. Aber die eigentliche Pestmaterie und ihren Unterschied von an-

*) Braunschweig. Magazin, St. 6. Jahrg. 1791.

dern Krankheitsstoffen kennt man noch nicht. Das Vaterland der Pest ist Afrika, vornehmlich Aethiopien und Aegypten, in welchen Ländern allein sie auch ohne Ansteckung entsteht. Von da wird sie dann durch die Handlung, oder durch Kriegsheere in andre Gegenden verbreitet und auch nach Europa gebracht. Nie aber soll sie hier von selbst und ohne Mittheilung entstehen und die ansteckenden Krankheiten, welche oftmals in Lazarethen, Krankenhäusern ꝛc. dafür gehalten werden, sollen nur bösartige Faulfieber seyn, denen die charakteristischen Kennzeichen der Pest, Brandgeschwüre (Karbunkeln) und Beulen an den Achsel = Leisten = und Ohrendrüsen, fehlen *). Was die Pest hauptsächlich furchtbar macht ist die so große Gefahr der Ansteckung und der mehrentheils schnell erfolgende Tod. Ein mit der Pest behafteter Mensch vergiftet alles um sich her. Man weiß sogar, daß sie durch Blumen mitgetheilt worden ist, und daß verpestete Kleider, die sieben, zehn, ja zwanzig Jahre in einem Kasten verschloßen gelegen hatten, wenn sie wieder hervorgezogen wurden, die Pest aufs neue verbreiteten. Dergleichen Fälle, welche der Urheber des Unglücks aus Furcht vor Bestrafung gern geheim hält, haben eben die Meinung veranlaßt, daß die Pest auch in Europa ohne Ansteckung entstehen könne. Allein die Erfahrung lehrt das Gegentheil, und diese Beobachtung gibt zugleich das sicherste Mittel an die Hand, unsern Erdtheil vor diesem verheerenden Uebel zu bewahren. Denn man darf ihm nur an den Grenzen den Eingang verhindern, und überhaupt alle Maaßregeln der Vorsicht gegen Ansteckung gebrauchen, so ist — wenigstens von der wahren Pest — nichts zu besorgen. Sonst hat man auch vorgeschlagen, die Pest, so wie die Pocken, durch Inokulation zu verhüten; allein dies würde schon aus dem

*) Specimen inaugurale medicum de Peste etc. auctore C. F. Behm. Ienae, 1792. p. 5.

Grunde vergebens seyn (wenn es auch ohne anderweitige Gefahr zu bewerkstelligen wäre), weil ein Mensch diese Krankheit mehr, als einmal bekommen kann. Die Türken, welche der Glaube eines unvermeidlichen Schicksals gegen diese und andre Gefahren des Todes außerordentlich gleichgültig macht, geben sich kaum die Mühe, durch die allernothwendigsten Gegenanstalten ihren Verwüstungen Einhalt zu thun, daher sie auch fast beständig damit heimgesucht sind, bis sie mit Eintritt der kalten Jahreszeit von selbst aufhört. — Wie schleunig sie ihre Opfer hinwegrafft, davon zeugt die Geschichte aller Zeiten. Am heftigsten wüthet sie im Anfange ihrer Entstehung und in volkreichen Städten, oder in großen Feldlägern Man hat es unglaublich, oder doch nicht natürlich finden wollen, daß das Heer der Assyrer in einer Nacht durch die Pest habe hundert und fünf und achtzig tausend Mann verlieren können (2. B. der Könige XIX. 35.), allein ähnliche Beispiele der neuern Zeit begründen die Wahrscheinlichkeit dieser Nachricht. Von achtzehn Personen (zu Cherson im Jahre 1783), die gleich bei dem ersten Ausbruche der Krankheit um die Mittagsstunde einem geschickten Arzt übergeben wurden, waren bis zum Morgen des folgenden Tages ihm dreizehn gleichsam unter den Händen gestorben. Die Fäulniß der Säfte war so groß, daß kurz nach ihrem Tode das Blut aus dem Munde und andern Oefnungen, ja aus der ganzen Oberfläche des Körpers häufig hervordrang *). Freilich äußert sie sich nicht immer auf eine so schreckliche Art, denn es kommt dabei viel auf Nebenumstände, wie bei allen Krankheiten und vornehmlich auf die eigene Disposition des Körpers an. Dieserhalb werden einige gar nicht davon angegriffen; bei andern sind die Zufälle so leicht, daß ihre Kur wenig Beihülfe des Arztes nöthig macht. Eine vorher nach den Regeln der Mäßigkeit geführte Lebensart ist auch gegen diese Seuche das beste Vorbauungsmittel.

Eine

*) Behm dissert. p. 18.

Eine andre Gattung von Krankheiten, welche die Nerven widernatürlich reizen (wie die Fieber), sind die Entzündungen. Wenn nämlich das Blut durch irgend eine Ursach zu den Gefäßen eines Theils des Körpers in ungewöhnlicher Menge hingetrieben, und nun in diesen Theilen eine krampfhafte Zusammenziehung mit Hitze, Röthe, Schmerz, Geschwulst und Spannung verursacht wird, so nennt man dies eine Entzündung. Dergleichen Zufälle zeigen sich unter andern bei dem Aussatz, der Lustseuche und der Gicht.

Der Aussatz, eine der ältesten und gräßlichsten Krankheiten, ist im Morgenlande und insbesondre in Vorderasien und Aegypten einheimisch. In dem letztern Lande erbten ihn auch die Israeliten und brachten ihn nach Arabien. Durch Ansteckung kam er sehr bald in entferntere Gegenden, denn die alten Griechen und Römer waren schon damit geplagt. Ungefähr hundert Jahre vor Christi Geburt, herrschte er in Rom so bösartig, daß man zur Heilung Aerzte aus Aegypten mußte kommen lassen. Die vielen Kriege sowohl, als die Handelsverbindungen mit dem Orient, verpflanzten ihn in der Folge immer wieder aufs neue nach Europa, wenn er auch einmal ausgerottet war. Am ärgsten wüthete er hier zur Zeit der Kreuzzüge, wovon man die Menge Spitäler, die man bloß für Aussätzige errichtete, und deren Anzahl im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts in Frankreich allein sich auf zwei tausend belief, zeugen kann. Drei bis vier Jahrhunderte lang war er eine der empfindlichsten Plagen für diejenigen Länder, welche durch die Kreuzzüge das meiste Verkehr mit dem Orient hatten, nämlich Frankreich, England Italien und Deutschland. Vom sechszehnten Jahrhundert an, verlor er sich nach und nach wieder, indem man die ernstlichsten Anstalten zur Vertilgung desselben traf, und auch

die

die häufige Gelegenheit zur Ansteckung wegfiel. Jetzt findet man ihn äußerst selten; doch führt Herr Archiater Hensler ein neuerliches Beispiel von einem Aussätzigen an, welcher den Grund zu dieser Krankheit in West-indien (wohin der Sclavenhandel den wahren Aussatz gebracht hat) durch eine ausschweifende Lebensart gelegt hatte, und der im Jahre 1776, mit dem Anfange des Aussatzes behaftet, in sein Vaterland nach Deutschland zurückkehrte *). Die Beschreibung seines Zustandes und der Leiden, die er bis an sein, im Jahr 1784 erfolgtes Ende dulden mußte, erweckt Grausen und Entsetzen. Es gibt aber mancherlei Abänderungen und Stufen dieser Krankheit, denn es erscheinen zuerst Flecken, Flechten, Schorfe ꝛc.; auch unterscheidet man den räudigen, den weissen, den rothen den knolligen Aussatz. Dieser letztere, welchen die Griechen Elephantiasis, die Abendländer Lepra nannten, ist die höchste Stufe des Uebels. Gemeiniglich vergehen mehrere Jahre von dem ersten Anfange an bis zur Vollendung der Krankheit, der Elephantiasis. Viele Schriftsteller nennen nur diese allein, und vorzugsweise vor den geringern Graden, Aussatz. Sie wird für unheilbar gehalten, da hingegen die übrigen Arten geheilt werden können. Kennzeichen und Erscheinungen bei derselben sind: häufige Knollen, besonders im Gesicht und in den Gelenken, dabei sehr merklicher Stumpfsinn, Grämlichkeit und Melancholie; gegen das Ende entstehen trockne Geschwüre; Finger, Zehen, Nase, Ohren, auch wol Arme und Beine fallen ab, ohne schmerzhafte Empfindungen, wie denn überhaupt der Kranke während dieser ganzen Periode keine sonderliche Schmerzen hat. Zuletzt werden die innern Theile von der

*) P. G. Hensler, vom abendländischen Aussatz im Mittelalter. S. 23 bis 37.

der Fäulniß angegriffen, und der Tod macht dem jammervollen Zustande ein Ende. — Was die eigentliche Ursach dieses Uebels sey, weiß man nicht. Alle Schriftsteller des Alterthums leiten den ersten Ursprung desselben aus Aegypten her, wo Klima, Lebensart (z. B. allzu häufiger Genuß der Fische) und vornehmlich das unreine Nilwasser den Stoff dazu hergeben soll.

Die Lustseuche, oder venerische Krankheit, trat am Ende des funfzehnten Jahrhunderts an die Stelle des nach und nach weichenden Aussatzes. Ein trauriger Wechsel! Sie äußerte sich zuerst im Jahre 1493 unter der Armee Carls des achten, Königs von Frankreich, die damals im Neapolitanischen stand, daher gab man ihr den Namen französische Krankheit (Franzosen) und neapolitanisches Uebel (mal de Naples). In den ersten funfzig Jahren war das Gift derselben weit schärfer und ansteckender, als in der Folge; die Kranken verfaulten oft, so zu sagen, bei lebendigem Leibe, weil man kein kräftiges Gegenmittel kannte, und die Ausbreitung geschahe so schnell, daß nach Verlauf eines Jahres kein Land in Europa mehr sich ganz frei davon sah. Sie zeigte sich auch wirklich mit andern Zufällen, als die heutige Lustseuche, und erhielt von den Aerzten die Benennung Syphilis. Jetzt ist sie zwar viel gelinder, und ihre Kur selbst dem Laien in der Arzneikunde kein Geheimniß mehr; aber man findet sie auch in allen bekannten Gegenden der Erde, sogar in Süd-indien. Jedoch hoffen unsre Aerzte, daß sie, als ein fremdes Uebel, mit der Zeit eben so, wie der Aussatz, aus Europa wieder verschwinden werde. Ueber ihren Ursprung hat man bisher viel gestritten, ohne etwas mehr, als Vermuthungen angeben zu können. Viele glauben, daß sie auf den westindischen Inseln einheimisch sey, und daß die Spanier sie von da nach Europa gebracht haben. Soviel ist gewiß, man trift dort unter den Indianern

nern eine eigne, der Lustseuche etwas ähnliche Krankheit an, welche sie Yaws nennen, und es könnte also wol durch Vermischung der europäischen Unreinigkeit (vom Aussatz) mit jener indianischen Krankheit dies neue Uebel hervorgegangen seyn. Allein Herr Hofrath Gruner*) hält es für wahrscheinlicher, daß die wirkliche Venusseuche eine Frucht des mit der Pest vereinigten alten Aussatzgifts sey, und daß man ihren Ursprung nicht in West-indien, sondern in Italien selbst suchen müsse. Es wären nämlich die Mauren (Maranen, ein afrikanisches Volk) aus Spanien nach Italien ausgewandert, und hätten noch von Afrika her, ihrem ursprünglichen Vaterlande, das Gift des Aussatzes in sich gehabt. Nun hätte damals, um das Jahr 1492, die Pest in Italien geherrscht, durch deren Verbindung mit dem Aussatz die Lustseuche, (eine würdige Tochter so scheußlicher Eltern!) erzeugt worden wäre, (so wie vorher in der Anmerkung die Entstehung des schlafenden Wurms beschrieben wurde). Er unterstützt diese Meinung durch den historischen Grund, daß in dem gedachten Jahre noch kein Spanier aus West-indien nach Italien gekommen sey, und daß sie folglich nicht von dort herüber gebracht seyn könne. — Obgleich, wie oben bemerkt worden ist, diese häßliche Krankheit jetzt weniger Bösartigkeit zeigt, als ehemals, so gehört sie doch immer noch zu den schrecklichsten Uebeln, welche die Menschheit drücken. Wie viele sind durch muthwillig zugezogne, öfters wiederholte, und endlich unheilbare Anfälle derselben klägliche Opfer geworden! Wie viele durch Nachlässigkeit, durch unzeitiges Schweigen, durch schuldlose Ansteckung und Unwissenheit, durch Anerbung! Höchst merkwürdig ist es, wie lange das Gift verborgen bleiben kann,

*) In seinem Almanach für Aerzte und Nicht-ärzte, auf das Jahr 1792.

kann, ehe es wieder ausbricht. Es sind sichre Beispiele vorhanden, daß es vom Großvater auf den jungen Enkel forterbte, ohne daß der Vater in seinem ganzen Leben jemals eine Spur davon gewahr ward. Sollte nicht die Betrachtung, daß unschuldige Kinder und Enkel oft die Sünden ihrer Väter büßen müssen, ein Bewegungsgrund mehr seyn, alle Gelegenheit zur Ansteckung sorgfältig zu meiden? Aber warum wurden die Sünden unsrer Vorfahren, die doch, besage der Geschichte, nicht besser waren, als ihre Nachkommen, nicht so hart gestraft?

Die Gicht besteht in äußerst schmerzhaften Empfindungen in den Gelenken und komt gewöhnlich periodisch mit und nach einem Fieber-Anfall. Nach und nach häuft sich an den Gelenken eine kalk-artige Materie an, und macht sie zur freien Bewegung ungeschickt. Der Schmerz zieht entweder aus einem Gelenk in das andre (herumschweifende Gicht), oder er bleibt in einem Gelenk (festsitzende Gicht), und ist mit starker Entzündung und Geschwulst verbunden. In diesem Fall fängt das Gelenk nach einigen Tagen an zu jucken, schuppt sich ab, und es entsteht jene kalk-artige Materie. In den Fußgelenken, vornehmlich in dem großen Zeh, macht dieser Zufall das Podagra. in den Händen das Chiragra und in den Knien das Gonagra. Die Ursach dieser Erscheinungen ist die Verstopfung der feinsten Blut- und Lymphengefäße, wodurch natürlicherweise Geschwulst, Entzündung und Schmerz entsteht. Die Verstopfung der Gefäße aber rührt theils vom Mangel der Bewegung des Körpers, theils von Unmäßigkeit und schlechter Verdauung her. Es gehen nämlich mit der Nahrungsmilch, selbst bei der besten Verdauungskraft, noch immer fremde Theile mit ins Blut, welche zur Ernährung und Erhaltung des Körpers nicht taugen, und daher von der Natur durch die Ausdünstung, durch den Urin ꝛc. herausgeschaft

schaft werden. Diese unreinen Theile sind eine Quelle von mancherlei Krankheiten, wenn sie nicht zu rechter Zeit aus dem Körper kommen sondern sich im Blut anhäufen (man nennt dies alsdann gewöhnlich Schärfe des Bluts). In den haarfeinen Röhrchen, wo das Blut zuletzt sich durchdrängen muß, verursachen sie bei langsamer Bewegung leicht eine Stockung dadurch, daß sie den Durchgang erschweren. Um dies zu verhüten, sollen, nach der Absicht der Natur, die willkührlichen Muskeln fleißig bewegt werden, welches einen schnellern Umlauf des Bluts bewirkt. Es kann aber die Stockung auch alsdann entstehen, wann durch schlechte Verdauung und Unmäßigkeit allzuviel dergleichen unnütze Theile ins Blut gebracht werden, die durch die feinen Kanäle gar nicht durchkommen können. Der häufige Genuß des Weins, vornehmlich hitziger Weine, hat diese Wirkung: er stöhrt das Verdauungsgeschäft, wodurch also verdorbne Nahrungsmilch ins Blut komt; überdies führt der Wein auch viel erdigte und salzigte Theile (wie der in den Fässern sich ansetzende Weinstein beweiset) mit sich, welche ebenfalls ins Blut gehen. Nach der verschiedenen Leibesbeschaffenheit und andern Umständen, erfolgen daraus hypochondrische Zufälle, Koliken ꝛc. oder auch die Gicht. Diese ist nun nichts anders, als ein Bestreben der Natur, jene Stockung zu heben und die unreinen Theile, als die Ursach derselben, wegzuschaffen, die sich dann auch in Gestalt einer kalk-artigen Materie absetzen. Wenn dies vermittelst der Fieberschauer (die merklich oder unmerklich bei den Gichtschmerzen sich einfinden) geschehen ist, so hört die Krankheit auf. Sie kehrt auch nie wieder zurück, wofern man jene Veranlassungen dazu meidet. — Die Gicht ist mit ihren verschiedenen Abänderungen und Stufen eine sehr gemeine Krankheit, und sie wird von Zeit zu Zeit gemeiner, da Luxus und Ausschweifungen allerlei Art in den meisten Gegenden noch immer im Steigen sind. Ein berühmter

englischer Arzt *) versichert, daß deshalb in England sich mehr Gichtkranke befinden, als in dem ganzen übrigen Europa zusammen genommen, weil Mäßigkeit den Einwohnern Englands eine unbekannte Tugend sey, und sie das, was in andern Ländern Mäßigkeit, oder zureichende Nahrung heiße, für ein offenbares Aushungern halten würden. Der hohe Wohlstand der Nation, sagt er, macht, daß der Bettler hier besser lebt, als anderswo der Vornehme. Allein eben dies vermehrt die Anzahl gichtischer Personen mit jedem Jahre. Nach seiner Behauptung ist die Gicht keinesweges erblich, auch nicht periodisch, noch unheilbar. Als Hauptursachen klagt er die Gemächlichkeit, Unmäßigkeit und Gemüthsunruhe an, wonach seine Vorschläge zur Vermeidung derselben leicht zu errathen sind. Das Buch verdient jedoch von Allen, die damit behaftet sind, selbst gelesen zu werden.

Bei den bisher angeführten Krankheiten sucht die Natur die reizende Materie durch fieberhafte Erschütterungen von den Nerven zu entfernen, wo dies aber nicht geschehen kann, oder nicht hinreichend ist, da bedient sie sich der Krämpfe in den unwillkührlichen, und der Zuckungen in den willkührlichen Muskeln. So entstehen nach den verschiedenen Veranlassungen und Aeußerungen dieser Zufälle Krankheiten unter verschiedenen Benennungen. Eine der gemeinsten von denselben ist die fallende Sucht (Epilep-

*) W. Cadogan in seiner Abhandlung von der Gicht ꝛc. zweite deutsche Auflage, mit einer Vorrede von D. W. H. S. Buchholz. Frankf. und Leipz. 1790. In England fand dies Buch so viele Beifall, daß in einem halben Jahre zehn Auflagen, jede zu vier bis fünf tausend Exempl. stark, veranstaltet werden mußten.

lepsie), welche hauptsächlich bei Kindern sehr oft ihren Grund in der Würmerplage hat.

Ungemein zahlreich ist die vierte Ordnung der ersten Klasse, worin die Krankheiten der Sinneswerkzeuge angeführt werden, denn sie enthält, wenn man die Abänderungen der Gattungen und Arten für besondre Krankheiten nimt, weit über tausend. Ich berühre hier nur eine derselben wegen des seltsam veränderten Namens, den sie im gemeinen Leben erhält, den Staar. Diese Augenkrankheit zeigt sich unter mehrern Gestalten, wovon die bekanntesten der graue und der schwarze Staar sind. Der graue Staar (cataracta) besteht in einer Verdunklung der Krystall-linse, deren Farbe alsdann weißgrau, oder bräunlich ist. Ihre Undurchsichtigkeit macht, daß die Lichtstrahlen nicht mehr auf die Netzhaut fallen und die Empfindung des Sehens hervorbringen können. Man kann, wie bekannt, durch Niederdrücken der verdunkelten Krystall-linse das Vermögen zu sehen wiederherstellen. Der schwarze Staar (amaurosis) hingegen ist mehrentheils unheilbar, weil das Uebel im Sehe-nerven und in der Netzhaut seinen Sitz hat, und oft von Hirnkrankheiten, Schlagflüssen ꝛc. herrührt. Aeußerlich bemerkt man dabei am Auge nichts, als eine ungewöhnliche Erweiterung der Pupille. Da nun solche Personen, welche das Vermögen zu sehen verloren haben, die Augen unbeweglich halten und immer starr vor sich hinsehen, so hat man anfangs die Krankheit den Starr genannt, und dieser Name ist in der Folge in Staar umgeändert worden.

Dies sey genug von den Krankheiten, einer Materie, die zwar in der Geschichte des Menschen nicht ganz übergangen werden, aber doch auch andern noch wichtigern Gegenständen nicht den Raum beschränken darf.

Drittes Kapitel.

Natur der geistigen Kräfte des Menschen.

Der Geist muß denken. Ohne Denken gleicht
Der Mensch dem Ochs und Eselein im Stalle.

Bisher betrachteten wir die bloße Maschinerie des Körpers, seine einzelnen Theile und ihre Zusammensetzung, die Bewegungen und Veränderungen, welche dadurch hervorgebracht werden, und die nächsten sichtbaren Ursachen derselben. Indeß ist auch einigemal des Nervengeistes und der Seele, als der eigentlichen unsichtbaren Triebfedern dieser Bewegungen, Erwähnung geschehen, deren Natur wir nun jetzt noch zu untersuchen haben. Allein wir werden hier freilich auf manche Dunkelheit stoßen, wo nur ein schwacher Schimmer des von ferne dämmernden Lichts unsre Schritte leitet.

Der Körper wird vermöge der Muskeln bewegt; das sehen wir, und begreifen es. Die Muskeln werden ferner durch die Nerven in Thätigkeit gesetzt; auch das ist klar und außer allem Zweifel. Aber wie wirken die Nerven auf die Muskeln? — Die erste Frage, die wir nicht befriedigend beantworten können.

Die durch äußere Gegenstände gereizten Nerven bringen gewisse Veränderungen im Gehirn, bringen Vorstellun-

gen hervor; dessen sind wir uns bewußt. Die Vorstellungen wirken wiederum abwärts aus dem Gehirn und zurück auf die Nerven, worauf alsdann Bewegungen erfolgen; das lehrt uns die Erfahrung in jeder Minute. Aber wie entstehen, vermittelst der Nerven, Vorstellungen im Gehirn, und wie wirken diese auf die Nerven zurück? — Die zweite, bisher noch unbeantwortete Frage.

Wo eine Wirkung ist, da muß auch eine Ursach seyn — ein Satz, der hier wol nicht erst bewiesen werden darf. Wir schließen also ganz richtig von jeder Wirkung auf Etwas, das dieselbe hervorbringt, und wenn wir dieses Etwas nicht sehen, nicht mit den Sinnen vernehmen; so denken wir es uns als ein verborgenes, unsichtbares, als ein geistiges Wesen. So sehen wir z. B., daß Magnet und Eisen einander anziehen, aber die Ursach dieser Erscheinung sehen wir nicht, wir mögen beide Materien so viel zerlegen und so lange untersuchen, wie wir wollen. Mit Grunde vermuthen wir folglich eine verborgne geistige Kraft, wovon diese Wirkung herkomt. Wir nennen also überhaupt alles das, was wir mit keinem unsrer Sinneswerkzeuge entdecken und erforschen können, und dessen Daseyn doch aus seinen Wirkungen erkannt wird, geistig, ohne eigentlich zu wissen, worinn das Wesen eines Geistes besteht *).

So weit scheinen wir noch sichern Trittes zu gehen und von dem geraden Wege der Erfahrung nicht abzuweichen. Wenn wir uns aber weiter wagen, wenn wir bestimmen wollen, was ein solches geistiges, den Sinnen nicht er-

*) Die Morgenländer nennen sogar schon die Luft und den Odem Geist, weil wir beides nicht sehen, ob es gleich durch das Gefühl empfunden wird.

erkennbares Wesen sey, so verirren wir uns in das Feld der Phantasien und Träume. Die Erfahrung sagt uns nur, daß dergleichen Wesen wirklich vorhanden sind, denn z. B. die anziehende Kraft des Magnets, das Vorstellungsvermögen im Gehirn, kann nicht die sichtbare Materie seyn, weil der Verlust der anziehenden Kraft und des Vorstellungsvermögens keine Veränderung in der Materie, keine Verminderung der Masse bemerken läßt. Ob nun die unsichtbaren überhaupt nicht in die Sinne fallenden Kräfte wesentlich von der Materie verschieden sind, darüber gibt uns die Erfahrung keinen Aufschluß.

Die meisten Weltweisen der alten und neuen Zeit setzen das Geistige dem Körperlichen schlechthin entgegen, indem sie dem erstern alle Ausdehnung und Theilbarkeit (im metaphysischen Sinn) absprechen, welche wir dem letztern beilegen. Sie berufen sich bei dieser Behauptung vornehmlich auf die Natur unsrer Vorstellungen, welche selbst einfach und geistig, nur in einem einfachen Wesen ihren Grund haben können. Denn, sagen sie, es ist ein Widerspruch, daß eine einzelne Vorstellung, als etwas Einfaches, unter mehrere Subjecte (die man doch bei einem nicht einfachen Wesen annehmen muß) vertheilt seyn kann. Sie unterscheiden daher diejenigen unsichtbaren Kräfte, deren Wirkungen sich durch das Vorstellungsvermögen äußern, von denen, welche dies Vermögen nicht haben, wie z. B. die magnetische, die elektrische Kraft ꝛc. Jene nennen sie im eigentlichen und vorzüglichen Sinn geistig; dieser hingegen schreiben sie Ausdehnung und andre körperliche Eigenschaften zu, und halten sie folglich nur für eine äußerst feine, den Sinnen nicht bemerkbare Materie. Und wenn sie auch einer, oder der andern dieser Kräfte die Benennung Geist beilegen, so verstehen sie es doch

nur uneigentlich, und verbinden damit nicht den Begriff des Einfachen.

Andre wollen in diesem System manches Willkührliche und Hypothetische finden, dem sie ihren Beifall nicht geben zu können glauben. Muß denn, fragen sie, die vorstellende Kraft in eben dem Sinn einfach seyn, wie die Vorstellung selbst? Was wissen wir von der Natur der Vorstellungen, daß wir mit einer solchen Gewißheit von dieser auf die Natur der vorstellenden Kraft schließen können? Hat nicht oft die zusammengesetzteste Maschine eine sehr einfache Wirkung? Es ist also nicht nothwendig, daß Eine Vorstellung, die wir uns, als etwas Einfaches denken, in der Materie unter mehrere Subjekte vertheilt sey; sie kann eben sowohl auch das Resultat der Wirkungen mehrerer Subjekte seyn. Wenigstens scheint diese Hypothese von einem metaphysisch einfachen Wesen das Wunder des Vorstellungsvermögens durchaus nicht begreiflicher zu machen. Man kann eben so wenig erklären und verstehen, wie ein einfaches Wesen denkt, als wie dies einem zusammengesetzten möglich ist. Vielmehr werden durch Annahme jener Hypothese die Schwierigkeiten von allen Seiten gehäuft. Denn wenn die vorstellende Kraft in uns ein einfaches Wesen ist, wie kann sie auf die Materie und diese auf das Einfache zurückwirken? Und wo kommen die einfachen Wesen her? Wo befinden sie sich vor der Entstehung ihrer Organe, der Körper? Sind sie, ehe sie mit diesen verbunden werden, auch vorstellende Kräfte, oder nicht? Im letztern Fall würden sie, nach der Hypothese jener Weltweisen, selbst materiell seyn müssen, denn sie räumen nur den vorstellenden Kräften metaphysische Einfachheit ein. Haben sie aber schon vor ihrer Verbindung mit den Körpern der Menschen Vorstellungen gehabt, so entstehen wiederum neue, nicht zu beantwortende Fragen, als: existirten

ten sie vor dieser Zeit ohne Organe, oder hatten sie dergleichen? Zu welchem Zweck existirten sie da? Warum erinnern sie sich jetzt, in Vereinigung mit den menschlichen Leibern, ihrer gehabten Vorstellungen und überhaupt ihres vorigen Zustandes nicht? Auf welche Art und wann kommen sie in den Embryo? — Da die größern Thiere offenbar Vorstellungen und folglich auch vorstellende Kräfte haben, so fragt sich's: sind diese ihrem Wesen nach den vorstellenden Kräften der Menschen gleich, und nur durch die Organe anders modificirt? Man gibt dies zu. Aber wie? Geht nicht in dem ganzen Thierreich, vom Affen und Elephanten an bis zur Milbe, zur Auster, zum Polypen, alles durch unmerkliche Abstufungen herunter, so daß man die Gränze des Vorstellungsvermögens schlechthin nicht bestimmen kann? Welch ein Labyrinth von Folgen!

Weit natürlicher und faßlicher, meinen diese Philosophen, sey folgendes System:

Es gibt in der ganzen Natur nur Eine unsichtbare Kraft, deren Wesen wir in unsrer jetzigen Beschränktheit unmöglich erkennen können. Wir werden nie im Stande seyn, mit völliger Gewißheit auszumachen, wie sie sich von der sichtbaren sinnlichen Materie unterscheidet, als nur in Hinsicht auf ihre Wirkungen. Diesen zufolge scheint sie hauptsächlich durch eigenthümliche Thätigkeit, so wie die Materie durch Trägheit, sich auszuzeichnen. Sie ist es, die überall die Körper belebt und bewegt, und in mannigfaltigen Gestalten und Wirkungen uns erscheint. Aus den elektrischen Wolken komt sie in verzehrendem Feuer herab; wir athmen sie in der Hülle der atmosphärischen Luft; tödtlich wird sie in phlogistischer Luft allem, was Odem hat, erquickend und stärkend aber in dephlogistischer Luft; in den Muskeln äußert sie Reizbarkeit, in den Ner-

ven Empfindlichkeit, und im Gehirn des Menschen — denkt sie.

In allen diesen Wirkungen ist es immer dieselbe Kraft, welche wirkt, und die verschiedenen Erscheinungen derselben gründen sich blos auf den Unterschied der Organe, deren sie sich bedient. So bringt die Hand eines Künstlers auf verschiednen Instrumenten auch verschiedne Töne hervor. Ganz augenscheinlich werden sowohl durch die Materie, als durch die Form eines Körpers, die Aeußerungen der belebenden Kraft bestimmt, und diese sind oft so ungleich-artig, daß man sich leicht überredet, es seyen Aeußerungen verschiedener Kräfte. Die Thätigkeit der Muskeln und Nerven, wie verschieden von den Vorstellungen! Die Empfindung des Geschmacks, wie wenig gleicht sie der Empfindung des Sehens! Und doch gestehen wir Alle, daß sich die verschiedenen Empfindungen nur auf Eine Kraft beziehen *).

Dieses System, behaupten jene Philosophen, sey frei von den meisten Schwierigkeiten, welche das erstere drükken. Man dürfe nicht fragen: wo kommen die vorstellenden Kräfte, die Seelen, in uns her? Denn sie finden sich in der ganzen Natur, obwol sie erst in Verbindung mit menschlichen Körpern das Vorstellungsvermögen erhalten. Die Art und Weise, wie sie in den Embryo gelangen, erkläre sich auch leicht; es geschehe vermittelst der Zeugung, indem der Same, so wie die Nerven und das Gehirn,

*) Nach der Verschiedenheit der Empfindungen nimt man gewöhnlich fünf Sinne im menschlichen Körper an, wozu aber Einige, wie bekannt, noch einen sechsten setzen. Hätten wir noch einmal so viel Sinne, so würden wir von den Gegenständen gewiß noch ganz andre Begriffe bekommen.

hirn, mit dieser belebenden Kraft erfüllt sey. Daß die Verminderung derselben im Körper — welche überhaupt durch ein beständiges Wirken erfolge, wenn sie nicht durch Zufluß von außen ersetzt werde — das Vorstellungsvermögen schwäche, lasse sich hiernach viel leichter begreifen, als nach dem System der Gegner. Da sie in allen Körpern verbreitet sey, so überkommen wir sie auch mit der Nahrung, vorzüglich abr mit der eingeathmeten Luft *). Auf die Frage: wie denn hiermit die Fortdauer der Seele nach dem Tode und das Bewußtseyn der Persönlichkeit bestehen könne, antworten sie: daß wir Zerstörung und Auflösung nur an sinnlichen Gegenständen wahrnehmen, aber nicht an unsinnlichen, und daß die Fortdauer der vorstellenden Kräfte nach Auflösung der Körper nicht zu bezweifeln sey. Ob sie ihr Bewußtseyn behalten werden, das mache die Voraussetzung der Einfachheit ihres Wesens um nichts gewisser, aber moralische Gründe habe man dafür.

Man lernt aus dem Streit dieser beiden Partheien wenigstens so viel, daß sich über das Wesen der vorstellenden Kraft nichts mit Gewißheit ausmachen läßt. Das System der kritischen Sceptiker hält sich daher lediglich nur an die Erfahrung, d. i. an die Wirkungen jener Kraft, ohne zu untersuchen, was sie an sich selbst sey. Dies scheint allerdings auch der sicherste Weg zu seyn, eine für uns brauchbare Kenntniß von derselben zu erlangen.

*) Gedanken über die Luft und ihren Einfluß auf Wachsthum und Nahrung organischer und belebter Wesen. Hamburg, 1787.

Dasjenige unsichtbare Wesen, welches die Nerven in Thätigkeit setzt, nennt man gemeiniglich Nervengeist. Man hält es mit Wahrscheinlichkeit für eine äußerst feine Materie, die der magnetischen oder elektrischen gleicht.

Von dem Nervengeist unterscheidet man die vorstellende Kraft, und nennt sie Seele, insbesondre in sofern sie den Körper belebt und bewegt; Geist aber heißt sie in Beziehung auf die Vorstellungen und die Beschäftigungen mit denselben. Das letztere ist unter den Geschöpfen der Erde ausschließlich dem Menschen eigen, daher braucht man das Wort Geist nur vom Menschen; eine Seele schreibt man auch dem Thiere zu. Indeß wird Seele oft im weitern Sinn genommen und Geist darunter mit begriffen.

Man nimmt an, daß Seele und Nervengeist unmittelbar auf einander wirken, daß aber die Seele die erste und eigentliche Grundkraft des Lebens sey, und daß der Nervengeist ohne Seele nicht wirken könne. Aus diesem Grunde heißt der Nervengeist das unmittelbare Werkzeug der Seele (Seelen-organ), so wie der ganze Körper ihr mittelbares Werkzeug genannt wird. Nun erklärt man sich die Erscheinungen so: Alle Veränderungen, welche mit uns vorgehen, haben ihren Grund theils in der Einwirkung äußerer Gegenstände *) auf den Nervengeist theils in der Zurückwirkung der Seele auf denselben. Mit der Geschwindigkeit der elektrischen Kraft führt der Ner-

*) Aeußere Gegenstände heißen hier nicht diejenigen, welche außer dem Körper, sondern welche außer dem Nervengeist da sind, also auch das Blut im Körper u. s. w.

Nervengeist den von äußern Gegenständen empfangenen Eindruck der Seele zu, und eben so schnell theilt sich durch denselben die Zurückwirkung der Seele den Nerven selbst und vermittelst dieser den Muskeln mit. Der Eindruck der äußern Gegenstände auf den Nervengeist bringt in der Seele Vorstellungen hervor, und auf die Zurückwirkung der Vorstellungen in den Nervengeist erfolgen Bewegungen.

Allein es ist hierbei wol zu merken, daß uns die Erfahrung nichts von einem Unterschied zwischen Nervengeist und Seele sagt, sondern sie lehrt nur, daß Leben, Bewegung und Vorstellungen ihren Grund in einem unsichtbaren Wesen haben müssen, sey dies auch übrigens beschaffen, wie es wolle. Die kritische Philosophie führt jedoch folgenden Beweis von der Immaterialität der Seele *): Die Materie und ihre Veränderungen erscheinen nur dem äußern Sinn; die Veränderungen der Seele, oder die Vorstellungen können nur von dem innern Sinn (der Seele selbst vermittelst des Nervengeistes) wahrgenommen werden. Wäre die Seele mit der Materie gleichartig, so müßten sich auch die Veränderungen derselben im Raum anschauen lassen und Objekte des äußern Sinnes seyn, welches aller Erfahrung widerspricht. Substanzen an und für sich erkennen wir nicht, sondern blos ihre Accidenzien. Wenn nun die Accidenzien ganz hetrogener Art sind, so muß unser Verstand auch die Substanzen, sofern sie durch die Accidenzien erscheinen, als heterogen denken. Wir nehmen aber zwei ganz heterogene Erscheinungen wahr: einige im Raum durch den äußern, andre blos in der Zeit durch den innern Sinn. Die letztern sind weder Accidenzien

*) Jakobs Grundriß der Erfahrungs-seelenlehre, Seite 34 und 38.

denzien der erstern, weil sie sonst im Raum seyn müßten, noch die erstern Accidenzien der letztern. Daher müssen wir uns dieselben als verschiedne Substanzen denken. Wir nennen die Substanz der äußern Erscheinungen, **Materie**; die Substanz der innern, **Seele**.

Doch wir wollen die unfruchtbare Spekulation über das Wesen der Seele bei Seite setzen, und vielmehr die Wirkungen derselben auf dem Wege der Erfahrung verfolgen, um ihre Natur, soweit es hiedurch geschehen kann, kennen zu lernen.

Alle Seelenwirkungen werden ursprünglich durch Eindrücke auf die Nerven veranlaßt. Sehr oft ist zwar die Seele auch ohne solche Eindrücke wirksam; aber die Veranlassung, den Stoff dazu, hat sie — vor längerer oder kürzerer Zeit — durch Nervenreizungen erhalten. Wir müssen uns also den ersten Zustand der Seele als leidentlich denken, wie er in der frühesten Kindheit wirklich ist, denn die Bedingung, unter welcher sich die Thätigkeit der Seele äußert, liegt in dem Nervenreiz.

Der Eindruck einer äußern Ursach auf die Nerven bringt in denselben eine Veränderung hervor, die wir das **Gefühl** nennen wollen, um sie von andern darauf folgenden Veränderungen unterscheiden zu können. Das Gefühl ist der allgemeinste Sinn, und deshalb scheint dieses Wort

zur

zur Bezeichnung der genannten Veränderung am bequemsten zu seyn.

Die Veränderung in den Nerven theilt sich mit elektrischer Schnelligkeit der Seele mit, und bewirkt in derselben ebenfalls eine Veränderung; diese soll Empfindung heissen *). Bei der Empfindung geht der leidentliche Zustand der Seele eben so schnell, als unvermerkt in den thätigen über, indem ein Bewußtseyn des Gefühls, welches wir eben Empfindung nennen, nicht ohne Thätigkeit gedacht werden kann; doch ist dies Bewußtseyn nur subjektiv, d. i. die Seele beschäftigt sich mit dem Gefühl allein und nicht mit dem Gegenstande, der das Gefühl erregt.

Aus der Empfindung erzeugt sich aber bald die Vorstellung, wenn die Seele entweder die Empfindung selbst zum Objekt ihrer Aufmerksamkeit macht und sie als außer sich befindlich betrachtet; oder wenn sie sich den äußern Gegenstand, von welchem das Gefühl hervorgebracht worden ist, vorstellt und sich mit demselben beschäftigt. Im erstern

*) Der Sprachgebrauch macht unter Gefühlen und Empfindungen keinen Unterschied, und er hat insofern Recht, weil ein Eindruck auf die Nerven, der von der Seele nicht empfunden wird (wie z. B. im Ausbruch einer heftigen Leidenschaft dies oft der Fall ist), nicht wohl Gefühl heißen kann, und weil folglich Gefühle und Empfindungen als nothwendig beisammen, auch einerlei Sache, nämlich die Veränderung in der Seele, anzuzeigen scheinen. Allein da doch die Veränderung in den Nerven, wenn auch die Veränderung in der Seele noch so schnell darauf folgt, von dieser letztern wirklich unterschieden werden kann und muß; so sollte man auch für jene billig einen eigenen Ausdruck bestimmen, und dazu dürfte vielleicht das Wort Gefühl in mancher Hinsicht am schicklichsten seyn.

erstern Falle entsteht Selbstbewußtseyn, im andern Wahrnehmung (Apperception). Hat der wahrgenommene Gegenstand Bezug auf Erweckung einer Lust, oder Unlust, so gebiert die Wahrnehmung sinnliche Begierden und Verabscheuungen.

Ueberhaupt aber folgen auf die Vorstellung — sowohl unsrer Empfindungen, als der äußern Gegenstände — Begriffe, denn diese sind nichts anders, als Vorstellungen von den Eigenheiten eines Objekts, oder von dem, was einem Objekt eigen ist.

Die Begriffe führen ferner auf Erkenntniß, d. i. auf ein Bewußtseyn der Verhältnisse oder Beziehungen der Objekte auf einander. Die Erkenntniß ist nun entweder anschauend oder symbolisch. Jene erzeugt sich unmittelbar aus der Vorstellung der Objekte; diese entsteht vermittelst der Vorstellung der Zeichen (Symbole, z. B. der Worte). Von den übrigen Bestimmungen derselben nachher.

Die anschauende Erkenntniß gründet sich auf konkrete und individuelle Begriffe, und hat vernünftige Bestrebungen (vernünftige Begierden und Verabscheuungen) zur Folge, in sofern der erkannte Gegenstand auf das Begehrungsvermögen wirkt.

Die symbolische Erkenntniß gründet sich auf abstrakte und allgemeine Begriffe, und setzt Urtheile und Schlüsse zusammen (s. die folgende Erläuterung).

Allein nicht nur durch Eindrücke von gegenwärtigen Objekten werden in der Seele Empfindungen u. s. w. veranlaßt, sondern sie besitzt auch das Vermögen, in Abwesenheit dieser veranlassenden Ursachen die schon gehabten Vorstel

stellungen wieder zurückzurufen, welches Vermögen die Erinnerungskraft heißt. Wenn die Seele die zurückgerufenen Vorstellungen, als schon gehabte, wirklich anerkennt, so äußert sich das Gedächtniß.

Wir können uns auch das Bild des Objekts, welches vormals die Empfindungen, Vorstellungen u. s. w. erweckte, lebhaft und anschaulich wieder vorstellen, und dies Vermögen nennen wir die Einbildungskraft.

Die Einbildungskraft wird Phantasie, wenn sie die Objekte nicht mehr so, wie sie in der Natur vorhanden sind, sondern verändert darstellt, oder sich ganz neue schafft.

Dies sind nun die vornehmsten Operationen der Seele, wie sie natürlich auf einander zu folgen scheinen. Daß aber diese Zerlegung und Zerspaltung derselben blos zu einer deutlichern Kenntniß dienen soll, ist leicht zu erachten, denn in der Seele selbst gehen sie schnell und unmerklich in einander über und verschmelzen gleichsam in einander. Wir wollen sie aber doch zur bequemen Uebersicht noch einmal tabellarisch darstellen.

Empfindung
Vorstellung
Selbstbewußtseyn. Wahrnehmung.
Sinnliche Begierden.
Begriffe.
Erkenntniß
anschauende, symbolische.
Vernünftige Bestrebungen. Urtheile. Schlüsse.
Erinnerungskraft. Gedächtniß. Einbildungskraft.
Phantasie.

Jetzt

Jetzt müssen wir noch einige Erläuterungen über die einzelnen Theile des Ganzen hinzufügen.

Gefühl.

Das **Gefühl**, als die nothwendige Bedingung aller Seelenwirkungen, ist nach Beschaffenheit der Organe von verschiedner Stärke und Dauer. Den stärksten Eindruck machen die Gegenstände auf den Sinn des eigentlich sogenannten Fühlens, wo die Veränderung in den Nerven (das Gefühl) durch unmittelbare Berührung der gröbern Theile der Gegenstände bewirkt wird. Dieser Sinn ist auch der allgemeinste, und verbreitet sich durch den ganzen Körper. Den Geschmacksinn hat man nur, als eine Art desselben anzusehen *). Vorzüglich stark und dauernd ist der Reiz der Nerven in den innern Theilen des Leibes, denn hier treibt er (im gesunden Zustande) meist unwiderstehlich zu äußern Handlungen, und erzeugt die **thierischen Triebe**. Die thierischen Triebe entspringen also sämtlich aus **Reizungen im Körper**, und haben entweder **Anfüllung** oder **Ausleerung** zum Zweck. Zu den Trieben der erstern Art gehören **Hunger** und **Durst**, zur andern, der **Drang** zur **Entledigung** vom **Unrath** und der **Geschlechtstrieb**. Ursprünglich wirken diese Triebe bei dem Menschen, wie bei dem Thier, **instinktmäßig**, d. i.

*) Platner (N. Anthr. zw. B. S. 320) schränkt den Geschmacksinn nicht blos auf die Nerven der Zunge und des Gaums ein, sondern glaubt, daß er mit einem geringern Grade der Klarheit in dem Magen, in den Gedärmen, und noch schwächer in den übrigen Theilen des Leibes herrsche; er sey also, wie das Gefühl, allgemein, aber doch auf der Zunge und im Gaumen am wirksamsten.

d. i. sie treiben uns zur Befriedigung gleichsam blindlings, ohne daß wir erst nöthig haben, die Gegenstände, welche dazu dienen, zu untersuchen und kennen zu lernen. So findet das neugeborne Kind die Brust der Mutter ohne alle Anweisung, und der Wilde kennt die Mittel, seinen Hunger und Durst zu stillen, meistens eben so sicher, wie das Thier, welches bekanntlich in der Wahl derselben nicht leicht irrt. Noch offenbarer zeigt sich das Instinkt-artige bei dem Geschlechtstrieb. Der Drang zur Entledigung vom Unrath wirkt mechanisch, und komt hier nicht weiter in Betrachtung. Wenn wir folglich unter dem Worte Instinkt denjenigen thierischen Trieb verstehen, welcher zu dem Gegenstande der Befriedigung, ohne vorhergegangene Anweisung, blos vermittelst der Sinne (durch sinnliche Erkenntniß), hinleitet: so hat der Mensch unleugbar von Natur auch Instinkt. Er kann sie aber veredeln und zu vernünftigen Trieben erhöhen, wenn er die Gegenstände der Befriedigung und ihre Zweckmäßigkeit kennen zu lernen sucht, und nach dieser vernünftigen Erkenntniß eine Auswahl trift *). Es ist natürlich, daß wir, sobald ein

Ins

*) Man pflegt sonst außer dem Geschlechtstrieb keinen Instinkt bei dem Menschen anzunehmen, aber, wie mich dünkt, gegen alle Erfahrung. Denn wer lehrte die in der Wildniß aufgewachsenen Menschen ihre Nahrungsmittel kennen? Weder ihre eigne Vernunft — denn die war nicht entwikkelt — noch fremde Anleitung, sondern der Instinkt. Man weiß, wie scharf der Geruch der Wilden in Amerika ist, und daß sie hierin den Thieren nichts nachgeben; sie dürfen z. B. nur die Fußtapfen eines Menschen beriechen, so können sie schon sagen, zu welcher der um sie her wohnenden Nationen er gehört. Nun ist aber der Geruch der eigentliche Führer des Instinkts bei den Thieren, durch den jedes Geschlecht seine Nahrung und seinen Gatten findet, so daß man

Instink sich regt, auch den zur Befriedigung desselben bestimmten Gegenstand begehren, daher auf den Instinkt und thierischen Trieb thierische Begierde folgt.

Die Befriedigung selbst sowohl, als der Zustand nach derselben ist mit thierischem (körperlichem) Wohlseyn verbunden — wofern man in der Befriedigung nicht etwan über die Gränzen der Natur hinausschweift. Die thierische Lust, von welcher die Befriedigung des Triebes unmittelbar begleitet wird, besteht in einem Kitzel der Nerven, dessen Natur sich nicht weiter beschreiben läßt. Das Wohlbefinden nach der Befriedigung rührt hauptsächlich davon her, daß der Reiz (zur Anfüllung oder Ausleerung) aufhört, und in dieser Hinsicht ist dasselbe mehr negativ (Abwesenheit eines beschwerlichen Reizes); jener hingegen (der Nervenkitzel) positiv. Hiernach gibt es denn auch zwei Grade der Sinnlichkeit: der erste und niedrigste besteht in dem Verlangen nach dem angenehmen Reiz der Nerven, ohne Rücksicht auf die Befriedigung des Naturtriebes, der andre hat aber zunächst die Stillung des thierischen Triebes zum Zweck, und diesem ist das angenehme Gefühl dabei untergeordnet.

Der

man ihn mit Recht den Instinkt-Sinn nennen kann, folglich muß auch der Mensch, bei dem dieser Sinn von Natur fast eben den Grad der Feinheit hat, vermittelst desselben die bestimmten Objekte seiner Bedürfnisse aufspüren können. Daß der Instinkt die Thiere stärker und sicherer leitet, und daß er sich bei ihnen viel häufiger äußert, als bei den Menschen, ist allerdings richtig. Er dient aber dem Menschen auch nur im Nothfall und besonders vor dem Erwachen der Vernunft. Kunsttrieb ist das einzige Geschenk, welches die Natur einigen Thiergeschlechtern ausschließlich verliehen hat. Eine angeborne Fertigkeit, etwas Regelmäßiges und den bestimmten Zwecken vollkommen Entsprechendes außer sich darzustellen, besitzt der Mensch nicht.

Der hier genannte niedrigste Grad der Sinnlichkeit scheint sich bei den Thieren — wenigstens im Stande der Natur — nicht zu finden, sondern nur bei dem Menschen, und so wie derselbe durch den Gebrauch der Vernunft sich weit über das Thier erheben kann: so kann er auf der andern Seite auch wieder tief unter dasselbe herabsinken. Das Thier frißt, wann es vom Hunger getrieben wird, und es hört auf, wann es satt ist. Der Mensch ißt nicht nur oft ohne Hunger, und mehr, als er zur Sättigung braucht, sondern er verhindert auch durch künstliche Mittel, so lange er kann, die Sättigung, um desto länger den Geschmack vergnügen zu können. Ihm ist also nicht die Sättigung, sondern der Nervenkitzel, Zweck des Essens; ganz wider die Absicht der Natur. Zu der Zeit, als die Ueppigkeit in Rom unter einem Heliogabalus ꝛc. aufs höchste gestiegen war, herrschte die Sitte, daß bei Schmausereien für jeden Gast ein Brechpulver hingelegt wurde, dessen er sich bediente, wenn er satt war. Er entfernte sich dann auf einige Minuten aus der Gesellschaft, um die genossenen Speisen von sich zu geben, kehrte darnach zurück und aß von neuem. In England sollen sich die Gäste selbst mit Brechmitteln und Verdauungspulvern versehen, und sie während oder doch gleich nach der Mahlzeit einnehmen.

Das Thier begattet sich, wenn es den Trieb dazu fühlt, und sobald dieser gestillt ist, denkt es nicht weiter daran, den damit verbundnen Nervenreiz zu erneuern. Man sieht dies offenbar an den Thieren außer der Brunstzeit, wo beide Geschlechter ruhig neben einander gehen, weil der innere Drang zur Begattung fehlt. Aber den Menschen hält der Mangel des innern Reizes nicht ab, sich den äußern zu verschaffen; er sinnt auf allerlei künstliche Mittel, den schlafenden Trieb zu erwecken und die erschöpften Kräfte zu stär-

ken. Also auch hier verkehrt der Mensch Mittel und Zweck, und handelt der Natur entgegen.

Wenn man isset, um satt zu werden, und die Reize des Geschlechtstriebes nicht erkünstelt und erzwingt, so lebt man nach den Gesetzen der thierischen Natur und genießt thierisches Wohlseyn. Allein der gebildete, vernünftig handelnde Mensch sieht das Essen, als ein nothwendiges Mittel zur Stärkung und Erhaltung des Lebens an *), und folgt dem Geschlechtstriebe nur dann, wenn er den letzten Zweck desselben wenigstens ohne Furcht vor Augen haben kann. In der Hinsicht hat die Natur sehr weise dafür gesorgt, daß dieser Trieb dem Willen des Menschen mehr unterworfen ist, als die übrigen, weil physische und moralische Ursachen die Befriedigung desselben zuweilen widerrathen. S. das erste Kapitel.

Feiner als der Sinn des Fühlens ist der des Geruchs, und noch feiner der Sinn des Gehörs und des Gesichts. Die Gründe sind im vorigen Kapitel angegeben. Doch rechnet man den Sinn des Geruchs, wobei unmittelbare Berührung (wiewol nur der feinsten Theile) Statt findet, noch zu den gröbern Sinnen. Allein unnatürlich scheint es, wenn die Geruchsnerven durch Berührung einer groben Materie, wie z. B. von Schnupftaback, gereizt werden, da sie nur bestimmt sind, den Eindruck von den feinsten Theilen zu empfangen.

In Ansehung der Stärke sind überhaupt die Gefühle bei den Menschen sehr verschieden, und es gibt vielleicht nicht zwei Personen, welche von einem Gegenstand vollkommen gleich afficirt werden. Auf diesem Unterschied beruhet dann

*) Ist nicht das Leben mehr, denn die Speise!

dann auch mehrentheils der Unterschied der Empfindungen, Vorstellungen und des ganzen Charakters.

Empfindung.

Dies ist eigentlich die erste Seelenwirkung, welche sich von den übrigen dadurch auszeichnet, daß in der Seele das Bewußtseyn ihres gegenwärtigen Zustandes mit vorzüglicher Klarheit herrscht, und die Vorstellung von dem Objekt verdunkelt. Doch hat auch die Empfindung, wie das Gefühl, mehrere Grade von Stärke. Bei dem höchsten Grade eines angenehmen Gefühls, z. B. wenn wir eine reizende Musik hören, überlassen wir uns zuweilen den Empfindungen so sehr, daß alle Objekte (und wir selbst als Objekte betrachtet) aus unserm Bewußtseyn verschwinden, und wir in den Zustand des Entzückens gerathen. Einen so hohen Grad von Empfindung scheint aber der Sinn des Gesichts nicht zu verstatten, weil man durch ihn mit der Empfindung allemal zugleich auch eine Vorstellung von dem Objekt erhält, und diese die Empfindung schwächt. Wir pflegen daher die Augen zu verschließen, wenn wir ungestört empfinden wollen.

Man theilt die Empfindungen ein in thierische und menschliche. Jene haben wir mit den Thieren gemein, diese kommen uns ausschließlich zu. Die thierischen Empfindungen beziehen sich auf den Zustand des Körpers, dessen Wohlseyn in Befriedigung der Instinkte und Triebe und in einer ungehinderten Thätigkeit der Lebenskraft besteht. Sie entspringen also auch aus einer doppelten Quelle, nämlich aus dem Gefühl des ungestörten oder gestörten Ganges der Lebensverrichtungen, und aus dem Gefühl der befriedigten oder nicht befriedigten Triebe. Zu der erstern

Art gehört die angenehme Empfindung, welche wir haben, wenn das Verdauungsgeschäft gut von statten geht, und so auch die unangenehme Empfindung bei dem Gegentheil *). Denn die Seele bekomt, vermittelst der Nerven, wie schon im vorigen Kapitel gezeigt worden ist, von dem jedesmaligen Zustande ihres Körpers eine sichre — oder doch nur selten täuschende — Nachricht. Empfindungen der andern Art sind diejenigen, welche von Gegenständen erregt werden, die auf thierische Begierden und Verabscheuungen eine nähere oder entferntere Beziehung haben, z. B. der Geruch einer eßbaren Frucht u. s. w.

Menschliche Empfindungen entstehen aus der Anschauung des Schönen und sittlich Guten und deren Gegentheils. Dieser Empfindung ist kein Thier fähig. Die erstern (Empfindungen des Schönen) pflegt man ästhetische, die andern moralische oder sittliche zu nennen. Der Anblick einer schönen Blume, des gestirnten Himmels ꝛc. erregt eine ganz eigne Art von angenehmen Empfindungen, welche sich von den thierischen hauptsächlich dadurch unterscheiden, daß sie frei von der Begierde nach Genuß sind. Eine Heerde hungriger Schaafe äußert bei Erblikkung einer blumigten Wiese auch angenehme Empfindungen, aber es sind nicht die des empfindsamen Hirten. Ob die Empfindung, welche eine schöne Menschengestalt einflößt, ästhetisch oder thierisch sey, läßt sich hiernach in jedem

*) Aus den ganz dunkeln Empfindungen dieser Art entstehen die sogenannten thierischen Vorausfehungen, z. B. die Ahnung von einer bevorstehenden (bestimmten) Krankheit, von einer unzeitigen Niederkunft; ferner während einer Krankheit selbst die plötzlich entstandne und oft nicht zu besiegende Lüsternheit nach einer gewissen Speise, durch deren Genuß die Krankheit gebrochen wird, u. dergl. m.

jedem besondern Fall leicht beurtheilen. Aber nicht nur das Schöne in der wirklichen Natur, sondern auch das Schöne in der Nachahmung und durch die Phantasie aufgestellt, erweckt ästhetische Empfindungen. Ein prächtiges Gebäude, ein harmonischer Gesang, ein rührendes Gedicht, bringen eben die Wirkungen in der Seele hervor, d. i. sie gefallen uns, ohne Beziehung auf irgend einen Trieb oder eine sinnliche Neigung. —

Wiederum von andrer Art sind die moralischen Empfindungen. Sie haben ihren Ursprung von dem Eindruck sittlicher Handlungen, deren Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit (Uebereinstimmung mit unsern Begriffen von Vollkommenheit oder Abweichung davon) Wohlgefallen oder Misfallen erweckt. Die Großmuth, welche dem Beleidiger verzeiht, zwingt dem unpartheiischen Zuschauer Beifall ab, und läßt ihn nicht ohne Rührung, ohne theilnehmende Empfindung *).

Allein selten — bei gebildeten Menschen vielleicht nie — sind diese Empfindungen, die thierischen sowohl als die menschlichen, die ästhetischen und die moralischen, ganz rein und unvermischt, und zuweilen fließen sie so stark in einander, daß sie ihren speciellen Charakter ganz verlie-

 ren

*) Das Vermögen überhaupt, das sittlich Gute und Böse zu empfinden, d. i. es zu beurtheilen, ohne daß dabei die Gründe erst entwickelt werden, nennt man das moralische Gefühl. Es gründet sich also doch zuletzt auf den Verstand und die Bildung desselben, daher es auch bei verschiednen Völkern so ungemein verschieden ist.

Eben so beurtheilt der Verstand auch das Wahre und Falsche oft ganz richtig, ehe er sich die Gründe seines Urtheils entwickelt, und wer dies Vermögen besitzt, dem

schreibt

ren und eine eigne Gattung von vermischten Empfindungen machen.

Vorstellung.

Die zweite Hauptwirkung der Seele, eine natürliche Folge der erstern. Die Empfindung — sey sie angenehm oder unangenehm, doch jene vorzüglich — zieht uns unwillkührlich zu dem Gegenstande hin, von welchem die Empfindung herkomt. Oft machen wir die Empfindungen selbst zum Objekt unsrer Vorstellung, und dann entsteht überhaupt Selbstbewußtseyn, und insbesondre Freude bei angenehmen und Traurigkeit bei unangenehmen Empfindungen, nebst ähnlichen verwandten Affekten.

Die Vorstellung der Gegenstände außer uns erregt thierische Begierden, wenn die Empfindung thierisch war; Erstaunen, Bewunderung ꝛc. bei Empfindungen des ästhetisch Schönen; bei moralischen Empfindungen, Hochachtung (oder im Gegentheil Verachtung), Liebe, Haß ꝛc. Wir sehen hieraus, daß die angenehmen und unangenehmen Empfindungen der ursprüngliche Grund aller sinnlichen Bestrebungen sind, deren verschiedene Grade und Beschaffenheiten wir mit den Wörtern Neigung, Hang, Affekt und Leidenschaft ausdrücken. Die Neigung

schreibt man gesunden, oder gemeinen Menschenverstand zu.

Auf die Empfindung des ästhetisch Schönen hat das Urtheil des Verstandes nicht weniger Einfluß, denn der Geschmack, d. i. das Vermögen, richtig und schnell ohne klares Bewußtseyn der Gründe, zu empfinden, was schön ist, setzt die Bildung des Verstandes voraus.

gung ist ein ruhiges, mit keiner merklichen Gemüthsbewegung verbundenes Bestreben nach einem Objekt, und so im Gegentheil Abneigung. Ist der Mensch für eine besondre Neigung vor andern leicht empfänglich, so entsteht ein Hang, d. i. eine fortdauernde starke Neigung. Affekten nennen wir diejenigen Gemüthsbewegungen, worin das Bewußtseyn unserer Empfindungen und unsers Gemüthszustandes klarer ist, als das Bewußtseyn der Vorstellungen und des Objekts, z. B. Schaam, Reue, Aerger, Freude, Traurigkeit. Ist aber bei den Gemüthsbewegungen das Bewußtseyn der Vorstellungen und des Objekts klarer, als das Bewußtseyn unsrer Empfindungen, so heißen sie Leidenschaften, welche sich durch ein vorzüglich thätiges Bestreben äußern, z. B. Geschlechtsliebe, Zorn, Rachgier ꝛc. Je schwächer das Bewußtseyn unsrer selbst und je lebhafter die Vorstellung des Objekts wird, desto mehr wächst die Leidenschaft und der Zorn z. B. geht alsdann in Wuth über.

Begriff.

Ohne Vorstellung ist kein Begriff möglich; aber jede (neue) Vorstellung liefert uns auch Begriffe. Man versteht nämlich darunter das Bewußtseyn der Eigenheit eines Objekts. Wenn ich z. B. eine Rose ansehe, so bekomme ich einen Begriff von ihr, d. i. eine Vorstellung von den Eigenheiten, von den Merkmalen derselben.

Man nimmt in Ansehung der Vollkommenheit der Begriffe drei Grade an, die man mit den Wörtern dunkel, klar und deutlich bezeichnet. Wir haben einen dunkeln Begriff von einem Gegenstande, wenn wir uns seiner Merkmale — wie dessen, das man im Dunkeln, in der Dämmerung gesehen hat — nicht recht bewußt sind; bei dem klaren Begriff sind wir uns zwar einiger Merkmale bewußt,

aber sie reichen nicht zu, um den Gegenstand im vorkommenden Fall hinlänglich beschreiben und von einem ähnlichen unterscheiden zu können; der deutliche Begriff hingegen sichert uns gegen alle Verwechselung des vorgestellten Gegenstandes mit ähnlichen, und setzt uns in den Stand, auch andern eine vollständige Beschreibung davon zu geben. Man erblickt z. B. eine Pflanze, wendet sich aber, ohne dabei zu verweilen, wieder zu einem andern Gegenstand, so wird man nur einen dunkeln Begriff von derselben haben. Betrachtet man sie etwas genauer, so erhebt sich der Begriff zur Klarheit, und endlich, wenn man die charakteristische Eigenheiten und Kennzeichen wahrnimmt, so ist der Begriff deutlich.

Auch ist die Eintheilung der Begriffe in abstrakte und konkrete, allgemeine und individuelle zu bemerken. Abstrakte und allgemeine Begriffe entstehen alsdann, wenn man mehrere Objekte mit einander vergleicht, und das, was ihnen allen gemeinschaftlich zukommt, mit einem gemeinschaftlichen Zeichen ausdrückt. Solche allgemeine und abstrakte Begriffe geben die Wörter Baum, Thier, Tugend, möglich. Konkrete und individuelle Begriffe im Gegentheil sind diejenigen, welche das Verhältniß eines einzelnen bestimmten Objekts zu den übrigen, oder zum Subjekt uns vorstellen. Dergleichen Begriffe werden durch die Wörter: die Eiche, das Schaaf, der Hund (Objekte, die ich eben vor mir sehe), mitgetheilt. Denkt man sich aber bei diesen Wörtern nicht ein einzelnes Objekt (Individuum), so ist der Begriff davon auch abstrakt. Die Nomina Propria, z. B. Berlin, Friedrich der Einzige ꝛc. bezeichnen durchaus und immer konkrete Begriffe.

Erkenntniß.

Die Begriffe sind nothwendige Materialien zur Erkenntniß. Denn man kann die Verhältnisse der Objekte zu einander (und zum Subjekt) nicht erkennen, ohne Begriffe von den Eigenheiten derselben zu haben. Es gibt in der Erkenntniß nach Beschaffenheit der Begriffe, ebenfalls Stufen der Vollkommenheit. Ueberhaupt aber erkennen wir einen Gegenstand, wenn wir eine, oder mehrere Beziehung desselben auf andre Gegenstände, oder auf uns selbst wissen.

Wichtig ist der Unterschied der anschauenden und symbolischen Erkenntniß. Das Wort anschauen heißt eigentlich, wie bekannt, sich ein Objekt durch den Sinn des Gesichts vorstellen. Da nun vermittelst dieses Sinnes von dem Objekt ein Bild (im Kleinen) der Vorstellungskraft zugeführt wird; so nennt man die Vorstellungen überhaupt, welche diesen wesentlichen Charakter mit der eigentlichen Anschauung gemein haben, daß sie das Objekt wie unter einem Bilde zusammenfassen, Anschauungen. Folglich können auch die übrigen Sinne mit Hülfe der Einbildungskraft, so wie diese für sich selbst, in Ermanglung sinnlicher Eindrücke, Anschauungen gewähren; jedoch letztere nur unter der Bedingung, wenn Anschauungen der Sinne von demselben Objekt, oder wenigstens von ähnlichen Objekten, vorgegangen sind. Hiernach kann man sich leicht erklären, worin die anschauende Erkenntniß besteht. Wir erkennen nämlich einen Gegenstand anschauend, wenn die Vorstellung das ganze Bild desselben, vornehmlich die Figur, Größe und Farbe, nächst dem aber auch andre Bestimmungen, in soweit sie auf die Sinne einwirken, auffaßt, und ihn dadurch unterscheidet.

Die

Die anschauende Erkenntniß schließt den Gebrauch der Wörter und Zeichen nicht aus, nur dürfen sie keine abstrakte und allgemeine Begriffe bezeichnen, denn diese kann man sich nicht unter einem bestimmten Bilde vorstellen z. B. die Wörter: nützlich, Geschöpfe, geben keine Bilder.

Weil die anschauende Erkenntniß das Objekt nur durch den Total-Eindruck und nicht durch einzelne davon abgezogene Merkmale unterscheidet, so ist sie auch nur dunkel oder klar, niemals aber deutlich. Nach einem bekannten psychologischen Gesetz wirkt deutliche Erkenntniß auf das Begehrungsvermögen gar nicht, sondern nur Empfindung und sinnliche Vorstellung. Wenn ich z. B. die chemischen Bestandtheile des Brodts kenne, so habe ich eine vollkommen deutliche Erkenntniß von demselben; allein dies wird mich nicht im geringsten zum Genuß reizen, wofern nicht Hunger und die Vorstellung von der durch den Genuß zu erhaltenden angenehmen Empfindung mich dazu treiben. Oft bewirkt sogar die deutliche Erkenntniß eines uns sonst angenehmen Gegenstandes eine Gleichgültigkeit dagegen, und sie verliert dadurch für uns allen sinnlichen Reiz. So ist es mit vielen Gegenständen des Gesichts, die uns von ferne gefallen, in der Nähe aber nicht. Hieraus ergiebt sich nun die Regel, daß anschauende Erkenntniß weit mehr auf die Thätigkeit des Willens wirkt, als deutliche Erkenntniß, eine an Folgen überaus fruchtbare Regel. *)

Die anschauende Erkenntniß hat mit der Empfindung die Aehnlichkeit, daß die Eindrücke sehr zusammengesetzt sind,

*) Ausführlicher handelt hiervon die längst bekannte vortreffliche Schrift: Versuch über die anschauende Erkenntniß, ein Beitrag zur Theorie des Unterrichts, von P. J. Lieberkühn.

sind, und von der Seele zugleich wahrgenommen werden. Dagegen unterscheidet sie sich von der Empfindung auch wiederum darin, daß diese durch das Angenehme des Objekts und dessen Gegentheil, die anschauende Erkenntniß aber durch das Gute und Nützliche und deren Gegentheil uns zu Handlungen bestimmt. Wenn ich z. B. ein schönes Gemählde sehe, so kann ich nicht hindern, daß es einen angenehmen Eindruck auf mich macht, d. i. daß ich das Schöne empfinde, und dies wird mich bestimmen, näher hinzu zu treten und es aufmerksam zu betrachten. Nun geht die Empfindung in Vorstellung, in anschauende Erkenntniß über; ich bemerke in den einzelnen Theilen des Gemäldes Unsittlichkeiten, und dies bestimmt mich, die Augen wegzuwenden. So wie also die Vorstellung der Objekte, in sofern sie Empfindungen erregen, thierische Begierden und Verabscheuungen erzeugt: so bringt die Vorstellung der Objekte, in sofern sie anschauend erkannt werden, vernünftige Begierden und Verabscheuungen hervor. Diese letztern machen überhaupt das Willensvermögen aus, welches nur dem Menschen zukommt. Der Mensch will, oder will nicht, wenn das erkannte Gute, oder dessen Gegentheil der Bewegungsgrund zu seinen Handlungen ist. Das Thier begehrt oder verabscheuet, wenn der sinnliche Eindruck die Triebfeder seiner Handlungen ist. Alle Objekte des Begehrungsvermögens können von dem Menschen durch Anschauung des Guten und Nützlichen zu Objekten des Willensvermögens gemacht werden. Speise und Trank sind Objekte des Begehrungsvermögens, denn der thierische Trieb reizt uns, diese Gegenstände zu begehren. Sie werden aber Objekte des Willensvermögens, wenn wir erkennen, ob die eben vor uns stehenden gesund oder ungesund sind, und dann wollen wir sie genießen oder nicht. Es gibt aber auch Objekte, die blos auf den Willen wirken, z. B. Geld und Ehre. Das Streben nach dem Besitz derselben

ſelben gehört folglich (allgemein genommen) zu den vernünftigen Trieben.

Die ſymboliſche Erkenntniß hat ihre Benennung von dem weſentlichen Charakter, welcher ſie von der anſchauenden unterſcheidet. Sie ſtellt nämlich die Objekte vermittelſt der Zeichen (Symbole) oder Wörter vor, und betrachtet die einzelnen Theile eines Objekts nach und nach (ſucceſſiv), ſtatt daß die anſchauende Erkenntniß ſie zuſammen gleichſam unter einem Bilde (als koexiſtent) ſich vorſtellt. Der Anblick und die Betrachtung eines Pferdes z. B. gibt uns eine anſchauende Erkenntniß von demſelben. Beſchreibt dagegen jemand es als ein Säugethier mit ungetheilten Hufen, welches oben und unten ſechs Schneidezähne hat u. ſ. w., ſo bekommen wir dadurch eine ſymboliſche Erkenntniß vom Pferde. Wenn man ſagt: Eine Figur, welche einen Raum mit drei geraden Linien einſchließt, iſt ein Triangel, ſo hat man eine ſymboliſche Erkenntniß davon. Zeichnet man aber die Figur an die Tafel, ſo wird die Erkenntniß anſchauend. Denn die Seele beſitzt das Vermögen, auf Ein Merkmal des vorgeſtellten Gegenſtandes die Aufmerkſamkeit beſonders zu richten, und die übrigen aus dem klaren Bewußtſeyn verſchwinden zu laſſen (Abſondrungsvermögen). Verbindet ſie mehrere abgeſonderte Merkmale zu einer neuen Vorſtellung, und läßt die Objekte, von welchen die Merkmale abgeſondert ſind, aus dem Bewußtſeyn fallen; ſo abſtrahirt ſie, und dergleichen Vorſtellungen heißen abſtrakte Vorſtellunge, wie z. B. bei dem Worte Säugethier haben. Da die Abſondrungen und Abſtraktionen nicht außer der Seele, wie wir die ſinnlichen Objekte, vorhanden ſind, ſo würde ſie dieſelben ohne ſinnliche Zeichen nicht feſthalten können, daher ſind dieſe eine nothwendige Bedingung der ſymboliſchen

schen Erkenntniß, denn sie vertreten die Stelle der Objekte selbst.

Aus den Abstraktionen bilden sich **Urtheile**, worin man Subjekt, Prädicat und Verbindung derselben (Kopula) unterscheiden kann. Der Satz: Gift ist Thieren schädlich, enthält ein Urtheil dessen Subjekt, Gift, mit dem Prädicat, schädlich, durch die Kopula, ist, verbunden wird. **Gift** und **schädlich** bezeichnen abstrakte Begriffe *). Die Urtheile führen zu **Schlüssen**. Wenn wir aus der Zusammenhaltung des Subjekts und Prädicats in den Urtheilen ihre Zusammenstimmung oder ihren Widerspruch gegen einander erkennen; so begnügen wir uns auch mit den Urtheilen. Ist dies aber nicht unmittelbar aus der Zusammenhaltung jener beiden Begriffe zu erkennen; so nehmen wir noch einen dritten Begriff (terminum medium) zu Hülfe, und so entsteht ein **Schluß**. In dem zuvor angeführten Urtheil: Gift ist schädlich, wird die Zusammenstimmung des Subjekts und Prädicats aus dem Begriff des Subjekts selbst erkannt. Sagte aber Jemand: dies Salz ist schädlich; so erkennt man weder sogleich eine Zusammenstimmung noch einen Widerspruch des Subjekts und Prädicats. Zu dem Ende braucht man nun noch einen Mittelbegriff, aus dessen Vergleichung mit dem Subjekt und Prädicat man auf die

*) Vorstellungen, welche sich blos auf Empfindungen gründen, können ohne alle Begriffe eine ähnliche Wirkung hervorbringen. Man nennt sie auch Empfindungsurtheile. Wenn der Hund seinen Herrn unterscheidet, so kann man gewißermaßen sagen, er urtheile: aber das Urtheil beruhet blos auf Empfindungen, vornehmlich auf den Geruch, und ist nie allgemein, sondern immer nur individuell. So kennt das Thier auch einzelne Gifte, und flieht sie. Der (kultivirte) Mensch hingegen urtheilt nach allgemeinen Begriffen.

die Zusammenstimmung oder Nichtzusammenstimmung schließt. Diesen Mittelbegriff könnte das Wort Gift ausdrücken, und somit machte man folgenden Schluß: Gift ist schädlich; dieses Salz (Arsenik) ist Gift; folglich ist dieses Salz schädlich. Das erste Glied des Schlusses heißt in der Kunstsprache der Obersatz (major); das zweite, der Untersatz (minor); das dritte, der geschlossene Satz (conclusio).

Die Vortheile, welche uns die symbolische Erkenntniß gewährt, sind sehr wichtig. Sie schwächt, wie wir vorhin bemerkt haben, die Macht der Empfindungen, und befreiet uns also von der Herrschaft der Sinnlichkeit, von Vorurtheilen und Irrthümern. Wie furchtbar erscheint der Tod der sinnlichen Vorstellung! und was ist er, wenn die Abstraktion ihn betrachtet? Nichts, als natürliche Trennung des Zusammengesetzten. Die symbolische Erkenntniß ist es, welche den Menschen zum Menschen macht, und ihn Vergnügungen zu Theil werden läßt, deren kein andres Geschöpf auf der Erde fähig ist. Das intellektuelle (Verstandes-) Vergnügen, das reinste und edelste unter allen, fesselt den Geist des gebildeten Menschen weit mehr, als das, welches aus Anschauungen entsteht, ein Beweis, daß er dereinst auf einer höhern Stufe seines Daseyns, im Denken seine größte Seligkeit finden wird. Denn mit Recht nennen wir das, das symbolische Erkennen, Abstrahiren, Urtheilen und Schließen vorzugsweise vor andern Seelenwirkungen Denken, und das Denkvermögen Verstand, weil nichts den Menschen so sicher von den Thieren unterscheidet, als eben dies Vermögen *).

Er-

*) Gewöhnlich heißt in der Logik das Vermögen zu abstrahiren, Verstand, und das Vermögen zu urtheilen und zu schließen, Vernunft. Schicklicher scheint es mir, das ganze

Erinnerungskraft.

Wenn nicht die Seele das Vermögen besäße, Vorstellungen zu behalten, sie wieder zu erneuern und sich derselben bewußt zu seyn; so würden ihr die übrigen Kräfte wenig nützen; ja, sie würde sie nicht einmal gebrauchen und ausüben können. Keinen Gegenstand würde sie kennen lernen, sondern es würde ihr alles immer neu und unbekannt bleiben. Man sieht dies zuweilen in schweren Krankheiten, wo das Gedächtniß verloren geht und der Erwachsene eben so unwissend wird, wie ein unmündiges Kind. Es ist also dies Vermögen, von welchem wir reden, das Fundament aller menschlichen Erkenntniß.

Vergebens bemühet man sich, die eigentliche Art und Weise, wie die Seele Vorstellungen behalten und sich derselben wieder erinnern kann, bestimmen zu wollen. Indeß nehmen die meisten Philosophen an, daß durch jede lebhafte Empfindung und Vorstellung eine eigne materielle Veränderung in den Gehirnfiebern, oder wie andre sagen, in dem Nervengeist bewirkt werde, und aus dieser Hypothese erklären sie dann die merkwürdigen Erscheinungen dieser Kraft. Dahin gehört die Stärke des Gedächtnisses in der Jugend, wo bei der Geschmeidigkeit der Gehirnfiebern die Veränderung leichter aufgenommen und tiefer eingedrückt wird, als wenn sie schon steif sind, wie im Alter; der Verlust desselben bei Verletzungen des Gehirns; die Wiederherstellung nach geheilter Krankheit u. s. w. Von dem Zusammenhang der Gedächtnißkraft mit dem Gehirn hat man al-

ler-

ganze Denkvermögen Verstand und die angebohrne Fähigkeit dazu Vernunft zu nennen, wovon schon in der Einleitung der Grund angegeben ist.

lerdings äußerst sonderbare Beispiele. Man weiß, daß Verletzung eines Theils im Gehirn auch nur die Vergessenheit gewisser Arten von Gegenständen nach sich gezogen hat. Bei heftigen Erschütterungen und Betäubungen, ohne eigentliche Verletzung, verschwindet das Gedächtniß auf längere oder kürzere Zeit, bis die natürliche Ordnung in den Bewegungen der Gehirnfiebern wieder hergestellt ist, und auch in diesem Fall bemerkt man zuweilen auffallende Erscheinungen. Ein Mann hielt auf dem Gerüste eines zu erbauenden Hauses eine Rede. Das Gerüste stürzte nieder, und er mit demselben, so daß er für todt nach Hause getragen wurde. Er lag einige Tage sinn- und sprachlos. Sobald er wieder zu sich selbst kam, setzte er seine Rede gerade da fort, wo sie durch den Einsturz des Gerüstes unterbrochen worden war. Ein andrer wurde mitten in einem Befehl an seinen Bedienten von innern Krämpfen befallen, und verlor plötzlich Sprache und Bewußtseyn. Nach sechs Monaten, als er sein völliges Bewußtseyn wieder erhielt, fuhr er ebenfalls in dem Befehl fort, wo er ihn abgebrochen hatte. — Mehrere Merkwürdigkeiten dieser Art anzuführen, so unterhaltend es auch seyn möchte, verstattet der Raum nicht. Auch bleibt die sich leicht darbietende Betrachtung über diese Materie billig dem Leser selbst überlassen.

Die Erinnerungskraft beruhet gänzlich auf der sogenannten Vergesellschaftung (Association) der Vorstellungen, und diese hat ihren Grund in der Aehnlichkeit und der Entgegengesetztheit, in der Gleichzeitigkeit und in der Zeitfolge der Vorstellungen. Die Vorstellung eines Gegenstandes, der einem andern ähnlich ist, erweckt auch gleich die Vorstellung von diesem, z. B. der Anblick eines Fremden erinnert an den ihm ähnlichen Freund. Auch entgegengesetzte Vorstellungen associiren sich, wie man bei der

Ironie

Ironie siehet. Von Vorstellungen, die man zu gleicher Zeit hatte, darf nur eine erneuert werden, so kommen auch die übrigen wieder in's Bewußtseyn zurück, und gemeiniglich in derselben Ordnung der Zeitfolge, wie sie das erstemal auf einander folgten. So bringt eine ehemals gehörte und wegen gleichzeitiger Vorstellungen uns interessante Musik oft jene Vorstellungen nach der Reihe wieder hervor.

Wenn wir uns also auf etwas besinnen, oder an etwas erinnern, oder einem andern etwas in Erinnerung bringen wollen; so bedienen wir uns solcher Hülfsvorstellungen von der Zeit, von dem Orte, von der Person ꝛc., woran die vergessene Vorstellung geknüpft ist.

Einige haben von Natur ein starkes Gedächtniß, welches sich durch das Behalten einer Menge von Vorstellungen, die sie zu verschiedenen Zeiten gehabt haben, oder einer langen Reihe auf einander folgender Vorstellungen äussert. Uebung, öfters Auswendiglernen, kann diese Kraft sehr vervollkommnen.

Einbildungskraft.

Mit der Erinnerungskraft ist die Einbildungskraft genau verbunden, und man kann die letztere, als den Grund der erstern ansehen. Doch wiederholt die Einbildungskraft die Vorstellungen, ohne sie als schon gehabte anzuerkennen, welches sie von der Erinnerungskraft wesentlich unterscheidet.

Diese Wiederholung der Vorstellungen geschieht entweder in unveränderter, oder veränderter Form, d. i. sie

werden entweder so, wie sie das erstemal auf die Empfindungen folgten, wieder hervorgebracht oder nicht. Jenes thut die Einbildungskraft in engrer Bedeutung, dieses die Phantasie. Die Phantasie trennt, verbindet und mischt den durch die Sinne erhaltenen Stoff auf mannigfaltige Weise, und erzeugt Ideen (Vorstellungen der Phantasie). Werden mehrere Ideen harmonirend zu irgend einem vollkommnen Ganzen zusammengestellt; so entsteht ein Ideal, ein Muster der Vollkommenheit, welches nur in der Phantasie vorhanden ist.

Die Empfindung hat es mit dem Gegenwärtigen, die Einbildung mit dem Abwesenden, die Phantasie mit dem Erdichteten (nicht Wirklichen) zu thun. Wer wachend die Vorstellungen seiner Einbildungskraft für Empfindungen hält, der ist ein Schwärmer, und wer bloße Ideen mit dem Wirklichen verwechselt, ein Phantast. Bei dem letztern liegt gewöhnlich eine Unordnung im Nervensystem zum Grunde, wie z. B. wenn man im hitzigen Fieber phantasirt. Dauert die Verwechselung einer (vornehmlich bestimmten) Idee anhaltend fort (idea fixa), so erfolgt der traurige Zustand der Verrückung, der zuweilen aus einer übermäßigen Anstrengung der Seelenkräfte entsteht, und auch durch die Wirkungen der Phantasie wieder gehoben wird. So heilte Börhave einen Verrückten, der sich einbildete, daß ein Vogel in seinem Gehirn säße, und unaufhörlich davon zehrte (wiewol er gar keine Schmerzen empfand), auf folgende Art: Er machte einen Einschnitt am Hinterkopfe, und nach einigen schmerzhaften Operationen zeigte er einen Sperling vor, den er bis dahin verborgen gehalten hatte, mit dem Bedeuten: dies sey der Vogel, der im Gehirn gesessen habe, und mithin sey das Uebel nun gänzlich gehoben. Sofort genas der Kranke, und bekam den völligen Gebrauch seines Verstandes wieder. Bald dar-

darauf beging man die Thorheit, ihm zu entdecken, wie er sich getäuscht habe, und er fiel in seine Krankheit wieder zurück. *)

Die Einbildungskraft und die Phantasie haben also wie wir schon aus diesem Beispiel sehen, auf den Körper einen mächtigen Einfluß. Sie erregen Krankheiten und heilen sie wieder, und von ihnen allein erhalten die sympathetischen Mittel **) und der Wunderglaube ihre geheime Kraft.

*) Versuch über die Einbildungskraft, von J. G. F. Maaß, S. 271.

**) Sympathie — so wie das Gegentheil Antipathie — schreibt man organischen und beseelten Wesen zu, und versteht darunter etwas Aehnliches, als unter der anziehenden und zurückstossenden Kraft unorganischer Körper. Die Ursach der Sympathie und Antipathie ist theils in der Organisation, theils in der Wirkung der Einbildungskraft zu suchen. Aus diesen beiden Principien erklärt man sich die Sympathie, da wir nämlich in vielen Fällen eben so afficirt werden, wie wir einen andern afficirt sehen, und dies auf die nämliche Art ganz unwillkührlich äußern. Wir gähnen, wenn ein andrer gähnt; wir verziehen das Gesicht zum Lächeln, wenn ein andrer lacht u. s. w. Die Antipathie, oder die physische Abneigung, ist oft blos eine Täuschung der Einbildungskraft. Wenn z. B. das Gesicht eines Fremden, den wir zum erstenmale sehen, einen so widrigen Eindruck auf uns macht, daß seine Annäherung oder sein Umgang uns unausstehlich wird, so kann dies wol nichts anders als Täuschung seyn. Es gibt aber auch Gegenstände, deren Ausdünstung den Organen einiger Menschen schlechterdings zuwider ist. Eine Frau z. B. hatte einen Abscheu vor dem Honig, sie konnte ihn nicht sehen und noch weniger riechen, oder es wandelten sie Uebelkeiten und Ohnmachten an. Bei der Cur einer Wunde am Fuß mischte man einmal, ohne ihr Vorwissen, ein wenig unter die Salbe, und

Am wirksamsten zeigen sie sich im Traum, wo sie ganz freies Spiel haben, indem sie nicht von Empfindungen gestört werden. Besonders ist die Phantasie alsdann geschäftig, und eben daher kommt es, daß im Traum zuweilen eine Geistesarbeit gelingt, womit man sich im Wachen vergeblich quälte. Die Verfertigung eines Gedichts, z. B. selbst die Auflösung einer mathematischen Aufgabe, ist größtentheils das Werk der Phantasie, denn sie begreift auch das Abstraktionsvermögen mit unter sich. Im Wachen drängen sich uns oft wider Willen Empfindungen von äußern Gegenständen auf, und unterbrechen das Geschäft der Phantasie; schläft man nun aber mit dem Gedanken an die unbeendigte Arbeit ein, so kann die Phantasie desto ungehinderter wirken, weil die Empfindungswerkzeuge gegen äußere Eindrücke verschlossen sind.

Die im Traum erhöhete Lebhaftigkeit der Phantasie ist auch die Ursach der Vorhersehungen künftiger Dinge, wovon man ganz unläugbare Erfahrungen hat. Wir wissen, daß alle Begebenheiten, sie mögen uns noch so zufällig scheinen, ihren Grund in vorhergehenden Umständen haben, und daß

legte sie auf; allein es dauerte nur einige Minuten, so zeigten sich die gewöhnlichen Zufälle, und man mußte die Salbe wieder abnehmen.

Was nun die obenerwähnten sympathetischen Mittel betrifft, so haben sie wol ohne Zweifel ihre Wirksamkeit nur dem starken Einfluß der Einbildungskraft auf den Körper zu verdanken; denn sie wirken nie, wenn derjenige, bei dem sie angewendet werden, nichts davon weiß, welches doch im entgegenstehenden Fall geschehen müßte. Indeß gibt man vor, es finde eine geheime Verbindung (Sympathie) Statt zwischen dem Mittel und der Person, die es braucht, und deshalb nennt man es ein sympathetisches Mittel.

daß folglich die gegenwärtige Zeit die Mutter der zukünftigen ist. Man rechnet es auch gar nicht zu den seltenen Fällen, wenn ein aufmerksamer Beobachter des gegenwärtigen Zeitlaufs eine und die andre zukünftige Begebenheit mit Gewißheit und bestimmt voraus sagt, und man glaubt deshalb noch keine übernatürliche Eingebung, wenn jene Vorhersagung zutrift. Diese Gabe der Prophezeihung, wozu jeder Mensch von Natur mehr oder weniger Anlage hat, kann durch Uebung, durch gespannte Aufmerksamkeit auf das, was um uns her vorgeht, beträchtlich verstärkt werden. Wir sehen aber nur alsdann mit Bestimmtheit etwas vorher, wenn die Ursachen, die Prämissen, woraus die künftige Begebenheit geschlossen wird, klar genug erscheinen. Oft hingegen haben wir nur dunkle Vorstellungen von den Ursachen, und dann sagen wir, es ahndet uns etwas. Die meisten Vorstellungen dieser Art werden im Wachen von lebhaftern Empfindungen so sehr verdunkelt, daß wir sie gar nicht bemerken, und nur im Traume werden jene zuweilen wir[illegible] und entdecken uns den Zusammenhang der Gegenwart mit der Zukunft, so wie dies auch im Wachen geschehen würde, wenn sie den gehörigen Grad der Klarheit hätten *). Von den thierischen Vorhersehungen haben wir schon oben gesprochen, und die Erklärung derselben, die keinem Zweifel unterworfen ist, kann auch hier einigen Aufschluß geben und zur Bestätigung dienen. **).

*) S. meine nützliche Unterhaltung für die gebildete Jugend, erst. B. (Berlin, bei Voß) S. 322. und vornäml. S. 357.

**) Es ist nach den Beobachtungen, die man bisher über den thierischen Magnetismus angestellt hat, nicht unwahrscheinlich, daß durch den heftigen Nervenreiz die Wirksamkeit der äußern Sinne, wie im Schlaf, gehemmt, die Lebhaftigkeit der Phantasie hingegen, wie im Traume, erhöhet werden könne. Man kennt in der Geschichte dieser Operation die Klarsehenden (clairvoyants), welche die Gabe der Weissagung besitzen sollen.

Bei den Nachtwandlern scheint die Einbildungskraft mehrentheils geschäftiger zu seyn, als die Phantasie; denn alles, was sie vornehmen, ist Wiederholung ihrer gewöhnlichen Handlungen, und zwar in derselben Ordnung, wie sie dieselben wachend zu verrichten pflegen. Unterbricht man diese Ordnung durch ein vorgelegtes Hinderniß, so werden sie irre, und begeben sich zur Ruhe.

Die Täuschungen (Illusionen) der Phantasie, welche vornehmlich aus der Verwechslung der Ideen mit den Begriffen und Vorstellungen entspringen, haben auf unser Wohl und Weh einen unbeschreiblichen Einfluß. Durch sie schaffen wir uns selbst Himmel und Hölle, und malen uns alle Gegenstände mit beliebigen Farben ab. Glücklich, wer diese Täuschungen zeitig kennen und sie von der Wahrheit unterscheiden lernt.

Hier haben wir nur einen kurzen Abriß der Seelenwirkungen. Sie lassen sich, wie wir sehen, alle auf Empfindungen und Vorstellungen zurückführen; sie werden aber immer mannigfaltiger und zusammengesetzter, je weiter sie sich von jenen einfachen Quellen entfernen, bis sie wieder in den gemeinschaftlichen unermeßlichen Ocean der Gedanken zusammenfließen.

Aber, fragt hier billig der nachdenkende Mensch, wozu dies alles? Weiß ich, was ich vorher war? wozu ich jetzt da bin? was ich künftig seyn werde? Man kommt ohne sein Wissen auf die Erde, treibt sich eine Zeitlang darauf herum, und verschwindet oft wieder, ehe man recht erfahren hat, was man hier soll, noch weniger, was darnach seyn wird. — Es ist gewiß, daß Millionen Menschen auch unter den kultivirten, in einer düstern und zugleich sorglosen Unwissenheit über diese wichtigen Punkte dahin leben,

und

und daher nie zu einer gewissen Festigkeit und Selbstständigkeit — der Hauptbedingung zum rechten Lebensgenuß — gelangen. Lasset uns also noch kürzlich sehen, wie die Philosophie diese Fragen beantwortet.

Die erste zwar müssen wir ganz bei Seite setzen, denn es ist unmöglich, etwas Befriedigendes über eine Sache zu sagen, die außer dem Kreise der Erfahrung und der Vernunftkenntnisse liegt. Zudem kann es uns wenig nützen, zu wissen, ob wir vor unsrer Geburt schon existirt haben, oder nicht, denn das Bewußtseyn der Persönlichkeit fängt sich erst nach der Geburt an, und dies macht uns doch zu ganz neuen Geschöpfen, wenn auch die Seele mit, oder ohne Organ sonst schon vorhanden gewesen seyn sollte.

Die Beantwortung der zweiten Frage ist uns näher und wichtiger. Denn um zu erfahren, wozu wir auf diese Erde gesetzt sind, dürfen wir uns nur selbst beobachten und kennen lernen, so wie man überhaupt den Zweck eines Dinges aus seiner Einrichtung ersehen kann. Wichtig ist aber diese Untersuchung, weil der Mensch nicht, wie das Thier, von den Naturtrieben allein und sicher zu seiner Bestimmung geleitet wird, sondern hauptsächlich durch die Vernunft. Diese soll ihn zur Kenntniß seiner selbst und die Selbstkenntniß auf den Zweck seines Daseyns führen. Die Gründe zur Entscheidung der gegenwärtigen Frage liegen also schon in der vorhergehenden Betrachtung; hier müssen wir sie nur noch etwas mehr entwickeln.

Jedes lebendige Geschöpf unterscheidet einen angenehmen und unangenehmen Zustand seines Wesens. Nach jenem strebt es; diesen sucht es zu entfernen. Dies Streben und Gegenstreben ist die erste Triebfeder aller seiner Handlungen. So lange es keinen angenehmern Zustand begehrt, als worin

es sich eben befindet, so lange bleibt es unthätig, und die Ruhe selbst ist ihm dann der angenehmste Zustand. Es wird aber aus der Ruhe zur Thätigkeit getrieben, um unangenehme Empfindungen los zu werden und sich angenehme zu verschaffen. Dies geschieht

1. durch Befriedigung körperlicher Triebe;

2. durch den angenehmen Eindruck äußerer Gegenstände auf die Sinne, wie z. B. das Gefühl der Wärme;

3. durch eine behagliche Bewegung des Körpers.

Die Grundlage und die nothwendigste Bedingung des Wohlseyns ist der ungehinderte Gang der Lebensgeschäfte (Gesundheitsgefühl).

Aber nicht nur die Empfindungen, sondern auch die Vorstellungen von den Dingen, welche angenehme Empfindungen erregen, sind angenehm, und bewirken ein Streben, eine Thätigkeit.

Wenn wir also ein Thier in Ruhe sehen, so können wir sicher schließen, daß ihm dieser gegenwärtige Zustand der angenehmste ist — die eben genannte Bedingung alles Wohlseyns, die Gesundheit vorausgesetzt. — Sehen wir es in Thätigkeit, so ist eine von den vier Haupttriebfedern wirksam: körperliche Triebe; angenehme und unangenehme Gefühle; Drang zur behaglichen Bewegung (welcher aus dem Gefühl der Gesundheit und der gestillten Triebe entsteht, Vorstellung der Gegenstände, die unangenehme oder angenehme Empfindungen erwecken z. B. wenn der Hund seinen Herrn erblickt ꝛc.

Die

Die thierische Natur kennt einen Zustand des Wohlseyns, wo alles Verlangen, alle Thätigkeit aufhört, und wo jene Triebfedern ruhen; aber er ist von kurzer Dauer, bald regen sich die Triebe und Gefühle wieder, und das Spiel geht von neuem an. So drehet sich das Leben immer fort in einem Kreise von angenehmen und unangenehmen Empfindungen, von abwechselnder Ruhe und Bewegung, umher.

Welches ist nun die Bestimmung der beseelten Geschöpfe auf dieser Erde? Man sieht, daß die Natur alles darauf angelegt hat, daß sie sich wohl befinden können, denn im Stande der Natur genießen sie — bis auf sehr wenige Ausnahmen — einer ununterbrochenen Gesundheit; die Triebe werden leicht befriedigt, und diese Befriedigung ist immer mit angenehmen Empfindungen verbunden; schmerzhafte Gefühle von äußern Gegenständen und widrige Vorstellungen beunruhigen sie selten; und also ist ihr Zustand im Ganzen genommen, glücklich. Das Bestreben aller geht auch offenbar auf die Erhaltung eines solchen angenehmen Zustandes. Indeß ist doch nicht zu läugnen, daß die Natur die angenehmen Empfindungen, als Mittel zu andern Zwecken, vornehmlich zur Erhaltung des Lebens und zur Fortpflanzung des Geschlechts, gebraucht. Folglich ist das Ziel aller Bestrebungen der Geschöpfe — Wohlseyn; ihre Bestimmung aber wird durch das Streben nach Wohlseyn erreicht.

Das bisher Gesagte gilt zwar zunächst von den Thieren überhaupt, es kann aber auch auf den Menschen angewandt werden, dessen Bestreben ebenfalls auf Wohlseyn gerichtet ist. Auch bei ihm macht das Gesundheitsgefühl die Grundlage des Wohlbefindens, körperliche Triebe und Gefühle reizen ihn zur Thätigkeit, und wenn dieser Reiz aufhört, so ruhet er oder drückt seinen behaglichen Zustand

durch

durch Bewegungen, durch Spiel und Tanz aus. Diese Neigung zu Spielen und ähnlichen Vergnügungen ist bei dem Menschen viel stärker, als bei dem Thier, und der erste hervorbrechende Strahl der Vernunft. Das Kind, wenn es kaum zum Bewußtseyn gekommen ist, will mit Spiel und Tändeleien unterhalten seyn und nimmt, sobald es sich selbst bewegen kann, mit Leidenschaft Theil daran. So wenig der träge Wilde zu irgend einer nützlichen Beschäftigung aufgelegt ist, wofern nicht dringendes Bedürfniß ihn spornt; so heftig liebt er doch belustigenden Zeitvertreib und strengt seine Kräfte bis zum Ermüden dabei an *). Die Belustigungen der Thiere bestehen blos in körperlichen Bewegungen; der Mensch hingegen vergnügt sich auch ruhend mit Gesang und fröhlichem Geschwätz. Tage lang liegt der, vom heissen Klima erschlaffte Afrikaner auf der Erde im Zirkel seiner Bekannten und bringt den größten Theil seines Daseyns mit Schlafen und mit Plaudern zu. Der Grund dieser Neigung zu Vergnügungen dieser Art liegt in dem Triebe der Seele, Vorstellungen zu empfangen und mitzutheilen (so wie die Triebe des Körpers auch auf Anfüllung und Ausleerung gehen). Dieser Trieb erwacht aber nur alsdann, wenn die körperlichen Bedürfnisse befriedigt sind, und er äußert sich durch denjenigen unangenehmen Zustand der Seele, welchen man die Langeweile nennt. **)

Das Thier hat nie Langeweile, denn es fehlt ihm jener Trieb zu Vorstellungen, und seine Thätigkeit, wenn es sich wohl befindet, entsteht aus einem körperlichen Drang, die

*) Robertsons Geschichte von Amerika. Th. I. S. 456.

**) Bei den armen Feuerländern bemerkt man deshalb noch keine Spur davon, weil ihr körperlicher Zustand nichts weniger als behaglich ist.

die mit Lebenskraft erfüllten Muskeln, in Wirksamkeit zu setzen. Der Mensch fühlt zwar diesen Drang bei körperlichen Wohlseyn auch; aber daneben (und nicht selten stärker) den Trieb, Vorstellungen zu empfangen und wieder mitzutheilen. Wir sehen dies schon an Kindern, die noch lieber durch Erzählungen sich unterhalten lassen oder andre unterhalten wollen, als Spiele vornehmen, welche mit Leibesbewegungen verbunden sind; und auch bei diesen ist gegenseitige Mittheilung der Vorstellungen ihr größtes Vergnügen, denn welches Kind spielt gern allein, und wenn es auch für den Körper das behaglichste Spiel wäre? Gebt einem Erwachsenen alles, was zu seinem körperlichen Wohlseyn dient, entzieht ihm aber die Gelegenheit, Vorstellungen zu erhalten und mitzutheilen; die Langeweile wird ihn nur um desto mehr drücken, je besser er sich dem Leibe nach befindet, und je weniger Stoff zur Hervorbringung neuer Vorstellungen er in sich selbst hat. *)

Mitten im Ueberfluß jener Mittel zur Beförderung des körperlichen Wohls wird folglich sein Zustand doch unangenehm seyn, und er wird sich bestreben, seiner los zu werden.

Wir werden also nicht irren, wenn wir folgende Grundsätze, als Resultate dieser Untersuchung, feststellen.

Das Streben des Thiers und des Menschen geht zunächst auf körperliches Wohlseyn, aber den Menschen macht

*) Der schon gebildete, selbstdenkende Mensch empfindet die Beschwerlichkeit der Langeweile oft weniger in der Einsamkeit, als in großer Gesellschaft. Den Ausspruch eines Alten: „ich bin nie weniger allein, als wenn ich allein bin," findet Jeder wahr, welcher Erfahrungen dieser Art gemacht hat.

macht das körperliche Wohlseyn an sich noch nicht ganz glücklich, und seinen Zustand noch nicht so angenehm, daß er nichts weiter verlangen sollte. Ihn reizt ein Trieb der Seele, der dem Thiere gänzlich mangelt, zur Thätigkeit, wenn auch alle körperlichen Triebe ruhen, und die Befriedigung dieses Triebes gewährt ihm ein geistiges Vergnügen.

Körperliches Wohlseyn und geistiges Vergnügen machen zusammen die Glückseligkeit des Menschen auf dieser Erde. Kein Mensch ist glücklich, der eins von beiden entbehrt. In der Vollkommenheit dieses glücklichen Zustandes gibt es aber unendliche Abstufungen.

Nach der Ordnung der Natur regen sich die körperlichen Triebe früher und heftiger, als der Trieb der Seele. Jene äußern sich zum Theil gleich nach der Geburt, und ihre Befriedigung zielt unmittelbar auf die Erhaltung des Lebens und die Fortdauer des menschlichen Geschlechts. Der Grundtrieb der Seele regt sich entweder gar nicht, oder sehr schwach, so lange die körperlichen Triebe zum Wohlseyn nur unvollkommen befriedigt sind. Der Zweck desselben und die Bestimmung des Menschen ist Veredlung der menschlichen Natur.

Obgleich die körperlichen Bedürfnisse des Menschen mannigfaltiger und die Mittel zur Befriedigung (wenigstens im kultivirten Stande) entfernter sind, als bei dem Thier; so hat doch der Urheber der Natur dafür gesorgt, daß jeder Mensch sich, dem Körper nach, wohlbefinden kann. Eben so wenig fehlt ihm Gelegenheit zur Befriedigung des Triebes der Seele, und da in diesen beiden Stücken die menschliche Glückseligkeit besteht; so ist offenbar, daß der Mensch dieselbe hier erreichen kann, und nach der Absicht

der

der Natur sie auch erreichen soll. Gesundheit, als das erste Erforderniß zum Wohlseyn, wird dem Menschen eben sowohl angeboren, als den Thieren. Er hat Kräfte genug, sich Unterhalt, Kleidung und den nöthigen Schutz gegen das Ungemach der Witterung zu verschaffen. Der Geschlechtstrieb kann zu seiner Zeit befriedigt werden. Auch bleibt ihm, nach Erwerbung jener Mittel, die zur Erhaltung des Lebens dienen, noch immer Muße übrig, sein Daseyn zu genießen und sich zu vergnügen. Und in diesem behaglichen Zustande fühlt er sich aufgelegt, die Schönheiten der Natur zu beobachten und die Kräfte des Geistes zu entwickeln. Sollte der Mensch, dem ein solches Loos zu Theil geworden ist, nicht glücklich seyn, so glücklich, als es die Vollkommenheit eines so eingeschränkten Wesens verstattet? Warum gibt es aber dennoch, wider die Absicht der Natur, so viel Unglückliche? — Auf diese Frage werden wir in dem folgenden Abschnitt zurückkommen. Hier war es genug, zu zeigen, daß der Mensch die Glückseligkeit auf der Erde, wornach er strebt, erreichen kann.

Wir kommen zu der dritten Frage: was wird der Mensch nach dem Tode? einer Frage, die sich jedem Nachdenkenden aufdringt. Auch der, welcher mit dem sterbenden Cyrus sagen darf: Ich habe glücklich gelebt, denn ich habe alle Freuden des Lebens genossen, als Kind, als Jüngling, als Mann, als Greis; auch der kann sich des Gedankens nicht erwehren: Was bleibt mir nun von alle dem Genuß noch übrig? nehme ich nichts als das Andenken daran mit ins Grab? und vielleicht auch das nicht einmal! Wozu habe ich denn also gelebt? — Die Frage, welche bei dem Eintritt in das Leben entstand: Was soll ich hier? Diese Frage beantwortete mir die Stimme der Natur ganz vernehmlich: du sollst glücklich seyn. Aber wer

ent-

entscheidet jene am Ende meiner Laufbahn mir nun eben so interessante Frage?

Gleichgültig kann die Frage und Antwort allerdings wol Niemanden seyn, wenn gleich der Gedanke an Vernichtung dem unbefangenen Forscher nicht schrecklich ist, und der Weise dadurch in den Grundsätzen der Moralität nicht im geringsten wankend gemacht wird. Denn wer denkt mit Grauen an den Zustand vor seiner Geburt? Und was hat überhaupt das Nichtseyn Fürchterliches? Man fürchtet sich ja nur vor dem Uebel, das ist, aber nicht vor dem, das nicht ist. Nur Vorurtheil und Mangel an ruhigem Nachdenken gibt dem Nichtseyn eine grausende Gestalt *).

Auch die Grundsätze der Sittlichkeit für dieses Leben hängen nicht von dem Glauben an ein künftiges ab. Die Tugend macht nie unglücklich, und das Laster nie glücklich. Es wäre ein Widerspruch, das Gegentheil behaupten zu wollen, denn was ist Tugend anders, als Ausübung der Weisheit? und Weisheit, worin besteht sie, als in Beziehung der Wahrheit auf Glückseligkeit? Wenn der Tugendhafte hier oft unglücklich und der Lasterhafte glücklich ist oder scheint — welches freilich wol zutrift — so ist es weder die Tugend noch das Laster, sondern etwas von beiden verschiedenes, etwas zufälliges, wodurch ein solches Schicksal bewirkt wird. Es bleibt also Tugend der sicherste und

*) Lesenswerth sind in dieser Hinsicht die Beobachtungen eines Mannes über sich selbst in seiner letzten Krankheit. Moritz. Magaz. zur Erfahrungsseelenk. des 3ten B. 2tes St. S. 71 ꝛc.

und gradeste Weg zur Glückseligkeit, als dem Bestrebungsziel in diesem Leben, wenn auch mit dem Tode alles aufhören sollte.

Aber ganz gleichgültig kann, wie gesagt, die Entscheidung dieser Frage doch nicht seyn, am wenigsten dem, der hier das Ziel seines Strebens nicht erreicht, und das ist ja bekanntlich ein sehr großer, wo nicht der größte Theil der Menschen. Der Unglückliche, der ohne alle Aussicht eines bessern Zustandes in diesem Leben seine Tage verjammert, womit soll der sich trösten? Was hält seine Zunge zurück von der Lästerung des Schöpfers, der ihm ein freudenloses Daseyn gab, und seine Hand vom Mordstahl, um die unerträgliche Bürde des Lebens auf einmal abzuwerfen? — Die Hofnung der Unsterblichkeit! Sie öfnet ihm die Aussicht in eine frohere Zukunft und stählt seinen Muth wider die gegenwärtigen Leiden.

Doch diese Hofnung ist vielleicht ein süßer Traum, eine Täuschung der Phantasie, die uns mehrmals ein eingebildetes Glück wünschen, das gewünschte hoffen und das gehoffte, als sicher erwarten läßt? Wir wollen sehen, ob sie einigen Grund hat.

Die Fortdauer der Seele kann so wenig bezweifelt werden, als die Fortdauer der einfachen Theile, woraus der Körper besteht. Vernichtung findet in der Natur, so weit wir sie beobachten können, gar nicht Statt, sondern nur Veränderung, und wenn wir von Vernichtung nach dem Tode sprechen; so verstehen wir auch nichts

weiter darunter, als Veränderung. Die Kraft, welche den Körper bewegte, welche empfand und dachte, hört bei einem Todten auf, durch ihre Wirkungen den Sinnen der Lebenden bemerkbar zu seyn, und die bisher verbundenen Theile des Körpers trennen sich allmählig wieder; das ist alles, was uns die Erfahrung im Allgemeinen über diese große Veränderung sagt. Nun ist nicht sowohl die Frage, wo jene Kraft bleibt, als vielmehr, ob sie noch ferner ohne den Körper, in welchem sie Vorstellungen und Bewußtseyn hatte, dergleichen haben kann und wird. Die Erfahrung, die allein vollkommne Gewißheit geben könnte, verläßt uns hier ganz. Wir müssen also mit Hülfe anderer bekannter Wahrheiten uns einiges Licht in dieser Dunkelheit anzuzünden suchen.

Die Hoffnung, daß die Seele des Menschen nach der Trennung vom Körper ihr Bewußtseyn behalten werde, gründet sich vornehmlich auf den Glauben an einen allweisen und allgütigen Schöpfer. Einen solchen anzunehmen, ist für den etwas gebildeten Menschen ein unentbehrliches Bedürfniß. Man kann freilich das Daseyn desselben eben so wenig beweisen, als das Daseyn der Seele (denn das Daseyn eines Dinges wird nur durch sinnliche Anschauung erkannt); aber man fühlt sich doch bei Betrachtung der Welt gezwungen, sich eine erste Ursach von allem, was da ist, zu denken, und also das Daseyn einer Gottheit für nothwendig zu halten. Betrachtet man ferner die unergründlich weise und kunstvolle Einrichtung der Geschöpfe, so muß man sich dieses Wesen als die Quelle aller sittlichen Vollkommenheit, als das Urbild der Weisheit und Güte, vorstellen, und man kann

sich

sich nicht enthalten, mit der wärmsten Empfindung des Herzens auszurufen:

Brüder: überm Sternenzelt

Muß ein lieber Vater wohnen!

Dieser Glaube kann aber nicht gelehrt werden; er ist kein Gegenstand des Gedächtnisses, sondern Bedürfniß des Herzens, welches erst für das Schöne, Wahre und Gute sich interessiren muß, ehe der Gedanke an die Gottheit lebendig wird. Gleiche Bewandniß hat es mit der Unsterblichkeit. Ein strenger Beweis läßt sich davon nicht führen, aber der Glaube an einen weisen und gütigen Schöpfer erzeugt auch den Glauben von dem fortdauernden Bewußtseyn der Seele nach dem Tode. Denn so wie bei den Thieren durch den Trieb nach Wohlseyn noch andre Zwecke erreicht werden, die sie gar nicht ahnden; so führt uns auch der Trieb nach Glückseligkeit ohne unsre Absicht und meist wider unser Wissen, zu einem andern Ziel, zur Entwicklung unsrer Kräfte und zu einer stufenweise fortschreitenden Vollkommenheit. Diese löset sich wiederum in Glückseligkeit auf, wenn sie zu unserm Bewußtseyn kommt, und so unterstützen sich beide wechselsweise und bringen uns immer weiter, und es ist kein fester Punkt bestimmt, über den es nicht hinausgeht.

Die Thiere drehen sich in einem engen Kreise des körperlichen Wohlseyns umher; der Mensch und das ganze Menschengeschlecht steigen auf der Leiter der Glückseligkeit und Vollkommenheit, während ihres jetzigen Lebens, immer höher, ohne die letzte Stufe bestimmen zu können.

Sollte denn mit dem Tode der so mühsam erworbne Schatz von Kenntnissen, die erhöhete Denkkraft, ganz verloren gehn? Sollten wir nicht zu einem dauerhaften Genuß der Glückseligkeit gelangen, wonach unser Herz schmachtet, und der uns hier nur unvollkommen zu Theil wird? Das will der gute Gott gewiß, der sich in der ganzen Schöpfung als den Gott der Liebe bewiesen hat; er wird es wollen, und weiter bedürfen wir ja nichts, um der frohen Hofnung gewiß zu seyn.

Nein! nicht schwelgendem Gewürme
Ewig überlassner Raub,
Noch ein Spiel der Erdenstürme
Bleibet unsrer Herzen Staub.

Zweiter Abschnitt.

Der Mensch im gesellschaftlichen Zustande.

Einsam und ohne Umgang mit andern seines Geschlechts erreicht der Mensch seine Bestimmung gar nicht. Er bleibt ein Thier in Menschengestalt, ohne Sprache und ohne Entwicklung der Vernunft. Die Natur gab ihm daher einen Trieb zur Geselligkeit, welcher ihn reizt, sich seines Gleichen zu nähern und mit ihnen zusammen zu leben. Dieser Trieb entspringt zunächst aus dem Begattungs-instinkt und aus dem Bedürfniß, Vorstellungen zu empfangen und mitzutheilen. Deshalb ist auch die Ehe die erste gesellschaftliche Verbindung und man findet sie noch heutiges Tages selbst unter den Völkern, welche keine andre Bande der Gesellschaft kennen. Freilich wird im Anfange unter so rohen Naturmenschen die Ehe keine Vereinigung aus Liebe und nicht unzertrennlich noch einfach seyn; aber sie ist doch der Keim, aus welchem allmählig die Blume der Menschheit, das zarte Gefühl der Sittlichkeit, hervorsproßt. Liebe des Gatten zum Gatten, zärtliche Zuneigung beider zu ihren Kindern, Anhänglichkeit und Ehrerbietung der Kinder gegen die Eltern; dies sind die Früchte, welche der veredelte Geschlechtstrieb erzeugt.

In der Ehe vervielfältigen sich die Bedürfnisse mit dem Anwachse der Familie und der Mann, der als Einzelner seinen Unterhalt sich ohne sonderliche Mühe erwarb, muß, als Hausvater seinen Fleiß verdoppeln. Ein neuer Anlaß zur Veredlung der Menschen-natur! Die Kräfte werden durch die größere Anstrengung immer mehr geübt und entwickelt, und die ihm vorher unbekannten süßen Empfindungen der theilnehmenden Freude an dem Wohlseyn seiner Lieben geweckt. Jedoch ist die leichtere, oder schwerere Erwerbung der Befriedigungsmittel der Bedürfnisse der allerwichtigste Umstand in Hinsicht auf die Vervollkommnung des Menschen. Nur bei einem gewissen Grade des körperlichen Wohlseyns regt sich im Menschen der Trieb zur Erkenntniß des Schönen, des Guten und des Wahren. Wenn also jene Erwerbung leicht ist, werden auch die geistigen Kräfte leicht gebildet und vervollkommnet, und so im Gegentheil.

Zwei Stücke erleichtern, oder erschweren die Erhaltung des Lebens: die Beschaffenheit des Klima und der gesellschaftlichen Verbindung, welche die Menschen unter sich errichtet haben.

Unter einem milden Klima, wo der Boden von selbst eßbare Früchte im Ueberfluß hervorbringt, wo die Wälder Wild, und die Flüsse und Seen Fische genug darbieten, da kann einer mäßigen Anzahl Bewohner der Unterhalt nicht schwer fallen und da wird auch die Kultur des Geistes früh anfangen. Die Geschichte des Menschengeschlechts erhebt diese Vermuthung zur Gewißheit.

So lange der Mensch die Mittel zu seiner Erhaltung von der Natur selbst bekommt und sie nur hinnehmen und genießen darf, so lange lebt er, wie ein Kind im Hause

der

der Eltern, sorglos und unschuldig. Genuß, Spiel (oder freiwillige Thätigkeit zum Vergnügen) und Ruhe wechseln beständig mit einander ab. Arbeit, d. i. Anstrengung der Kräfte zur Erreichung eines nützlichen Zwecks, scheuet er. Genuß und das damit verbundne Wohlseyn ist das Ziel seiner Wünsche. Mit je weniger Aufwand von Kräften und je geschwinder er dies Ziel erreichen kann, desto glücklicher fühlt er sich. Darum ist ihm die Arbeit zuwider, weil die Kräfte dabei in unfreiwillige Thätigkeit gesetzt werden müssen, und der Genuß, als das Ziel dieser Thätigkeit, in einiger Entfernung von ihm liegt. In diesem Betrachte scheinen nun diejenigen die Glücklichsten zu seyn, welche von den Früchten der Erde, die sie von selbst liefert, leben können; denn diese lassen sich am leichtesten nehmen und ohne mühsame Zubereitung genießen. Nächst dem ist die Jagd und der Fischfang — bei großem Reichthum der Natur an Produkten dieser Art — das am wenigsten beschwerliche Geschäft.

Wenn Glückseligkeit allein die Bestimmung des Menschen wäre, so würde der gütige Urheber der Natur gewiß dafür gesorgt haben, daß alle Menschen zu allen Zeiten, so lange und so weit die Erde bewohnbar ist, ein so harmloses glückliches Leben hätten führen können. Allein Glückseligkeit ist, wie wir wissen, nur das Bestrebungsziel des Menschen, welches ihn zu seiner Bestimmung, der Ausbildung und Veredlung seiner Kräfte, unvermerkt hinleitet. Deshalb wird ihm die Glückseligkeit nur zu kosten, nicht zu genießen gegeben, und wenn er glaubt, in ruhigem Besitz derselben zu seyn, entschlüpft sie ihm wieder, um ihn aus seinem trägen Schlummer aufzuwecken und zu neuer Thätigkeit zu spornen.

Versetzen wir uns in Gedanken in ein paradiesisches Land, wo das erste Menschenpaar ohne Mühe seinen Unterhalt gewinnt! Dies glückliche Leben wird auch den nächsten Nachkommen zu Theil, und dauert so lange, bis ihre Zahl so angewachsen ist, daß der Vorrath an Naturprodukten nicht mehr zu ihrer Ernährung hinreicht. Nun sind sie genöthigt, die Gewächse, wovon sie sich erhielten, durch Anpflanzung zu vermehren und die nutzbarsten Thiere zu zähmen und zu verpflegen, d. i. es entsteht Ackerbau und Viehzucht — die ersten und ältesten Gewerbe — und mit denselben entwickelt sich zugleich der Begriff von Eigenthum. Die Gewächse, die man selbst gebauet, die Heerde, die man selbst gezogen hatte, war Eigenthum, dem Andern unantastbares Gut. Bei noch stärkerer Bevölkerung und damit zunehmendem Mangel an Unterhalt drängten sich die Familien einander; die schwächern wichen gutwillig oder gezwungen, und zogen in andre Gegenden. Auf diese Weise wurden allmählig auch entfernte unfreundliche Länder besetzt, deren Bewohner nach Jahrhunderten durch die Härte des Klima in Barbarei zurücksanken, aber an Leibesstärke und Muth zunahmen, und daher oftmals wiederum eine fruchtbare Gegend mit Gewalt in Besitz nehmen konnten.

Eben so viel Einfluß, wie das Klima, — und wol noch mehr hat die gesellschaftliche Verbindung der Menschen auf die leichtere oder schwerere Erwerbung der Bedürfnisse, und mithin auch auf den höhern oder niedern Grad ihrer Kultur. Die Errichtung solcher Gesellschaften hatte anfänglich nur Sicherheit des Lebens und des Eigenthums zur Absicht. Anfälle wilder Thiere trieb man gemeinschaftlich ab, zuerst vielleicht gleichsam aus Instinkt, ohne eine besondre Verabredung darüber genommen zu haben. Gefährlicher aber waren dem Menschen die Angriffe von seines Gleichen, wo er nicht nur wider thierische Gewalt, son-

sondern auch wider menschliche List zu kämpfen hatte. Diese machten ein engeres Band der Vereinigung nothwendig, indem man sich gegenseitig Hülfe und Beistand zusicherte. So entstanden unter den Familien, welche nahe genug beisammen wohnten, um sich bei plötzlichen Ueberfällen einander Hülfe leisten zu können, feste gesellschaftliche Verbindungen, woraus in der Folge **Staaten** erwuchsen. Diese Verbindungen sind für das Wohl und Wehe des ganzen Menschengeschlechts von so großer Wichtigkeit geworden, daß wir hier ihren Ursprung und ihre Beschaffenheit noch etwas genauer auseinander setzen müssen.

Angriffe von Menschen auf das Leben und Eigenthum andrer veranlaßten eine nähere Vereinigung mehrerer Familien, um eine solche Gewaltthätigkeit, welcher ein Einzelner oder eine Familie nicht widerstehen konnte, mit verbundnen Kräften abzuhalten. Welches ist aber die Quelle jener feindseligen Gesinnungen der Menschen gegen Menschen? Keine andre, als die vorher bemerkte natürliche Begierde, **ohne Arbeit genießen zu wollen.** Wenn ein Mensch alle seine Triebe leicht und bald genug befriedigen kann, so ist er ruhig und verträglich mit seines Gleichen. Sieht er aber einen Andern im Besitz eines Gegenstandes seiner Begierde, und er glaubt sie nicht leichter und geschwinder stillen zu können, als wenn er den Andern beraubt; so wird er es thun, wofern er sich stark genug dazu fühlt. Dies kann der Fall schon seyn, wenn auch die Erwerbung des Unterhalts noch keine Mühe weiter kostet, als die Mühe des Aufsuchens und Fangens. Es scheint der ungeduldigen Begierde bequemer, das, was in der Nähe in den Händen eines Andern ist, gleich mit Gewalt zu nehmen, als erst lange darnach zu suchen und es sich selbst herbei zu holen. So verfährt der ungebildete Mensch, der, wie das Thier, kein andres Gesetz, als das Gesetz des

Stärkern kennt. Dort nagt ein kleiner Spitz in ungestörter Ruhe an einem Knochen. Aber seht! auf einmal springt ein Bullenbeisser hinzu, und der erschrockne Spitz schleicht sich zitternd davon und überläßt dem majestätischen Räuber die Beute.

Noch stärker wird die Versuchung, fremdes Eigenthum an sich zu reissen, wenn die rechtmäßige Erwerbung desselben mit großer Beschwerde verbunden ist. Als daher Ackerbau und Viehzucht eingeführt waren, vervielfältigten sich die Eingriffe in das Eigenthum. Sie wurden aber nun eben deshalb auch ungerechter und verhaßter. Denn weil jeder Mensch von Natur alle unfreiwillige Anstrengung der Kräfte, alle Arbeit scheuet; so ist ihm das, was er durch Arbeit erwirbt, von desto größerm Werthe, je mehr Aufwand seiner Kräfte es erfordert hat.

Diejenigen, welche sich fremdes Eigenthum anmaßten, handelten entweder grade hin nach dem thierischen Gesetz des Stärkern, oder sie glaubten in der Nothwendigkeit, in der Rache und in der Wiedervergeltung einiges Recht dazu zu finden. Nothwendigkeit schien einzutreten, wenn alles, was durch die erste Besitznehmung Eigenthum werden konnte, schon in Besitz genommen war, und die steigende Bevölkerung mehr Menschen gab, als das Land ernähren mogte. Alsdann entstand ein Kampf um Leben und Tod zwischen denen, die besaßen, und denen, die nichts besaßen, die aber doch auch leben wollten. Wurden diese nun vertrieben und in andre, vielleicht unfruchtbarere Gegenden verdrängt; so reizte sie die Rachbegierde, so bald sie sich stark genug fühlten, ihre Angriffe zu erneuern.

Aber

Aber warum mußte denn das so seyn? und warum wurde das thierische Gesetz des Stärkern auch in die menschliche Natur gelegt? War es nicht besser und für die Ruhe und Glückseligkeit der Menschen zuträglicher, wenn ein natürliches Gefühl von Billigkeit und Gerechtigkeit sie nöthigte, einem Jeden das Seine zu lassen? — Die Antwort hierauf ist schon in dem Vorhergehenden gegeben worden. Ausbildung der Kräfte Einzelner und Veredlung der ganzen Menschheit, aber nicht das Wohlseyn Einzelner, noch die Glückseligkeit dieser oder jener Nation in diesem oder jenem Zeitalter, ist das letzte Ziel, dem das menschliche Geschlecht entgegen geführt wird. Unsre Bestrebungen nach Glückseligkeit und die damit verbundnen angenehmen, oder unangenehmen Empfindungen sind vorübergehend, sind bloße Erscheinungen; die dadurch bewirkte Ausbildung der Kräfte bleibt. Ohne Leidenschaften und ohne Streit und Krieg würden die Menschen sich freilich, ihrem Gefühl nach, besser befunden haben; allein zur Entwicklung ihrer Fähigkeiten war diese Einrichtung der Natur durchaus nothwendig. Auch ohne Krankheiten würden wir uns glücklicher fühlen, und Einzelne leiden allerdings gar sehr darunter. Aber welche herrliche Kenntnisse müßten wir jetzt entbehren, wenn diese Leiden uns nie gedrückt hätten! Daraus folgt nun keineswegs, daß wir die sogenannten Uebel mit stoischer Gleichgültigkeit ertragen, ihre Wegschaffung nicht wünschen und mit allen Kräften betreiben sollten, sondern grade das Gegentheil. Sie sind eben dazu da, daß wir an der Vertilgung derselben unsre Kräfte üben sollen, und wenn dieser Zweck nach dem Willen der Vorsehung vollkommen erreicht ist, so wird auch das Uebel aufhören.

Wir kehren zur Entstehung der Gesellschaft zurück. Der Vortheil derer, welche Eigenthum hatten, erforderte es,

es, daß sie sich gegenseitig Hülfsleistung gegen alle Gewaltthätigkeit versprachen. Wenn folglich Einer angegriffen wurde, so eilten Alle zu seiner Vertheidigung herbei. Diese Verbindung der friedlichen, im Besitz ihres Eigenthums sich wohl befindenden Familien zog auch eine ähnliche Verbindung der vom Raube lebenden nach sich, und nun entschied die Anzahl, die körperliche Stärke und die Klugheit den Streit der entgegengesetzten Parteien. Jetzt war es nicht mehr Angriff einiger Räuber auf das Eigenthum Andrer, sondern es ward Krieg, der auf Ueberwältigung und Unterjochung abzielte. Von beiden Seiten fand man bald, daß im Kampfe nicht alle gleich gute Dienste thaten und daß Einer oder Wenige durch ihre Tapferkeit mehr zum Siege beitrugen, als der ganze übrige Haufe; mit einem Worte: man bemerkte ein große Ungleichheit in Ansehung der Kräfte der Menschen.

Es ist eine unleugbare, durch die Erfahrung aller Zeiten bestätigte Wahrheit, daß die Menschen nicht alle ein gleiches Maaß von Kräften des Leibes und Geistes besitzen. Der Grund zu dieser Ungleichheit wird durch die Zeugung gelegt, und so sehr auch Uebung und Unterricht die natürlichen Anlagen ausbilden und verstärken mag, so bleibt doch immer noch die eigne ursprüngliche Verschiedenheit bemerkbar. Wie viel diese Ungleichheit der Kräfte zur Ordnung und zur Harmonie des Ganzen beiträgt, darf hier nicht erst ausführlich gezeigt werden. Und wenn auch wirklich alle Menschen in dieser Hinsicht gleich geboren würden, so müßte doch nothwendig in der Folge eine Ungleichheit durch die ungleiche Ausbildung der Fähigkeiten, die theils von äußern Umständen, theils von dem Willen eines Jeden abhängt, entstehen.

Als nun die Gesellschaft bei der gemeinschaftlichen Vertheidigung ihres Eigenthums diese Erfahrung gemacht hatte, so war es natürlich, daß man den, oder die Tapfersten vorzüglich ehrte, und ihnen aus Dankbarkeit und zur Aufmunterung Geschenke gab. Leben und Eigenthum sind die größten Güter, und wem man die Erhaltung derselben zu verdanken hat, den schätzt man am meisten. So ward Tapferkeit die erste bürgerliche Tugend.

Eben so wenig konnte der Gesellschaft die Bemerkung entgehen, daß eine gewisse Ordnung im Angriff und in der Vertheidigung nothwendig ist. Man überließ daher diese Anordnung den Tapfersten und machte sie zu Anführern des Haufens im Streit. Den Befehlen derselben gehorchten die übrigen freiwillig und gern, weil sie zu ihren selbst gewählten Anführern das Vertrauen hatten, daß die Befehle derselben ihnen Allen nützlich seyn würden. Dieser Gehorsam fand jedoch nur im Kriege Statt; außer demselben war jeder Hausvater unumschränkter Gebieter seiner Familie, und keiner hatte dem andern zu befehlen.

Indeß zeigte sich bald anfangs nach dem Entstehen der Gesellschaft noch ein andres Bedürfniß. Die Verbindung gegen gewaltthätige Anfälle von außen schützte die Mitglieder noch nicht gegen offenbare und heimliche Angriffe von innen. Denn wenn gleich jeder ein gewisses Eigenthum besaß, so waren doch die Besitzungen in Ansehung der Größe und der Güte verschieden; einer hatte sein Land besser angebauet; seine Heerden sorgfältiger gepflegt, als der andre, u. s. w. Hieraus entstand Ungleichheit des Vermögens, und mit derselben das ganze Gefolge von Ungerechtigkeiten, wozu Neid von der einen, und Habsucht von der andern Seite veranlaßt. Ueberdies sind ungebildete Menschen den Kindern ähnlich, die sich bei der geringsten Gelegenheit necken, zanken

und

und schlagen. Wenn sich ein solcher Zwist unter den Gliedern einer Familie erhebt, so kann ihn der Hausvater schlichten; wenn er aber mehrere Familien entzweiet, wer soll da entscheiden? Das Gesetz des Stärkern, d. i. Gewalt darf hier nicht angewendet werden, weil es gegen den Zweck der Gesellschaft seyn würde, welche sich eben zur Verhinderung der Gewalt vereinigt hat. Es ist also kein andres Mittel übrig, die streitenden Partheien zu vergleichen und den Hader zu stillen, als das Recht.

Das Wort Recht wird eigentlich nur von sittlich freien Handlungen vernünftiger Geschöpfe gebraucht und man versteht darunter diejenige Beschaffenheit einer Handlung, vermöge welcher die Ausübung derselben durch keine Pflicht gehindert wird. *) Mit andern Worten: Recht ist alles, was ich thun darf, und ich darf alles thun, was die Glückseligkeit und Vollkommenheit andrer, so wie die meinige, nicht vermindert. Hieraus läßt sich die Bedeutung von Unrecht, gerecht, Gerechtigkeit und dergleichen mehr leicht ableiten. — Da der Begriff vom Recht so klar und simpel, und die Verbindlichkeit, recht zu handeln, dem gesunden Menschenverstande so einleuchtend ist, so sollte man meynen, daß Niemand vorsetzlich Unrecht thun würde. Allein der Ungerechte glaubt jedesmal in dem Fall zu seyn, daß er sein eignes Wohl nur auf Kosten eines andern befördern könne, und hiemit entschuldigt er sich selbst, wenn er sich vornimmt, unrecht zu thun. Oft geschieht es auch unvorsetzlich in der Hitze der Leidenschaft. In beiden Fällen erkennt er gewöhnlich seine Handlung nicht für unrecht; denn er gibt zwar im Allgemeinen zu, es sei unrecht, einem andern zu

*) Versuch über den Grundsatz des Naturrechts, v. G. Hufeland. Leipzig 1785. S. 32.

zu schaden, aber sein eigner Nutzen, meint er, lasse sich zuweilen auf keine andre Art erhalten, und alsdann werde die sonst ungerechte Handlung rechtmäßig. Nun entsteht zwischen dem Beleidiger und Beleidigten ein Streit über Recht und Unrecht, der, wenn ihn nicht das Gesetz des Stärkern entscheiden soll, durch die Dazwischenkunft eines Dritten, nach dem wahren Begriff des Rechts, aus einander gesetzt werden muß. Dieser Dritte muß, als ein verständiger, rechtschaffner und unpartheiischer Mann bekannt seyn, sonst wird man sich seinem Ausspruch nicht unterwerfen. Sein Ausspruch muß auch Gültigkeit haben und die streitenden Partheien müssen sich dabei beruhigen. Dies kann aber nicht wol anders geschehen, als wenn sich alle Mitglieder der Gesellschaft vereinigen, einen oder einige solcher Männer zu Schiedsrichtern ihrer Streitigkeiten zu wählen, und denjenigen, als einen Feind der ganzen Gesellschaft anzusehen und zu behandeln, der ihre Entscheidungen sich nicht gefallen lassen will. Hierdurch erhalten die Aussprüche der Richter gesetzliche Kraft und ihre Personen eine gewisse Autorität, die sie über die andern erhebt.

Anführer und Vertheidiger gegen alle Gewaltthätigkeiten von außen, und Richter und Obrigkeiten zur Sicherheit gegen Bedrückungen von innen, waren also zur Erhaltung der Gesellschaft nothwendig, und so sehr sie auch hin und wieder von ihrer ersten Bestimmung ausgeartet seyn mögen, so theuer auch mancher Gesellschaft das Gute, was bei ihrer Einführung beabsichtet wurde, zu stehen gekommen ist: so kann man doch ihre Unentbehrlichkeit und ihren Nutzen überhaupt nicht läugnen; auch ist ihr Ursprung, wie wir gesehen haben, rein und edel. Es entstand aber in der Folge noch eine besondre Klasse von Menschen, die auf das Schicksal der Gesellschaften einen in der That — wenn auch nicht

dem

dem Scheine nach — größern Einfluß bekam, als jene (ich meyne die Zauberer und Priester *).

Die vielen Wirkungen in der Natur, deren Ursachen wir nicht sehen oder begreifen, führen zuerst auf den Begriff von unsichtbaren Kräften und nach und nach auch auf den Begriff von einer Gottheit. Der ganz rohe Mensch vornehmlich, wenn er nur immer auf die Befriedigung seiner Bedürfnisse denken muß, erhebt sich so wenig bis zu dem Begriff von einer Ursach, als das Kind. Er läßt es um sich her donnern und blitzen, ohne dabei den Gedanken aufzufassen und zu verfolgen: Woher kömmt dies? Allein kaum hat er sich aus diesem Zustande eines stieren Anstaunens heraus gearbeitet, so fängt er an, wie der neugierige Knabe, bei allem, was ihm ungewöhnliches auflößt nach der Ursach zu forschen, und wenn er diese mit seinen Sinnen nicht entdecken kann, so bildet er sich eine mit Hülfe der Phantasie. Denn es wird dem menschlichen Geist, dessen Denkkraft einmal aufgeregt ist, zum dringendsten Bedürfniß, die Ursachen von den Wirkungen, welche er sieht, wissen zu wollen. Aber es vergehen Jahrhunderte und Jahrtausende, ehe er die Stufe der Kultur ersteigt, daß er die angenommenen Ursachen, woraus er sich die Wirkungen erklärt, genauer untersucht und beurtheilt, ob sie auch in richtiger Beziehung mit einander stehen. So hält z. B. der Grönländer die sogenannten Sternschnuppen für Besuche der Seelen, die sie bei ihren Verwandten auf der Erde abstatten (denn alle Sterne sind ihm Seelen verstorbner grönländischer Menschen und Thiere), und es fällt ihm nicht ein, über

*) Priester, nicht Prediger, welche letztern sehr verehrungswürdige Personen seyn können, die erstern aber nie. S. Pokels Beiträge zur Beförderung der Menschenkenntniß. Stück I. Seite 57 ꝛc. vergl. St. II. Seite 80 ꝛc.

über das Verhältniß dieser Erscheinung zu der angegebenen Ursach weiter nachzudenken.

Wirkungen annehmen, deren Ursachen und deren Beziehung auf jene man nicht selbst untersucht hat, oder nicht einsieht, heißt **glauben**. Ist die Beziehung gewisser angenommenen Ursachen und Wirkungen unrichtig, so nennen wir es **Aberglauben**. Sieht man nach eigner Prüfung das wahre Verhältniß der Dinge ein, so hat man **Erkenntniß**.

Die Ursachen von den Wirkungen wissen zu wollen, ist Bedürfniß jedes Menschen, der sich über den ersten Zustand thierischer Gleichgültigkeit erhoben hat. Erkenntniß kann nicht ohne große Anstrengung der Geisteskräfte erworben werden. Der Mensch scheuet alle Anstrengung der Kräfte; er will genießen, und der Weg, auf welchem er mit dem wenigsten Aufwand seiner Kräfte und am geschwindesten zum Genuß kommt, ist ihm der liebste. Dieser Weg, jenes Bedürfniß am leichtesten zu befriedigen, ist der Glaube; daher haben alle Menschen einen natürlichen Hang zum Glauben, jedoch nur so lange, bis sie veranlaßt werden, die Nothwendigkeit der Erkenntniß zur Glückseligkeit einzusehen. So lange sich der Mensch bei dem Glauben glücklich fühlt, wird er sich nicht um Erkenntniß bemühen; leidet er aber dabei, so treibt ihn das Gefühl der Noth zur Anstrengung seiner Kräfte und er ringt nach Erkenntniß.

Der **Glaube** ist entweder **wahr** oder **falsch**. Der wahre Glaube gründet sich auf ein richtiges Verhältniß der Dinge zu einander, der falsche (oder Aberglaube) auf ein unrichtiges. In tausend Fällen gegen einen wird der Mensch von selbst das wahre Verhältniß nicht finden, wenn er die Natur der Dinge nicht erkennt, denn die Möglichkeit der

Verbindungen ist unendlich. Es wird also auch der Aberglaube viel häufiger, als der wahre Glaube seyn.

Nur bei dem wahren Glauben (und bei der Erkenntniß) kann der Mensch glücklich seyn: der Aberglaube macht allemal unglücklich, wenn die Gegenstände des Aberglaubens auf unsre Handlungen Einfluß haben. Sieht der Mensch ein, daß er durch den Aberlauben unglücklich geworden ist — zu dieser Einsicht lassen ihn aber innere und äußere Hindernisse erst spät gelangen so wirft er ihn von sich und strebt nach Erkenntniß.

Glaube kann andern mitgetheilt werden, Erkenntniß nicht, den sie beruhet auf eigner Untersuchung. Mitgetheilter Glaube heißt Kenntniß, und diese kann nach Beschaffenheit des Glaubens wahr oder falsch seyn. Kenntnisse sind oft eins der wichtigsten Hindernisse der Erkenntniß, denn wer jene besitzt, meint schon das wahre Verhältniß der Dinge zu kennen und schreibt seinen unbehaglichen Zustand, worin er durch unrichtige Kenntnisse geräth, und der ihn zur Erkenntniß treiben soll, nicht den unrichtigen Kenntnissen, sondern andern Ursachen zu.

Zur Glückseligkeit des Menschen ist nicht Erkenntniß von vielen Dingen nothwendig, sondern nur von denen, welche zunächst auf ihn und auf seine Handlungsweise wirken. Wer von diesen Erkenntniß, oder auch nur richtige Kenntniß besitzt, der ist aufgeklärt, und wer sie auf Glückseligkeit anwendet, ist weise.

Diese Betrachtung kann uns über manche Erscheinungen in der Geschichte des Menschen und der Menschheit Aufklärung geben.

Der Mensch **glaubt** eher und lieber, als er **erkennt**. Sein Glaube ist anfangs mehrentheils Aberglaube, und bei demselben beharrt er, bis die Noth oder günstige Umstände ihn zur Erkenntniß leiten. Die Quellen des Aberglaubens sind diejenigen Wirkungen in der Natur, deren Ursachen wir nicht mit den Sinnen entdecken und begreifen. Man schreibt daher diese Wirkungen verborgnen und unsichtbaren Kräften zu. Unsichtbare, den Sinnen nicht begreifliche Wesen, kann sich kein Mensch denken; er setzt mit Hülfe der Phantasie Gestalten zusammen, oder denkt sich dieselben unter schon bekannten Bildern. Ueberhaupt ist der Mensch selbst Schöpfer solcher Wesen, und je unvollkommner seine Begriffe vom Schönen, Wahren und Guten sind, desto unvollkommner sind auch die Begriffe von den unsichtbaren Kräften.

Die Wirkungen dieser Kräfte sind entweder dem Menschen schädlich, oder nützlich, und so entsteht der Glaube von schädlichen und nützlichen, oder **guten** und **bösen** unsichtbaren Mächten, d. i. **Gottheiten**. Krankheiten gaben wahrscheinlich die erste Veranlassung zu der Idee von bösen Gottheiten, und wenn durch heilende Pflanzen die Wiederherstellung der Gesundheit bewirkt wurde, so glaubte man, daß in denselben gute Gottheiten verborgen wären.

Der Wunsch, gute und böse Wirkungen nach Gefallen lenken zu können, führte bald auf Versuche, und da einige hierin entweder durch Zufall oder durch natürliches Geschick vor andern glücklich waren, so ehrte man sie auch vorzüglich, als solche, die wol mit den unsichtbaren Mächten ein geheimes Verständniß haben müßten. Man suchte der-

gleichen Leute mit Geschenken zu gewinnen, um durch ihre Vermittelung die bösen Gottheiten von sich zu entfernen und die guten zu Freunden zu erhalten. Anfangs bildeten sich diese Leute selbst ein, daß sie besondre Günstlinge der unsichtbaren Mächte wären. Als sie in der Folge den natürlichen Zusammenhang der Ursachen und Wirkungen und der von ihnen gebrauchten Mittel mit den dadurch erreichten Zwecken erkannten; so verschwand zwar jene hohe Meinung von sich selbst, aber sie hüteten sich wohl, diese Entdeckung andern mitzutheilen, da sie bisher so große Vortheile davon gezogen hatten. Vielmehr diente diese Entdeckung nur dazu, daß sie das Vorurtheil des großen Haufens von ihrer geheimen Verbindung mit den Geistern auf alle Weise befestigten. Sie wurden also aus Abergläubigen Betrüger, brachten ihre Kunst in ein System, und errichteten unter sich eine eigne geschlossene Gesellschaft, einen Orden, dessen größtes Geheimniß darin bestand, andre zu betrügen. Dies ist der so weit verbreitete Orden der Zaubrer, der mit furchtbarer Macht über den ganzen Erdkreis herrscht. Ueberall, wo Aberglaube sich findet, — und wo findet sich der nicht? — da trifft man auch Zauberer an. Selbst die Hottentotten, die weder Religion noch Priester haben, verehren die Gewalt der Zauberer. Sie sind in den verschiednen Ländern unter verschiednen Namen bekannt: In Asien heißen sie Schamanen, in Afrika Fetischirer, in Amerika Jongleurs und Angekoks, und in dem kultivirten Europa — Geisterseher und Geisterbeschwörer. Alle handeln nach so bewundernswürdig einstimmigen Grundsätzen, daß man meinen sollte, sie hätten nur einen Lehrmeister gehabt. Besonders suchen sie aus allen Kräften den Aberglauben zu erhalten und zu befördern, in welchen Bemühungen sie auch oft von andern sichtbaren Mächten unterstützt werden.

Von der Zauberei war nur ein kleiner Schritt zur Einführung des Priesterthums, denn der Keim des letztern liegt

schon

schon in der erstern. Wenn man einmal glaubte, daß Menschen mit Geistern Gemeinschaft haben und sich derselben nach Gefallen zu Wunderthaten bedienen könnten; so mußte man auch mit der Zeit auf den Gedanken kommen, daß man durch gewisse Gebräuche auf den Willen der Gottheiten wirken könne *). Die Vorstellungen der Menschen von der Gottheit richten sich nach dem jedesmaligen Grade ihrer Kultur. Unter rohen sinnlichen Menschen sind Geschenke das beste Mittel, Jemandes Gunst zu erhalten; und diese Vorstellung trug man auch auf die Gottheiten über und brachte zur Gewinnung ihrer Gnade **Opfer**. Hiermit glaubte man ihnen einen Gefallen zu erweisen oder ihnen zu dienen, und nannte es **Gottesdienst**. Zuerst verrichtete jeder Hausvater für sich und seine Familie den Gottesdienst, allein nachher bestimmte man besondre Personen dazu, und das sind die **Priester**. Dies geschah theils aus Ehrfurcht gegen die Gottheiten, denen man, wie den Königen, eigne Diener zuordnen wollte, theils weil nicht jeder Hausvater immer Zeit hatte, selbst zu opfern, so oft er es wünschte. Ganz unkultivirte Völker haben gemeiniglich blos Zauberer, mehr kultivirte haben Zauberer und Priester zugleich, und in sehr vielen Ländern zogen die Priester allmählig die wichtigsten Geschäfte der Zauberer an sich, wie z. B. ehemals in Egypten, Chaldäa und Persien, im mittlern Zeitalter hin und wieder unter den Christen, **) und noch jetzt in Tibet, China ꝛc.

*) Der Glaube, daß der Mensch durch sein sittlich gutes oder schlechtes Betragen sich das Wohlgefallen, oder Misfallen der Gottheit zuziehe, ist ein Grundsatz der wahren Religion. Der Glaube, daß äußere Gebräuche, ohne Rücksicht auf das sittliche Verhalten, eben dies bewirken, ist schändlicher Aberglaube des Priesterthums.

**) Möhsens Geschichte der Wissenschaften. S. 257 — 265.

Laßt uns nun sehen, wie sich die Gesellschaften weiter gebildet, wie sie die gegenwärtigen Formen angenommen und wie weit sie den Zweck, zu welchem sie sich vereinigten, erreicht haben. Durch Einführung der Obrigkeiten wurden sie ordentliche Staaten, und mit zunehmender Bevölkerung entstanden Künste, Gewerbe, Handel und Luxus, und eine unvermeidliche Folge von dem allen war die immer steigende Ungleichheit des Vermögens. Der Arme mußte dem Reichen dienen und dieser gab jenem von seinem Ueberfluß nur so viel, als nöthig war, um seine Dienste ferner gebrauchen zu können. Mit der zunehmenden Bevölkerung mehrten sich auch die Kriege. Denn so sehr die übrigen Mitglieder der Gesellschaft, welche Eigenthum besaßen, Ursach hatten, die Erhaltung des Friedens zu wünschen: so sehr mußten hingegen diejenigen, welche durch den Krieg mehr gewannen, als verlohren, Veranlassung zum Kriege suchen. Es ist nicht schwer zu errathen, wer diese Personen waren; es waren diejenigen, die nichts (oder wenig und schlechtes Eigenthum) besaßen, und die Anführer im Kriege. Diese, die Ehre und Ansehen und Vermögen im Kriege erwarben, sahen es gern, wenn derselbe oft entstand und lange dauerte. Dadurch gewöhnten sich nicht nur die, welche unter ihrer Anführung stritten, zum Gehorsam gegen sie, sondern auch die übrigen Mitglieder der Gesellschaft fingen an, ihnen mit ausgezeichneter Achtung zu begegnen. Auch fand man es billig, sie nach Endigung des Krieges, zur Belohnung ihrer Tapferkeit, auf Kosten der Gesellschaft zu unterhalten. Dies schon machte ihren Stand beneidenswerth und erweckte Nacheiferung in der Tapferkeit.

Krie-

(Ich citire diese Stelle nach Meiners Grundriß der Geschichte aller Religionen S. 142.

Kriegesglück führt gemeiniglich weiter, als man anfangs dachte. Die Räuberhorde, welche einfiel, um zu plündern; die Nation, welche eine andre bekriegte, um wirkliche oder vorgegebene Beleidigungen zu rächen, begnügte sich nicht immer mit Erreichung ihrer ersten Absicht, sondern die siegende Parthei unterjochte die überwundne völlig. So ging die Freiheit der Besiegten verloren, die selbst bei der großen Ungleichheit des Vermögens noch Statt gefunden hatte.

Es giebt eine dreifache Freiheit: eine physische, eine moralische und eine bürgerliche. Wer die Glieder seines Leibes nach Gefallen bewegen und gebrauchen kann, der ist physisch frei; wer das thun kann, was er für das Beste erkennt, der ist moralisch frei; bürgerlich frei nennt man denjenigen, der nach gerechten und von ihm selbst gebilligten Gesetzen handeln kann, und der nicht von der Willkühr Eines, oder einiger Einzelnen abhängt. Physische Freiheit eines Menschen ohne alle moralische ist der Gesellschaft gefährlich, und muß mehr oder weniger eingeschränkt werden. Ein Verrückter, ein Rasender, ein Dieb verliert mit Recht seine physische Freiheit. Selbst der Genuß der vollkommnen bürgerlichen Freiheit wird durch einen gewissen Grad der moralischen bestimmt. Kinder werden daher nicht eher zum vollen Genuß der bürgerlichen Freiheit gelassen, als bis sie den Gebrauch ihres Verstandes erlangt haben. Die moralische Freiheit gründet sich nämlich blos auf den Verstand. Natur und Uebung macht aber die Menschen in Ansehung der Verstandeskräfte sehr ungleich, folglich sind auch nicht alle Menschen eines gleichen Grades moralischer Freiheit fähig. Wer selbst nicht im Stande ist, das Bessere, das er thun will, oder soll, zu erkennen, der muß es auf Autorität eines Verständigern annehmen und diesem folgen. Er hängt

also in sofern von dem Willen eines andern ab und handelt nicht vollkommen frei *). Blödsinnige können nie frei werden, und ein sehr großer Theil von Menschen erreicht nur eine so niedrige Stufe der Freiheit, daß sie in Vergleichung mit andern, welche höher steigen, in beständiger Knechtschaft bleiben; sie sind, wie ein Weiser des Alterthums sagt, geborne Knechte. Ein Unglück ist es, wenn Menschen, die von der Natur zum Gehorchen bestimmt sind, durch Zufall und äußere sogenannte Glücksumstände in eine Lage gesetzt werden, wo sie befehlen wollen oder sollen. Das Unglück ist um desto größer, je zahlreicher der gehorchende Haufe und je unbedingter der jenen zu leistende Gehorsam ist. In dieser Hinsicht geben die gebornen Knechte in hohen Aemtern dem Menschenfreunde einen traurigen Anblick. Ein König selbst klagt darüber mit folgenden Worten: Es ist ein Unglück, das ich sahe unter der Sonne, nämlich Unverstand, der unter den Gewaltigen gemein ist, daß ein Narr sitzet in großer Würde, und die Reichen (am Verstande, d. i. die Verständigen) hienieden (tief unten) sitzen. Ich sahe Knechte auf Rossen, und Fürsten zu Fuße gehen, wie Knechte. **)

Der Mensch wird aber nicht allein durch Schwäche des Verstandes in seiner moralischen Freiheit beschränkt, sondern sie wird ihm auch durch Leidenschaften und Gewohnheiten ganz geraubt. Diese sind alsdann seine Tyrannen, denen er selbst wider Willen folgt.

Die bürgerliche Freiheit beruhet auf gerechten und die allgemeine Glückseligkeit der Gesellschaft bezweckenden Gesetzen.

*) Einem weisen Knechte muß der Herr dienen. Sirach 10. V. 28.

**) Pred. Salomo, Kap. 10, V. 5 — 7.

setzen. Wo gar keine Gesetze sind, da findet auch keine bürgerliche Freyheit statt, denn da muß sich der Schwächere dem Stärkern unterwerfen und thun was dieser haben will. Wo der Wille Eines, oder einiger Einzelnen den übrigen zum Gesetz dient, da ist keine bürgerliche Freiheit, auch da nicht, wo dieser Wille neben den vorhandenen Gesetzen, oder gar dagegen gesetzliche Kraft hat. Aber auch nicht überall, wo Gesetze sind, ist bürgerliche Freiheit, sondern nur da, wo sie gerecht sind und auf das allgemeine Wohl der Gesellschaft abzwecken. Gerechte Gesetze müssen jedem Mitgliede der Gesellschaft den Genuß seiner natürlichen Rechte sichern und sie keinem zum Vortheil eines andern schmälern. Die natürlichen Rechte des Menschen beziehen sich auf Sicherheit des Lebens, auf Erwerbung und ungestörten Besitz des Eigenthums, auf Stillung des Geschlechtstriebes, wenn die Stimme der Natur dazu einladet, auf Genuß der physischen Freiheit und auf die ungehinderte Befriedigung des Triebes der Seele, Vorstellungen zu empfangen und mitzutheilen. Das allgemeine Wohl der Gesellschaft erfordert aber, daß Niemand diese Rechte zum Schaden Andrer ausübe, und die Gesetze müssen sie also nur mit dieser Einschränkung, verstatten; aber auch nur mit dieser Einschränkung sonst sind sie ungerecht. — Eine solche Ausübung der natürlichen Rechte (und also auch bürgerliche Freiheit) kann bei aller Ungleichheit des Vermögens und der Stände Statt haben.

Der Krieg war es, der den Menschen ihr kostbares Kleinod, die bürgerliche Freiheit, zuerst raubte. Das siegende Heer bemächtigte sich des Eigenthums der Besiegten und zwang sie selbst zu den härtesten Diensten. Dies zog eine ganz neue, von der ursprünglichen sehr verschiedne Staatsverfassung nach sich. Der Anführer der siegenden Parthei sahe sich als Herrn des eroberten Landes an, und ließ sich auch Landesherr nennen. Die Bewohner desselben wurden

seine Unterthanen, seine Sklaven. Die einzigen freien Leute in diesem neuen Staat waren die Eroberer, die von dem Herrn des Landes für ihre Dienste (wie billig!) mit den Besitzungen der Ueberwundnen beschenkt wurden. Den besten und größten Antheil an der Beute bekamen die Tapfersten, die Anführer. Diese behielten auch selbst im Frieden ein über die andern erhabnes Ansehen und gewisse Vorzüge und Vorrechte, die sie sonst nur während des Krieges genossen hatten; mit einem Worte, sie wurden die Edlen des Landes. Das Oberhaupt bediente sich derselben als seiner Vertrauten und Räthe zu den wichtigsten Verrichtungen, und als Unterbefehlshaber mußten sie ihm den Besitz des Landes behaupten helfen. Alle Anordnungen und Anstalten bezogen sich mittelbar oder unmittelbar auf die Erhaltung der einmal erworbenen Vortheile der Sieger, und das nannte man das allgemeine Beste, das Wohl des Staats. Der Landesherr legte den Unterthanen einen willkührlichen Tribut auf; sein Wille war Befehl, dem Niemand ohne Gefahr des Todes widersprechen durfte. In seine Hände floß also das, was die Unterthanen erarbeiteten zusammen, ohne daß er weiter Mühe damit hatte, als es anzunehmen und zu genießen. Es war aber mehr, als er genießen konnte, daher drängte sich ein Schwarm von Müssiggängern hinzu, kroch zu seinen Füßen, und bot sich ihm zu allen Diensten an, für die Erlaubniß, von seinem Ueberfluß mit zehren zu dürfen. Er wählte unter ihnen, und es entstand ein Hof um ihn, der seinen Glanz und seine Macht beträchtlich vermehrte. Diese Glücklichen erhoben ihn dafür bis in den Himmel; ihre Schmeicheleien waren grenzenlos. Sie wetteiferten mit einander, für ihren Herrn und Gebieter, der sie mit sich ohne Arbeit genießen und in Wollust leben ließ, neue Titel und Ehrenbezeugungen zu ersinnen. Nachdem sie alles erschöpft hatten, was die ausschweifendste Phantasie von irrdischer Hoheit erdichten kann,

machten sie ihn zu einem Gott, und baueten ihm Tempel und Altäre. Das arme betrogene Volk staunte, und betete den neuen Götzen an.

Durch Krieg und Eroberung war diese Macht gegründet worden, durch Krieg und Eroberung mußte man sie befestigen und erweitern. Der Mittelpunkt aller Thätigkeit war — das Wohl des Landes? nein — das Wohl des Königs und des Hofes. Da man nun glaubte, daß dies letztere mit dem erstern unvereinbar sey — wie es denn auch nach der damaligen Lage der Sachen nicht anders seyn konnte — so lebten Volk und König in beständiger Spannung, keins traute dem andern recht. Der König brauchte also zur Behauptung seiner sogenannten Rechte eben die Gewalt, wodurch er sie erworben hatte; er unterhielt zu dem Ende ein Kriegsheer, und versicherte sich der Treue desselben durch alle mögliche Mittel. Nichts mußte ihm nun so wichtig und so werth seyn, als das Werkzeug seiner Macht, daher ward der Kriegsstand der erste und vornehmste Stand im Staate.

Die Unterhaltung eines glänzenden Hofs, der in Ueppigkeit schwamm, eines zahlreichen Kriegesheers und einer Menge von Staatsbedienten, die über die eingeführte Ordnung wachen mußte, machten eine Vermehrung der Einkünfte nothwendig, und diese erhielt man durch neue Eroberungen, wozu die Veranlassung leicht gefunden wurde. Eroberungssucht, welche den Geldgeiz und Ehrgeiz der Regenten auf Kosten des Volks befriedigt, ist bis auf wenige Ausnahmen, die allgemeine Leidenschaft derer, die sich mächtig genug fühlen, andre Nationen zu überwältigen. Die Staatsklugheit großer Monarchien, sagt Friedrich II. ist

immer

immer dieselbe gewesen; ihr Hauptgrundsatz ist immer gewesen, alles zu verschlingen, um sich zu vergrößern, und ihre Weisheit hat darin bestanden, den Kunstgriffen ihrer Feinde zuvor zu kommen, und ihr Spiel am feinsten zu treiben *). Wie sehr überhaupt die Gewalt, Krieg zu führen welche die Regenten an sich gezogen haben, gemißbraucht wird, bestätigt die alte und neuere Geschichte. Ein andrer Schriftsteller sagt darüber folgendes:

Die ursprüngliche und wesentliche Bestimmung des Kriegesstandes ist Vertheidigung des gemeinschaftlichen Eigenthums der bürgerlichen Gesellschaft und des Vaterlandes. Dauer und Sicherheit des Genusses ist ein eben so nothwendiges und wesentliches Stück des Wohlstandes und der bürgerlichen Glückseligkeit, als Leichtigkeit und Mannigfaltigkeit des Genusses. Darum vereinigten sich die Menschen bei der ersten Entstehung des gesellschaftlichen Lebens nicht blos zu gegenseitiger Beihülfe in Erwerbung der Bedürfnisse und Bequemlichkeiten, sondern auch zu gemeinschaftlicher Vertheidigung gegen feindliche Gewalt und Beleidigungen. Damals war jeder Bürger auch Krieger, gleichmäßig verpflichtet zur Beschützung, wie zur Beförderung und Vermehrung des gemeinen Wohls. Aber bei zunehmender Ausbreitung der Gesellschaften und bei fortschreitender Kultur wurde es nothwendig, die Geschäfte des Krieges und des Friedens von einander zu trennen, und beide zwischen verschiedene Klassen von Bürgern des Staats zu theilen, damit zu keiner Zeit die Erwerbung des Bedürfnisses um der Sicherheit, noch diese um jener willen vernachlässigt werden, und es weder den Producenten an Schutz, noch den Beschützern des Vaterlandes am Un-

*) Hinterlassene Werke Friedrichs II. sechst. B. S. 32. Vergl. 25 und 26.

Unterhalt gebrechen möchte. So wurde der Kriegesstand von den übrigen Klassen der Gesellschaft gewissermaaßen abgesondert.

Heut zu Tage sind es selten die Rechte und das Eigenthum der Nationen, sondern die wahren oder scheinbaren Rechte der Regenten, um derentwillen Krieg geführt wird; ihn beschließt fast nirgends die Stimme des Volks, sondern das Gutdünken, die Laune oder die Eroberungssucht der Fürsten (oder ihrer Mätressen und Minister), wiewol Vertheidigung des Vaterlandes, nothgedrungner Kampf fürs gemeine Wohl, fast immer zum Vorwand gebraucht werden. — —

Auf nichts werden so große Summen verwendet, als auf den Krieg, und fast nirgends sucht man gleichwol mehr zu ersparen, als an den Mitteln des Unterhalts, der Gesundheit und des künftigen Fortkommens derjenigen, durch welche der Krieg geführt wird. Der Mensch erscheint auch hier als ein Räthsel, und man weiß in der That nicht, welches von beiden befremdender ist, ob der Uebermuth und die Nachlässigkeit derjenigen, welche so wenig für die Werkzeuge ihres Willens und ihrer politischen Größe sorgen; oder die Gutmüthigkeit und Sorglosigkeit der Krieger, welche sich um eines, ihnen fremden Interesse willen aus Menschen zu Maschinen umformen und allen Gefahren blosstellen lassen, um während ihrer Dienstjahre kümmerlich unterhalten, und dann, wenn sie Gesundheit und Kräfte zugesetzt haben, dem hülflosen Elende und der Armuth preiß gegeben zu werden *).

*) Handbuch zur militärischen Arzneikunde, nach dem Plane eines engl. Werks von Hamilton. Leipzig bei Weygand 1790. Th. I. S. 3 u. 5.

Der

Der Krieg, dies nothwendige Uebel, gebar also zuerst den Despotismus, der sich über alle Gesetze erhebt, und Menschenrechte mit Füßen tritt; er gebar das Lehnssystem, er machte aus Freigebornen Sklaven. „Das alte Lehnssystem, welches vor einigen Jahrhunderten in Europa beinahe allgemein war, hatte seinen Ursprung von den Eroberungen der Barbaren. Der Feldherr, der eine Horde führte, machte sich zum Suverän des eroberten Landes, und vertheilte die Provinzen unter seine vornehmsten Offiziere; diese waren zwar dem Suverän unterworfen und mußten Truppen stellen, wenn er sie forderte; da aber manche von diesen Vasallen so mächtig, als ihr Oberhaupt, wurden, so entstanden Staaten im Staate. Dies war eine Quelle von Bürgerkriegen, deren Folge das Elend der ganzen Gesellschaft war. In Deutschland haben sich diese Vasallen unabhängig gemacht; in Frankreich, England und Spanien sind sie unterdrückt worden. Das einzige Bild von dieser abscheulichen Regierungsform ist uns noch in der Republik Polen übrig"*).

Da, wo das Volk kultivirter und die Sitten milder wurden, verwandelte sich der Despotismus in die absolute monarchische Regierungsform, welche den Regenten zwar an Gesetze zu binden verspricht, aber ihm doch die Freiheit läßt, sie nur in so weit zu beobachten, als er es für dienlich findet.

Die vielen Bedrückungen des Volks in despotischen und monarchischen Staaten veranlaßten Empörungen und mancherlei Veränderungen der Regierungform, z. B. eingeschränkte Monarchien, Wahlreiche, Republiken, die dann wie-

*) Hinterlassene Werke Friedrich II. sechst. Band, S. 55 ꝛc.

wiederum entweder oligarchisch, oder aristokratisch, oder demokratisch sind.

Man hat schon längst die Frage aufgeworfen, welche von allen diesen Staatsverfassungen die beste sey? Die Frage ist wichtig, denn sie betrift nichts Geringers, als die Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts. „Durch die Einrichtungen und Verfassungen der Staaten werden die Rechte der Menschen entweder beschützt oder verletzt; die Menschen selbst entweder in die Verhältnisse der Gleichheit unter einander, oder in das Verhältniß von Herren und Sklaven gesetzt; ihre Verbrechen entweder verhindert, oder autorisirt: ihre Sitten entweder verbessert oder verderbt. Die Einrichtungen der Staaten haben immer die Folge, daß sie entweder die Güter, die der Mensch besitzt, oder die Uebel, die ihn drücken, vergrößern. — — Diejenigen Staatsverfassungen, welche die ursprüngliche Gleichheit (des Rechts) der Menschen erhalten, den Geist der Bürger mit der Ausübung öffentlicher Pflichten beschäftigen, die Menschen lehren, den Rang nach dem Unterschiede persönlicher Eigenschaften zu bestimmen, gereichen zur Erhaltung und Uebung der Tugend. Verfassungen im Gegentheil, durch welche die Menschen ihrer Rechte beraubt, oder durch welche ihre Besitzungen von der Willkühr ihrer Obern abhängig gemacht werden; Verfassungen, bei welchen sie so betrachtet werden, als ließen sie sich nur durch Zwang und die Furcht vor Strafe regieren, haben die Wirkung, in dem Suverain Tyrannei und Uebermuth, in den Unterthanen einen sklavischen Geist und Niederträchtigkeit hervorzubringen; jedes Gesicht mit Blässe zu bedecken, und jedes Herz mit Muthlosigkeit und Eifersucht zu erfüllen. Die größte und sich am weitesten erstreckende Wohlthat, welche einzelne Menschen ihrem Geschlecht erweisen können, ist die Errichtung oder Erhaltung weiser Staatsverfassungen, und

die

die größte Beleidigung, die boshafte Menschen ihm zufügen können, ist, solche Verfassungen über den Haufen zu werfen oder zu verderben" *).

Es ist Pflicht und Beruf eines jeden aufgeklärten Menschenfreundes, sein Urtheil freimüthig und bescheiden über diese Materie zu äußern, nicht, um Empörungen des Volks und gewaltsame Staatsveränderungen zu bewirken, sondern um allmählig heilsame Verbesserungen vorzubereiten, und die Staatsverfassungen ihrem eigentlichen Endzweck immer näher zu bringen. Gewaltsame Revolutionen sind ohnehin nicht der Weg, auf welchem dieser Endzweck sicher erreicht wird, wie die Geschichte aller Zeiten lehrt. Auch unsre jetzige Staatsverfassungen sind ursprünglich ein Werk der Gewalt, und tragen — mehr oder weniger — Spuren ihres barbarischen Ursprungs an sich, welche aber nach und nach durch die Hand der Weisheit ausgetilgt werden können **). Gewöhnlich haben bei Revolutionen solche Personen ihre Hände mit im Spiel, denen es um nichts weniger, als um das allgemeine Wohl zu thun ist. So lange sie selbst sich (auf Kosten Andrer) wohl befinden, überstimmen sie durch laute Schmeicheleien und hochtönende Lobpreisungen der Regenten die stillen Seufzer des gedrückten Volks, das selten Sprecher hat, weil es nicht mit Adels-Diplomen, mit allergnädigsten Handbillets, mit goldnen Medaillen und fetten Pfründen lohnen kann. Diese Leute sind

*) Fergusons Grundsätze der Moralphilosophie, übersetzt von Garve. S. 282, 284.

**) Amerika scheint hievon die erste Ausnahme zu machen. Einige kleinere Staaten und Freistädte, vornehmlich in Deutschland, gehören auch noch zu den glücklichen Ausnahmen, die aber ihr Glück keiner Revolution verdanken.

sind es, welche von einer fehlerhaften Regierungsform den meisten Vortheil ziehen und dieselbe aus allen Kräften unterstützen. Sie überreden die Regenten, willkührlich herrschen und über die Gesetze erhaben seyn, das sey der wesentliche Vorzug ihrer Würde, indem sie wohl wissen, daß unter einer solchen Regierung sie selbst, wenn sie mit der Macht und Autorität des Regenten bekleidet werden, am besten ihre Herrschsucht und ihren Geiz befriedigen können. Glauben sie aber, von Seiten der Regierung in ihren vermeinten Rechten eingeschränkt zu seyn, so steht kein Thron so fest, den sie nicht zu erschüttern und umzustürzen wagen. Oft ist es ihnen auch gelungen; allein was gewann das Volk dadurch? Die Herren wurden geändert, die Herrschaft nicht.

Unter denen, die bei Staatsveränderungen von jeher eine wichtige Rolle spielten, zeichnen sich vornehmlich die Priester aus. Wir haben schon oben den Ursprung des Priesterthums angeführt und gesehen, wie die kindische Vorstellung ungebildeter Menschen von der Versöhnung der Gottheit durch Geschenke und Opfer die erste Veranlassung dazu gab. Als den Priestern dies Geschäft, die Götter zu gewinnen und zu versöhnen, ausschließlich übertragen worden war, so fanden sie bald, wie viel Vortheile sich hieraus ziehen ließen. Das Amt selbst, welches sie gleichsam zu Vermittlern zwischen der Gottheit und den übrigen Menschen machte, hüllete sie in einen Schein von Heiligkeit; man fing mit der Zeit an, sie als bessre Menschen zu betrachten, die allein würdig wären, sich der Gottheit zu nähern, u. s. w. Dies Vorurtheil benutzten sie treflich; sie sonderten sich von dem gemeinen Haufen durch eine in die Augen fallende Kleidung und Lebensart ab, sie vermischten sich mit demselben nicht durch Heirathen, rühmten sich eines vertrauten Umgangs mit den Göttern und göttlicher Offen-

barungen und baueten nach gerade ein System von Lehren und Geheimnissen, wovon sie den Ungeweiheten nur so viel entdeckten, als sie für gut hielten. Am meisten beförderte das unsichtbare Reich der Schatten, die Vorstellung vom Zustande nach dem Tode, ihre weit aussehenden Entwürfe. Hier hatten sie ein freies Feld zu dichten, denn Niemand konnte und durfte sie Lügen strafen; Götter hatten's ihnen offenbaret, wer wagte es, daran zu zweifeln? Himmel und Hölle wurden jetzt die einträglichsten Artikel ihres Lehrgebäudes, denn sie eigneten sich die Macht zu, beide nach Gefallen öffnen und schließen zu können, und nun war ihre Gewalt ohne Gränzen; selbst Könige erzitterten davor und beugten ihren Nacken unter das Joch der allmächtigen Priester, um nicht ewig verdammt zu werden. — Die bequeme Muße, die sie bei ihrem Amte hatten, setzte sie in den Stand, die Natur zu studiren und sich mehr Kenntnisse zu erwerben, als Andre. Diese Kenntnisse hielten sie geheim und wachten eifersüchtig darüber, daß sie nicht gemein wurden. Sie wußten wohl, daß ihr Ansehen und ihre Gewalt nur auf der Unwissenheit der Uebrigen beruhe, daher waren sie von jeher Feinde des Lichts und der Aufklärung. Alle wichtigen Geschäfte, wozu Gelehrsamkeit und Bildung des Verstandes erfordert wird, vereinigten sich in dem Orden der Priester; sie waren Aerzte, Richter des Volks und Rathgeber der Fürsten. Ihre Geschicklichkeit, die sie in sichtbaren Dingen zeigten, vermehrte das Vertrauen zu ihrer Einsicht in das Unsichtbare. So wurden sie dem Volke, wie den Regenten, wichtig und ihr Einfluß entschied das Schicksals des Staats. Sie setzten Könige ein und ab und schwangen sich nicht selten selbst auf den Thron; ja in einigen Ländern errichteten sie eigne Reiche und machten Priester-Regiment zum Grundgesetz. Wer kennt nicht in dieser Hinsicht die Staatsverfassungen der alten Egypter, Chaldäer und Perser? das Hoheprieſterthum

der

der Juden? die mehr als königliche Gewalt der Druiden bei den Celtischen Völkern, welche die gesetzgebende, richterliche und vollziehende Gewalt in sich vereinigten?

Nirgends waren neben den Priestern auch Prediger, oder Religionslehrer, als bei den Juden. Diese, bekannt unter dem Namen der Propheten, eiferten unablässig gegen das Betragen der Priester und gegen die, alle Sittlichkeit zerstörende Idee von der Gewinnung der Gottheit durch Opfer, wurden aber dafür von ihnen mit tödtlichem Haß verfolgt (Apost. Gesch. 7. V. 52). Endlich erschien Christus, der ihre schändlichen Grundsätze — nämlich willkührliche Ausspendung der Seligkeit, als von Beobachtung äußerer Gebräuche abhängig, und eben so willkührliche Verstoßung in die Hölle, nebst ähnlichen Lehren — mit mehr Freimüthigkeit aufdeckte, als keiner der vorigen Propheten. Da er die gänzliche Vertilgung dieses, der Vervollkommnung des Menschengeschlechts so nachtheiligen Ordens zur Absicht hatte, so war es ihm auch hauptsächlich darum zu thun, die Grundlage des Priesterthums, die Lehre von der Versöhnung einer erzürnten Gottheit durch Opfer nieder zu reissen, und statt der lichtscheuen Priester, aufklärende Prediger seiner würdigern Religionslehren einzuführen. Jenes suchte er dadurch zu bewirken, daß er sich selbst, als das vollkommenste und letzte Opfer, welches zur Aussöhnung Gottes nöthig wäre, vorstellte, indem er seinen Tod vorher sagte; dieses, durch Unterricht und Mittheilung seines erhabnen Plans an einige menschenfreundliche Männer, die er zu Lehrern einweihete und ihnen die weitere Ausbreitung seiner Religion dringend anempfahl. Allein der alte Sauerteig, die Vorstellung von der Nothwendigkeit der Opfer und anderer Cerimonien zur Seligkeit — eine Vorstellung, welche der natürlichen Neigung des Menschen, sein Herz selbst zu bessern, so günstig ist — blieb noch hin und wie-

der, und die schlauen Priester wußten sie sogar auf die neue christliche Lehre geschickt einzuimpfen. Vergebens warnten die Apostel das schon für das Christenthum gewonnene Volk, sich nicht wiederum in das knechtische Joch (der Priester) fangen zu lassen (Ep. an die Galater, Kap. 5, V. 1.); vergebens riefen sie ihm zu: Werdet nicht der Menschen Knechte *)! Die Priester siegten; unermüdet arbeiteten sie daran, das Volk wieder in Aberglauben und Finsterniß, wobei sie selbst sich so wohl befunden hatten, zurück zu führen, und da sie in diesen menschenfeindlichen Bemühungen von den meisten Regenten unterstützt wurden — denn Despotismus und Priesterthum waren von jeher immer getreue Bundesgenossen (N. Deutsch. Merkur, Jahrg. 93. St. 1. S. 17.); so war es nicht zu verwundern, daß sie ihren Zweck vollkommen erreichten. Mitten unter den Christen erwuchs also ein hierarchisches Ungeheuer und hob sein stolzes Haupt empor, wie unter den Juden und Heiden, und wenn die europäischen Priester es noch nicht so weit gebracht haben, wie Se. Heiligkeit in Tibet, so liegt es wahrlich nicht an ihrem guten Willen. Ich sage jetzt nichts von der beständigen Thätigkeit derselben zur Erhaltung des Reichs der Finsterniß, von ihrer Einmischung in Staatsangelegenheiten und Welthändel, von ihrem Einfluß auf Revolutionen u. d. m.; das alles ist weltkundig und liegt am Tage. Hier war es genug zu zeigen, welche Hindernisse von diesem immer wirksamen Orden der Veredlung des Menschengeschlechts entgegengesetzt werden.

Wir gingen von der Frage aus, welches die beste, d. i. zweckmäßigste Regierungsform sey. Die meisten Stimmen ent-

*) Ueber diesen Text (1. Corinth. 7, 23) lese man die herrliche Predigt von Zollikofer.

entscheiden für die erbliche Monarchie und ich trage kein Bedenken, dieser Entscheidung unter gewissen Voraussetzungen beizutreten. Jedoch haben zwei Monarchen, wovon der eine sogar uneingeschränkter Despot war, eben nicht sehr günstige Urtheile über diese Form geäußert. „Was die eigentliche monarchische Regierungsform betrift, so ist sie die schlimste, oder die beste von allen, je nachdem sie verwaltet wird." — „Die schlechte Verwaltung der monarchischen Regierungsform rührt von mehrern verschiednen Ursachen her, die ihre Quelle im Charakter des Regenten haben." Hinterl. Werke Friedrichs II. sechst. B. S. 56 und 57. — „Und mich verdroß alle meine Arbeit, die ich unter der Sonne hatte, daß ich dieselbe einem Menschen lassen müßte, der nach mir (König) seyn sollte. Denn wer weiß, ob er weise, oder toll seyn wird? und soll doch herrschen in aller meiner Arbeit, die ich weislich gethan habe unter der Sonne." Pred. Salom. Kap. 2, V. 18. 19.

Was kann man dagegen sagen? Die Erfahrung bestätigt es leider, daß ein unfähiger und unweiser Regent in kurzer Zeit alles Gute wieder einreißt, was vor ihm mühsam gebauet war, und — was noch betrübter ist — es gibt nach dem natürlichen Lauf der Dinge mehr unweise, als weise Regenten. Ein gutes Herz ist zwar eine sehr schätzbare und auch nothwendige Eigenschaft eines Regenten; aber ohne einen aufgeklärten Verstand wird es dem Wohl des Landes gefährlich. Schlaue, in der Verstellungskunst geübte Bösewichter bemächtigen sich desselben und mißbrauchen es zu ihren schändlichen Absichten. Wenn man bedenkt, wie schwer es schon im Privatstande ist, durch Bildung des Verstandes und Herzens ein guter Mensch zu werden; so kann man leicht begreifen, daß diese Schwierigkeit bei einem Regenten noch ungleich größer seyn muß, weil

mehrere von denen, die ihn umgeben, sich auf alle Weise bemühen, seinen Charakter zu verderben.

Ist aber nun darum die republikanische Regierungsform besser, welche die Gewalt unter Mehrere vertheilt? Die Geschichte verneint, nach der bisherigen Erfahrung, diese Frage. Alle die verschiednen Formen, welche man nach und nach eingeführt hat, haben ihre Mängel, und es ist nichts Vollkommnes hier, so wie überall, zu erwarten. Allein diese Betrachtung soll uns nicht niederschlagen, sie darf uns nicht abhalten, nach dem Bessern zu streben, wenn wir auch das Feste nie erreichen können. Der Grundsatz einiger Regierungen, nach welchem sie glauben, daß die vor Jahrhunderten gewählte Form und Einrichtung stets unverändert beibehalten werden müsse, ist die Quelle gewaltsamer Revolutionen. Eine Staatsverfassung kann nur so lange bestehen, als die Nation — der größere oder stärkere Theil derselben — es will; und sie wird es so lange wollen, als sie sich glücklich, oder auch nur erträglich dabei befindet. Ein noch ungebildetes Volk erträgt eine fehlerhafte Staats-einrichtung leichter, als eine kultivirte Nation; ja, eine Verfassung, welche der letztern angemessen ist, paßt nicht einmal für die erstere. Der Charakter eines Volks und der Charakter der Regierung wirken gegenseitig auf einander, wie Leib und Seele. Aber wenn der Despotismus aus rohen unschlachtigen Naturmenschen gehorsame Sklaven macht; so bleiben sie nicht immer dieselben, sondern es bildet sich — wiewol unmerklich und langsam und anfangs nur in einigen feinern Seelen — eine edlere freiere Denk-art. Diese Verändrung, die keines Menschen Macht ganz aufhalten kann, macht auch eine allmählige Veränderung der Staatsverfassung nothwendig. Hält diese mit jener nicht gleichen Schritt, so erfolgt endlich, was in diesem Fall nach den Gesetzen der Natur erfolgen muß, eine

plötz-

plötzliche Umstürzung. Diese Wahrheit, welche die Geschichte aller Reiche lehrt, empfand Friedrich II. so lebhaft, daß er die Revolutionen zu den unvermeidlichen Begebenheiten zählt, die mit in den Plan der Natur gehören. Unvermeidlich sind sie jedoch wol nur, wie Kriege und viele andre Uebel, durch eigne Schuld der Menschen, denn wenn die Ursachen derselben gehoben werden, so müssen sie selbst, als die Wirkungen, auch wegfallen. Und diese Ursachen lassen sich leicht entdecken, wenn man die Geschichte zu Rathe zieht.

Der Grund des Uebels, welches viele bürgerliche Gesellschaften drückt und Revolutionen herbeiführt, liegt nämlich in dem Mangel guter Gesetze, denen alle Mitglieder ohne Unterschied gehorchen müssen. Je mehr in einem Staate der Willkühr und der Gewalt überlassen ist; desto schlechter ist seine Verfassung und so im Gegentheil, die Form mag übrigens monarchisch, oder republikanisch seyn. Unglücklicherweise haben die Völker, welche sich eine bessre Staatsverfassung zu geben gedachten, mehrentheils nur die Form geändert. Allein diese (den Despotismus ausgenommen, der hier gar nicht in Betrachtung komt) ist ziemlich gleichgültig und man kann, meines Erachtens, den Streit über die beste Regierungsform ganz bei Seite setzen. Wir haben uneingeschränkte Monarchien, die zu Zeiten nach den vortreflichsten Grundsätzen regiert werden, wie z. B. Dänemark in unsern Tagen sich diesen Ruhm erwirbt; aber wer steht dafür, daß nicht in der Folge einmal die Scene sich wieder ändert? Und so ruhet denn das Glück einer ganzen Nation auf sehr schwachen Stützen. Soll sie aber darum die Regierungsform umstürzen und eine andre, eine aristokratische, oder demokratische, einführen? Davor warnen sie alte und neue Beispiele von Aristokratien und Demo-

kratien, in welchen der Geist des Despotismus oft ärger würdet, als in Monarchien. Nein! es bedarf keiner gewaltsamen Revolution, keiner gänzlichen Umkehrung aller bürgerlichen Ordnung, um das Glück der Völker fest zu gründen und von dem Leben einzelner Personen unabhängig zu machen. Menschen sind sterblich, aber das menschliche Geschlecht ist unsterblich, sagt Vater Homer. Die guten Regenten, deren Deutschland jetzt mehrere zählt, werden dies bedenken, und das glückliche Loos ihrer Mitbürger, welches sie unter ihrem sanften Hirtenstabe genießen, durch Einführung heiliger Gesetze sichern, die keiner ihrer Nachfolger, oder vielmehr ihrer bösen Rathgeber, ungeahndet antasten und durch willkührliche Befehle umstoßen darf. Willkührliche Gewalt blendet zwar, aber frommet nie; sie ist ein scharfes zweischneidiges Schwerdt, womit sich der, welcher es nicht recht geschickt zu führen weiß, selbst tödtlich verwundet. Hätte Ludwig XV. dies gefährliche Schwerdt bei seinem Leben zerbrochen und in den tiefsten Abgrund geworfen, sein unglücklicher Enkel säße noch auf dem Throne seiner Väter in Frieden. Böse Rathgeber sind es, wie die, denen Rehabeam zu seinem Schaden gehorchte (1. B. der Könige, K. 2.), welche das Gegentheil um ihres schändlichen Eigennutzes willen sagen, denn sie haben den größten Vortheil von der willkührlichen Gewalt, und der, unter dessen Namen sie ausgeübt wird, ladet den meisten Haß auf sich. Ein Gesetzbuch, wie das preußische, von der Nation selbst anerkannt und gebilligt, das ist das einzige Mittel, welches Staatsverfassungen und das Wohl der Bürger auf einen festen Fuß stellen kann.

Da wir oben den Ursprung und den eigentlichen Zweck der bürgerlichen Gesellschaften kennen gelernt haben, so wird es nicht schwer seyn, zu entscheiden, welche Staatsverfassung gut sey, d. i. welche dem Zweck ihrer ursprünglichen Errichtung nahe komme. Die natürliche Ungleichheit der Menschen an Kräften des Leibes und der Seele war eine der ersten Ursachen dieser Vereinigung; der Stärkere sollte nicht mehr den Schwächern und der Listige den Einfältigen unterdrücken, folglich sollte der Misbrauch der natürlichen Ungleichheit durch Gesetze einer bürgerlichen Gleichheit verhindert werden. In dem Staate selbst entsprang aus der Einrichtung desselben eine nothwendige und unabänderliche Ungleichheit des Standes und des Vermögens. Auch von dieser nothwendigen Ungleichheit sollten Gesetze den Misbrauch verhüten. Wenn also Jemand seine Stärke, seine Geistesfähigkeit, oder die Gewalt, welche ihm Stand und Vermögen geben, zum Schaden und zur Unterdrückung Andrer anwendet, so muß das Gesetz der Gleichheit dem Unterdrückten gegen den Unterdrücker beistehn. Begünstigt nun aber eine Staatsverfassung mittelbar, oder unmittelbar einen solchen Misbrauch der Ungleichheit, so ist sie schlecht und kann nicht von langer Dauer seyn. Denn Sicherheit des Lebens und des Eigenthums gegen Gewaltthätigkeiten ist die Grundlage jedes wohlgeordneten Staats.

Bei einer guten Staatsverfassung muß Jeder, der arbeiten kann und will, sich sein hinreichendes Auskommen erwerben können. Wenn dies auch keine ausdrückliche Bedingung der Mitglieder, die sich anfangs in eine Gesellschaft vereinigten, gewesen ist, so fließt es doch ganz natürlich aus dem Begriff eines Staats, welchen man überhaupt in der Absicht errichtet hat, um in demselben ein leichteres und angenehmeres Daseyn zu genießen, als

man außer demselben haben kann. Es ist dies allerdings eine der schwersten, aber auch eine der nothwendigsten Pflichten des Staats, dafür zu sorgen, daß alle Mitglieder sich physisch wohl befinden können, denn ohne physisches Wohlseyn ist Veredlung der Menschennatur unmöglich. Eine zahlreiche Klasse von Menschen lebt aber fast in den meisten Staaten so kümmerlich, daß sie bei aller Anstrengung und Arbeit, ihres Daseyns nicht froh wird. Kaum ist ein Einzelner im Stande, sich selbst die ersten Bedürfnisse des Lebens zu verschaffen, geschweige daß er damit eine Familie sollte versorgen können, und doch gehört auch die Ehe mit zu einem angenehmen Lebensgenuß, worauf ein Jeder Anspruch zu machen berechtigt ist *). Was soll und kann nun aber der Staat dabei thun? — Es würde ein eignes Buch nöthig seyn, wenn man diese Materie ausführen wollte (welches auch schon von andern gründlich geschehen ist); hier also nur die Hauptpunkte: Billige Auflagen, gerechte Vertheilung derselben und Beförderung der Industrie, wodurch Vermehrung

*) In dem Kriegsreglement eines gewissen christlichen Staats wird den gemeinen Soldaten das Heirathen geradehin untersagt, zugleich aber auch jede Ausschweifung unter Androhung schwerer Strafe verboten. Welche Gesetzgebung! — Die ärmern Volksklassen, die nicht in Diensten Andrer stehen, dürfen nun zwar wol heirathen; allein bei Vielen ist von dem Zeitpunkte an, da mehrere Früchte der ehelichen Liebe erscheinen, alle Freude des Lebens dahin, und der Tag der Ankunft eines jungen Weltbürgers ist ihnen oft ein Tag des Trauerns und Wehklagens. Der menschenfreundliche Arzt, Hofrath Junq, erzählt in einem Stücke des Volkslehrers (einer von ihm ehemals herausgegebenen Monatsschrift), daß er bei seiner Praxi in den Gegenden des Rheins vielfältig die Erfahrung gemacht habe, daß Eheleute wegen großer Armuth die Fruchtbarkeit der Ehe absichtlich, zum Ruin ihrer Gesundheit, verhindert hätten!

rung der Volksmenge einem Lande erst wohlthätig wird. „Die gleiche Vertheilung der Auflagen ist so nothwendig, daß es ein unverzeihlicher Fehler seyn würde, wenn die schlechte Vertheilung der Abgaben den Ackerbauer von seiner Land-arbeit abschreckte; dieser muß vielmehr nach Bestreitung seiner Lasten, noch mit seiner Familie in gewissem Wohlstande leben können.“ Hinterl. W. Friedrichs II. sechsst. B. S. 67. Wie es mit dieser gleichen, dem Vermögen der Einzelnen angemessenen Vertheilung in manchen Ländern steht, ist bekannt. Unglaublich ist die Verblendung einiger Leute, die hiebei interessirt sind, wenn es darauf ankommt, ein richtiges Urtheil darüber zu fällen. In dieser Hinsicht war mir eine Stelle in der Berliner Monatsschrift (Febr. 93. S. 189. Anmerk.) merkwürdig, wo zu dem — freilich auch nicht ganz billigen — Vorschlage des Cambon, daß nur die Reichen zu den Staatslasten beisteuern, die arbeitsame und dürftige (jetzt regierende) Klasse aber ganz davon befreiet seyn soll, folgende Note gemacht wird: Alles soll unter der Verwaltung derjenigen Menschen stehen, welche nichts zahlen!! Der, welcher diese Note schrieb, bedachte in dem Augenblick nicht, daß ja eben dies gegenwärtig auch in allen — so viel ich weiß — Despotien, Monarchien und Republiken der Fall ist; Alles steht ja unter der Verwaltung derjenigen, welche nichts, oder vergleichungsweise so viel als nichts, zahlen! —

In Betracht der Bevölkerung galt sonst die Staatsmaxime: je mehr Volk ein Land hat, desto mächtiger, desto glücklicher ist es. Die Regierung muß also dahin sehen, daß die Bevölkerung immer höher steigt. Wenn dies letztere so viel heißt, als: sie muß dahin sehen, daß sich recht viel Menschen im Lande nähren und wohl befinden können; so ist es eine sehr weise und menschenfreundliche Maxime.

me. Denn ein starker Bienenschwarm ist weit muntrer, thätiger und — was die Hauptsache für den Besitzer ist — bringt mehr ein, als ein schwacher. Offenbar hat ein volkreiches Land, dessen Bewohner alle, so weit dies von äussern Umständen abhängt, physisch glücklich sind, einen grossen Vorzug vor einem volk-armen Lande. Allein diese Sorge für das Wohlseyn der Menge scheint in einigen Staaten der geringste Kummer der Regierungen zu seyn. Vermehrung der Menschen ist ihnen Vermehrung der Staats-einkünfte, und selbst der Bettler erhöhet wenigstens den Ertrag der Accise; viel Menschen geben viel Soldaten, und viel Soldaten bringen auch Geld, denn u. s. w.; je mehr Menschen, desto wohlfeiler kann man sie haben, desto tiefer kann man sie erniedrigen und für eine Kleinigkeit viele und wichtige Dienste von ihnen erzwingen. So philosophirt die falsche Politik, deswegen begünstigt man — obgleich zuweilen auf eine sehr verkehrte Art — die Bevölkerung, deswegen verbietet und erschwert man die Auswanderungen der armen Unglücklichen, die sich einen bessern Wohnsitz suchen wollen. Alle dergleichen schädliche Maximen entspringen aus dem Vorurtheil, wovon man sich nicht losmachen kann, oder wonach man wenigstens handelt, als ob die Menschen um des Staats willen, als ob sie ein Eigenthum der Regenten wären. In der That werden sie auch noch jetzt häufig so angesehen und behandelt; man verkauft, verschenkt, vertauscht und vererbt sie nach Gefallen. Wer weiß nicht, daß in Pohlen und Rußland der Werth der Güter allgemein und öffentlich nach der Zahl der Bauern taxirt wird, indem man jeden Bauer jährlich ungefähr zu vier bis fünf Rubel anschlägt, so wie wir den Ertrag einer Kuh, eines Ochsen ꝛc. zu berechnen pflegen? Daher lieset man öfters in den Zeitungen: Ih. Majestät die Kaiserin, haben dem General N. N. für seine wichtigen Dienste so und so viel tausend Bauern zu schenken geruhet. Und in Pohlen verspielt und

ver-

vertrinkt der Edelmann seine Bauern, wenn er kein baares Geld mehr hat, ja, von einem Magnaten, der ein Liebhaber der Jagd war, erzählt man, daß er einst eine Koppel Bauern für eine Koppel schöner Jagdhunde vertauscht habe.

Wenn es anderswo feiner hergeht, als in jenen barbarischen Reichen, so ist es im Grunde nicht allemal besser. In Böhmen that man vor etlichen Jahren den ökonomischen Vorschlag, statt der Ochsen und Pferde, ganz allein Menschen zur Bestellung der Aecker zu gebrauchen, weil diese nicht so viel kosteten, als jene. Der Versuch wurde wirklich von einem Gutsbesitzer gemacht. Da dieser aber fand, daß eine Anzahl Menschen nicht so viel arbeiten könne, als eine gleiche Anzahl Ochsen oder Pferde, und also kein Profit bei diesem Wechsel sey, so unterblieb diese wichtige ökonomische Reform. Seht da die Folgen des Ueberflusses an Menschen und des Mangels an Nahrungsquellen für dieselben! An sich betrachtet kann der Fall einer Uebervölkerung da nicht leicht eintreten, wo Industrie genug herrscht, und die Volksmenge bleibt ein sichrer Maaßstab der Kultur und der Güte der Staatsverfassung. Aber wenn in einem Lande eine beträchtliche Menge Menschen durch Arbeit kaum die nothwendigsten Bedürfnisse erringen kann, so entstehen die nämlichen Folgen, welche die wahre Uebervölkerung nach sich zieht: Auswanderungen, oder immer tieferes Herabsinken dieser Elenden zur thierischen Gleichgültigkeit gegen Menschenwürde. Um ihr unglückliches Leben von einem Tage zum andern zu fristen, verachten sie nicht, sich den Thieren gleich setzen zu lassen, über welche sie doch Herren seyn sollten; sie lassen sich mit dem Zugvieh zusammenjochen und ziehen mit diesem gemeinschaftlich (wie z. B. in Tyrol) belastete Wagen. Ist es erst so weit gekommen, so scheint es freilich Großmuth und Menschenliebe, wenn man Arbeiten,

ten, die durch Thiere, oder Maschinen geschehen können, von seinen dürftigen Mitbrüdern thun läßt. Allein der wahre Vortheil des Staats, so wie das Beste der Menschheit erfordern es, daß Menschenkräfte auf eine würdigere Art benutzt werden. Jeder gute Oekonom sorgt jetzt für die Veredlung seiner Hausthiere, und er findet, daß wenige und gute ihm mehr Nutzen bringen, als viele und schlechte. So auch veredelte Menschen; sie sind nicht nur selbst glücklicher, sondern sie können auch besser gebraucht werden, als jene zum Vieh herabgewürdigten Sklaven. Alles, was durch Thiere und Maschinen eben so gut verrichtet werden kann, als durch Menschen, das soll auch durch jene und nicht durch diese geschehen. In alten Zeiten wurde das Getreide mühsam von Menschenhänden gemahlen; jetzt haben wir Wind und Wasser zu diesem Dienst. Wollten wir die erstere Methode wieder einführen, so würden zwar mehr Menschen von diesem Nahrungszweige leben können, als jetzt; aber wäre es auch Gewinn für die Menschheit? wäre es auch nur von der ökonomischen Seite betrachtet, rathsam? Und doch hörte man vor nicht gar langer Zeit noch dieselben Klagen über die Erfindung und den Gebrauch nützlicher Maschinen, daß sie eine Menge Menschen außer Brod setzten und die Bevölkerung hinderten. Diese Klagen sind ungegründet, wie die Erfahrung lehrt. Man denke nur an die so stark bevölkerten Gegenden in den Herzogthümern Jülich und Berg, wo Maschinen befindlich sind, die vielleicht außer England nicht angetroffen werden, z. B. in Elberfeld die Schnürband-fabrik, welche blos durch zwei Mägde besorgt wird und stündlich tausend Ellen Schnürband webt. —

Einen andern scheinbaren Einwurf wider die Möglichkeit, daß sich alle in einem Staate physisch wohl befinden können, nimmt man von der Nothwendigkeit der

Fa-

Fabriken und Manufakturen und von der Concurrenz der Handelswaaren her. Eine Fabrik, sagt man, kann nur bei wohlfeilen Preisen der Waaren bestehen; sie kann aber die Waaren nicht wohlfeil liefern, wenn sie nicht Menschen hat, die für einen geringen Lohn arbeiten, Menschen arbeiten nur dann für einen geringen Lohn, wenn die Noth sie dazu treibt, folglich u. s. w. Mit ähnlichen Gründen bewies man auch die Nothwendigkeit des Sklavenhandels, und doch fängt man nunmehr an, die Schändlichkeit desselben einzusehen und zu verabscheuen und ihn entbehrlich zu finden. So wird auch gewiß eine Zeit kommen, wo jenes Raisonnement allgemein für seicht anerkannt, und als die Menschheit entehrend verworfen werden wird. Alsdann wird man auch die geringsten Dienste, die ein Mensch verrichtet, so lohnen, daß er nicht nur leben, sondern auch seines Lebens froh werden kann. So wie die Noth die Armen jetzt zwingt, sich für ein Spottgeld zu allem gebrauchen zu lassen; so muß die Noth sie wiederum zwingen, ihre Fähigkeiten besser, wie bisher, auszubilden und mit ihren Kräften besser zu wuchern und dies wird geschehen, wenn man ihrer zu so viel niedrigen Verrichtungen nicht mehr bedarf. Was soll z. B. der Dreschер thun, wenn die Dresch-maschinen eben so allgemein, wie die Wind- und Wassermühlen eingeführt sind? oder die Spinnerinnen, wenn Spinn-maschinen gemein werden?

Endlich ist es auch noch ein Kennzeichen einer guten Staatsverfassung, wenn Meinungen frei und öffentlich geäußert, und nur mit Gründen bestritten werden dürfen. Ein Staat, der nach falschen Grundsätzen regiert wird, und dessen Verweser kein gutes Gewissen haben, nur ein solcher Staat hat Ursach, die öffentlichen Meinungen zu fürchten und die Außerung derselben einem Zwange zu unterwerfen. „Wenn man bis zu dem Ursprung der Gesellschaft

schaft hinaufsteigt, so ist es einleuchtend genug, daß der Regent schlechterdings kein Recht über die Meinungen der Bürger habe. Müßte man nicht wahnsinnig seyn, wenn man sich vorstellen wollte, daß Menschen zu einem ihres Gleichen gesagt hätten: wir erheben dich über uns, weil wir gern Sklaven seyn wollen, und wir geben dir die Macht, unsere Gedanken nach deiner Willkühr zu lenken?" Hinterlassene Werke Friedrichs II. sechsst. B. S. 72.

Ich kann diesen Abschnitt nicht schließen, ohne dem denkenden Leser noch einige Fragmente aus Herders Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit mitzutheilen. Dieses Buch enthält einen so reichen Schatz von wichtigen Wahrheiten, daß eine weitere Verbreitung desselben auch auf diesem Wege mir hoffentlich nicht zum Vorwurfe gereichen wird.

Natur der Seele.

B. I. S. 294 - 303.

Keine Kraft der Natur ist ohne Organ; das Organ ist aber nie die Kraft selbst, die mittelst jenes wirkt.

Priestlei und andere haben den Spiritualisten vorgerückt, daß man in der ganzen Natur keinen reinen Geist kenne, und daß man auch den innern Zustand der Materie lange nicht genug einsehe, um ihr das Denken, oder andere geistige Kräfte abzusprechen; mich dünkt, sie haben in beiden Recht. Einen Geist, der ohne und außer aller Materie wirkt, kennen wir nicht, und in dieser sehen wir so viele geist-ähnliche Kräfte, daß mir ein völliger Gegensatz und Widerspruch dieser beiden allerdings sehr verschiedenen

nen Wesen des Geistes und der Materie, wo nicht selbst widersprechend, so doch wenigstens ganz unerwiesen scheinet. Wie können zwei Wesen gemeinschaftlich und innig harmonisch wirken, die, völlig ungleich-artig, einander wesentlich entgegen wären? und wie können wir dieses behaupten, da uns weder Geist, noch Materie im Innern bekannt ist?

Wo wir eine Kraft wirken sehen, wirkt sie allerdings in einem Organ und diesem harmonisch; ohne dasselbe wird sie unsern Sinnen wenigstens nicht sichtbar: mit ihm aber ist sie zugleich da, und wenn wir der durchgehenden Analogie der Natur glauben dürfen, so hat sie sich dasselbe zugebildet. Präformirte Keime, die seit der Schöpfung bereit lagen, hat kein Auge gesehen: was wir vom ersten Augenblick des Werdens eines Geschöpfs bemerken, sind wirkende organische Kräfte. Hat ein einzelnes Wesen diese in sich, so erzeugt es selbst; sind die Geschlechter getheilt, so muß jedes derselben zur Organisation des Abkömmlings beitragen, und zwar nach der Verschiedenheit des Baues auf eine verschiedne Weise. Geschöpfe von Pflanzen-natur, deren Kräfte noch einartig, aber desto inniger wirken, haben nur einen leisen Hauch der Berührung nöthig, ihr Selbsterzeugtes zu beleben; auch in Thieren, wo der lebendige Reiz und ein zähes Leben durch alle Glieder herrscht, mithin fast alles Productions- und Reproductionskraft ist, bedarf die Frucht der Belebung oft nur außer Mutterleibe. Je vielartiger der Organisation nach die Geschöpfe werden, desto unkenntlicher wird das, was man bei jenen den Keim nannte; es ist organische Materie, zu der lebendige Kräfte kommen müssen, sie erst zur Gestalt des künftigen Geschöpfs zu bilden. Welche Auswirkungen gehen im Ei eines Vogels vor, ehe die Frucht Gestalt gewinnet und sich diese vollendet! die organische Kraft muß zerrütten, indem sie ordnet: sie zieht Theile zusammen und treibt sie auseinander;

ja es scheint, als ob mehrere Kräfte im Wettstreit wären und zuerst eine Misgeburt bilden wollten, bis sie in ihr Gleichgewicht treten, und das Geschöpf das wird, was es seiner Gattung nach seyn soll. Siehet man diese Wandelungen, diese lebendigen Wirkungen sowohl im Ei des Vogels, als im Mutterleibe des Thieres, das Lebendige gebäret: so dünkt mich, spricht man uneigentlich, wenn man von Keimen, die nur entwickelt würden, oder von einer Epigenesis redet, nach der die Glieder von außen zu wüchsen. Bildung (genesis) ists, eine Wirkung innerer Kräfte, denen die Natur eine Masse vorbereitet hatte, die sie sich zubilden, in der sie sich sichtbar machen sollten. Dies ist die Erfahrung der Natur: dies bestätigen die Perioden der Bildung in den verschiednen Gattungen von mehr oder minder organischer Vielartigkeit und Fülle von Lebenskräften: nur hieraus lassen sich die Misbildungen der Geschöpfe durch Krankheit, Zufall, oder durch die Vermischung verschiedner Gattungen erklären, und es ist dieser Weg der Einzige, den uns in allen ihren Werken die kraft- und lebenreiche Natur durch eine fortgehende Analogie gleichsam aufdringt.

Man würde mich unrecht verstehn, wenn man mir die Meinung zuschriebe, als ob wie Einige sich ausgedrückt haben, unsre vernünftige Seele sich ihren Körper im Mutterleibe und zwar durch Vernunft gebauet habe. Wir haben gesehen, wie spät die Gabe der Vernunft in uns angebauet werde, und daß wir zwar fähig zu ihr auf der Welt erscheinen, sie aber weder eigenmächtig besitzen, noch erobern mögen. Und wie wäre ein solches Gebilde auch für die reifste Vernunft des Menschen möglich? da wir dasselbe in keinem Theil weder von innen noch außen begreifen und selbst der größte Theil der Lebensverrichtungen in uns ohne das Bewußtseyn und den Willen der Seele fortgeht. Nicht unsre Vernunft wars, die den Leib bildete, sondern der Finger

der

der Gottheit, organische Kräfte. Sie hatte der Ewige auf dem großen Gange der Natur so weit hinauf geführt, daß sie jetzt von seiner Hand gebunden, in einer kleinen Welt organischer Materie, die er ausgesondert und zur Bildung des jungen Wesens sogar eigen umgehüllt hatte, ihre Schöpfungsstäte fanden. Harmonisch vereinigten sie sich mit ihrem Gebilde, in welchem sie auch, so lange es dauert, ihm harmonisch wirken; bis, wenn dies abgebraucht ist, der Schöpfer sie von ihrem Dienst abruft, und ihnen eine andre Wirkungsstäte bereitet.

Wollen wir also dem Gange der Natur folgen, so ist offenbar:

1) daß Kraft und Organ zwar innigst verbunden, nicht aber Eins und dasselbe sey. Die Materie unsers Körpers war da, aber gestalt- und leblos, ehe die organischen Kräfte sie bildeten und belebten.

2) Jede Kraft wirkt ihrem Organ harmonisch; denn sie hat sich dasselbe zur Offenbarung ihres Wesens nur zugebildet, sie assimilirte die Theile, die der Allmächtige ihr zuführte, und in deren Hülle er sich gleichsam einwies.

3) Wenn die Hülle wegfällt: so bleibt die Kraft, die voraus, obwol in einem niedrigen Zustande und ebenfalls organisch, dennoch vor dieser Hülle schon existirte. Wars möglich, daß sie aus ihrem vorigen in diesen Zustand übergehen konnte: so ist ihr auch bei dieser Enthüllung ein neuer Übergang möglich. Fürs Medium wird der sorgen, der sie, und zwar viel unvollkommner, hieher brachte.

Und sollte uns die sich immer gleiche Natur nicht schon einen Wink über das Medium gegeben haben, in dem alle Kräfte der Schöpfung wirken? In den tiefsten Abgründen des Werdens, wo wir keimendes Leben sehen, werden wir das unerforschte und so wirksame Element gewahr, das wir mit dem unvollkommenen Namen Licht, Aether, Lebenswärme benennen, und das vielleicht das Sensorium des All-erschaffenden ist, dadurch er alles belebet, alles erwärmet. In tausend und Millionen Organe ausgegossen, läutert sich dieser himmlische Feuerstrom immer feiner und feiner, durch sein Vehikulum wirken vielleicht alle Kräfte hienieden, und das Wunder der irrdischen Schöpfung, die Generation, ist von ihm unabtrennlich. Vielleicht ward unser Körpergebäude auch eben deswegen aufgerichtet, daß wir, selbst unsern gröbern Theilen nach, von diesem elektrischen Strom mehr an uns ziehen mehr in uns verarbeiten könnten; und in den feinern Kräften ist zwar nicht die grobe elektrische Materie, aber etwas von unsrer Organisation selbst verarbeitetes, unendlich feineres und dennoch ihr Aehnliches, das Werkzeug der körperlichen und Geistes-empfindung. Entweder hat die Wirkung meiner Seele kein Analogon hienieden; und sodann ists weder zu begreifen, wie sie auf den Körper wirke? noch wie andere Gegenstände auf sie zu wirken vermögen? oder es ist dieser unsichtbare himmlische Licht- und Feuergeist, der alles Lebendige durchfließt und alle Kräfte der Natur vereinigt. In der menschlichen Organisation hat er die Feinheit erreicht, die ihm ein Erdenbau gewähren konnte: vermittelst seiner wirkt die Seele in ihren Organen beinahe allmächtig, und strahlt in sich selbst zurück mit einem Bewußtseyn, daß ihr Innerstes reget. Vermittelst seiner füllte sich der Geist mit edler Wärme, und wußte sich durch freie Selbstbestimmung gleichsam aus dem Körper, ja aus der Welt zu setzen und sie zu lenken. Er hat also Macht über dasselbe gewonnen,

und

und wenn seine Stunde schlägt, wenn seine äußere Maschine aufgelöset wird: was ist natürlicher, als daß nach eignen, ewig fortwirkenden Gesetzen der Natur er das, was seiner Art geworden und mit ihm innig vereint ist, nach sich ziehe? Er tritt in sein Medium über, und dies ziehet ihn — oder vielmehr, Du ziehest und leitest uns, allverbreitete bildende Gotteskraft, Du Seele und Mutter aller lebendigen Wesen, Du leitest und bildest uns zu unserer neuen Bestimmung sanft hinüber.

Und so wird, dünkt mich, die Nichtigkeit der Schlüsse sichtbar, mit denen die Materialisten unsre Unsterblichkeit niedergeworfen zu haben meinen. Lasset es seyn, daß wir unsre Seele als einen reinen Geist nicht kennen; wir wollen sie auch als solche nicht kennen lernen. Lasset es seyn, daß sie nur als eine organische Kraft wirke; sie soll auch nicht anders wirken dürfen, ja ich setze noch dazu, sie hat erst in diesem ihren Zustande mit einem menschlichen Gehirn denken, mit menschlichen Nerven empfinden gelernt und sich einige Vernunft und Humanität angebildet. Lasset es endlich seyn, daß sie mit allen Kräften der Materie, des Reizes der Bewegung, des Lebens ursprünglich eins sey, und nur auf einer höhern Stufe in einer ausgebildetern feinern Organisation wirke; hat man denn je auch nur Eine Kraft der Bewegung und des Reizes untergehen sehen? und sind diese niedern Kräfte mit ihren Organen Eins und dasselbe? Der nun eine unzählbare Menge derselben in meinen Körper führte und jeder ihr Gebilde anwies, der meine Seele über sie setzte und ihr ihre Kunstwerkstäte und an den Nerven die Bande anwies, dadurch sie alle jene Kräfte lenket: wird ihm im großen Zusammenhange der Natur ein Medium fehlen, sie hinaus zu führen? und muß er es nicht thun, da er sie eben so wunderbar offenbar zu einer höhern Bildung, in dies organische Haus führte?

Unsterblichkeit.

B. I. S. 327 - 329.

Entweder irrte sich der Schöpfer mit dem Ziel, das er uns vorsteckte und mit der Organisation, die er zur Erreichung desselben so künstlich zusammengeleitet hat, oder dieser Zweck geht über unser Daseyn hinaus, und die Erde ist nur ein Uebungsplatz, eine Vorbereitungsstäte. Auf ihr mußte freilich noch viel Niedriges dem Erhabensten zugesellet werden, und der Mensch im Ganzen ist nur eine kleine Stufe über das Thier erhoben. Ja, auch unter den Menschen selbst mußte die größeste Verschiedenheit Statt finden, da alles auf der Erde so viel-artig ist, und in manchen Gegenden und Zuständen unser Geschlecht so tief unter dem Joche des Klima und der Nothdurft lieget. Der Entwurf der bildenden Vorsehung muß also alle diese Stufen, diese Zonen, diese Abartungen mit einem Blick umfaßt haben und den Menschen in ihnen allen weiter zu führen wissen, wie er die niedrigen Kräfte allmählig und ihnen unbewußt höher führet. Es ist befremdend und doch unläugbar, daß unter allen Erdbewohnern das menschliche Geschlecht dem Ziel seiner Bestimmung am meisten fern bleibt. Jedes Thier erreicht, was es in seiner Organisation erreichen soll; der einzige Mensch erreichts nicht, eben weil sein Ziel so hoch, so weit, so unendlich ist, und er auf unsrer Erde so tief, so spät, mit so vielen Hindernissen von außen und innen anfängt. Dem Thier ist die Muttergabe der Natur, sein Instinkt der sichre Führer; es ist noch als Knecht im Hause des obersten Vaters, und muß gehorchen. Der Mensch ist schon als Kind in demselben, und soll, außer einigen nothdürftigen Trieben, alles, was zur Vernunft und Humanität gehört, erst lernen. Er lernts also unvoll-

kom-

kommen, weil er mit dem Saamen des Verstandes und der Tugend auch Vorurtheile und üble Sitten erbet und in seinem Gange zur Wahrheit und Seelenfreiheit mit Ketten beschweret ist, die vom Anfange seines Geschlechts erreichen. Die Fußstapfen, die göttliche Menschen vor und um ihn gezeichnet haben, sind mit so viel andern verwirrt und zusammengetreten, in denen Thiere und Räuber wandelten, und leider! oft wirksamer waren, als jene wenige Erwählte, große und gute Menschen. Man würde also (wie es auch Viele gethan haben) die Vorsehung anklagen müssen, daß sie den Menschen so nahe ans Thier grenzen lassen, und ihm, da er dennoch nicht Thier seyn sollte, den Grad von Licht, Festigkeit und Sicherheit versagt habe, der seiner Vernunft statt des Instinkts hätte dienen können; oder dieser dürftige Anfang ist eben seines unendlichen Fortgangs Zeuge. Der Mensch soll sich nämlich diesen Grad des Lichts und der Sicherheit durch Uebung selbst erwerben, damit er unter der Leitung seines Vaters ein edler Freier durch eigne Bemühung werde, und er wirds werden. Auch der menschenähnliche wird Mensch seyn: auch die durch Kälte und Sonnenbrand erstarrte Knospe der Humanität wird aufblühen zu ihrer wahren Gestalt, zu ihrer eigentlichen und ganzen Schönheit. — —

B. I. S. 343 - 346

So viel ist gewiß, daß in jeder seiner Kräfte eine Unendlichkeit liegt, die hier nur nicht entwickelt werden kann, weil sie von andern Kräften, von Sinnen und Trieben des Thieres unterdrückt wird, und zum Verhältniß des Erdelebens gleichsam in Banden liegt. Einzelne Beispiele des Gedächtnisses, der Einbildungskraft, ja gar der Vorher-

sagung und Ahnungen haben Wunderdinge entdeckt, von dem verborgenen Schatze, der in menschlichen Seelen ruhet, ja sogar die Sinne sind davon nicht ausgeschlossen. Daß meistens Krankheiten und gegenseitige Mängel diese Schätze zeigten, ändert in der Natur der Sache nichts, da eben diese Disposition erfordert wurde, dem Einen Gewicht seine Freiheit zu geben, und die Macht desselben zu zeigen. Der Ausdruck Leibnitz, daß die Seele ein Spiegel des Weltalls sey, enthält vielleicht eine tiefere Wahrheit, als die man aus ihm zu entwickeln pflegt; denn auch die Kräfte eines Welt-alls scheine in ihr verborgen, und sie bedarf nur einer Organisation, oder einer Reihe von Organisationen, diese in Thätigkeit und Uebung setzen zu dürfen. Der Allgütige wird diese Organisationen nicht versagen, und er gängelt sie als ein Kind, sie zur Fülle des wachsenden Genusses, im Wahn eigen erworbener Kräfte und Sinne, allmählig zu bereiten. Schon in ihren gegenwärtigen Fesseln sind ihr Raum und Zeit leere Worte; sie messen und bezeichnen Verhältnisse des Körpers, nicht aber ihres innern Vermögens, das über Raum und Zeit hinaus ist, wenn es in seiner vollen innigen Freude wirket. Um Ort und Stunde deines künftigen Daseyns gib dir also keine Mühe; die Sonne, die deinen Tagen leuchtet, misset dir deine Wohnung und dein Erdengeschäft, und verdunkelt dir so lange alle himmlische Sterne. Sobald sie untergeht, erscheint die Welt in ihrer größern Gestalt; die heilige Nacht, in der du einst eingewickelt lagst, und einst eingewickelt liegen wirst, bedeckt deine Erde mit Schatten und schlägt dir dafür am Himmel die glänzenden Bücher der Unsterblichkeit auf. Da sind Wohnungen Welten und Räume. —

In voller Jugend glänzen sie,
Da schon Jahrtausende vergangen.

Der

Der Zeiten Wechsel raubet nie
Das Licht von ihren Wangen.

Hier aber unter unserm Blick
Verfällt, vergeht, verschwindet alles;
Der Erde Pracht, der Erde Glück
Droht eine Zeit des Falles.

Sie selbst wird nicht mehr seyn, wenn du noch seyn wirst, und in andern Wohnplätzen und in Organisationen Gott und seine Schöpfung genießest. Du hast auf ihr viel Gutes genossen. Du gelangtest auf ihr zu der Organisation, in der du, als ein Sohn des Himmels um dich her und über dich schauen lerntest. Suche sie also vergnügt zu verlassen, und segne ihr als der Aue nach, wo du als ein Kind der Unsterblichkeit spieltest, und als der Schule nach, wo du durch Leid und Freude zum Mannesalter erzogen wurdest. Du hast weiter kein Anrecht an sie: sie hat kein Anrecht an dich; mit dem Hut der Freiheit gekrönt, und mit dem Gurt des Himmels gegürtet, setze fröhlich deinen Wanderstab weiter.

Wie also die Blume da stand und in aufgerichteter Gestalt das Reich der unterirdischen, noch unbelebten Schöpfung schloß, um sich im Gebiet der Sonne des ersten Lebens zu freuen: so stehet über allen zur Erde Gebückten der Mensch wieder aufrecht da. Mit erhabenem Blick und aufgehobnen Händen stehet er da, als ein Sohn des Hauses, den Ruf seines Vaters erwartend.

Religion.

B. I. S. 274–280.

Endlich ist die Religion die höchste Humanität des Menschen, und man verwundre sich nicht, daß ich sie hierher rechne. Wenn des Menschen vorzüglichste Gabe Verstand ist: so ists das Geschäft des Verstandes, den Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung aufzuspähen, und denselben, wo er seiner nicht gewahr wird, zu ahnen. Der menschliche Verstand thut dieses in allen Sachen, Handthierungen und Künsten; denn auch, wo er einer angenommenen Fertigkeit folget, mußte ein früherer Verstand den Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung festgesetzt und also diese Kunst eingeführt haben. Nun sehen wir in den Werken der Natur eigentlich keine Ursache im Innersten ein; wir kennen uns also nicht selbst, und wissen nicht, wie irgend Etwas in uns wirket. Also ist auch bei allen Wirkungen außer uns alles nur Traum, nur Vermuthung und Name; indessen ein wahrer Traum, sobald wir oft und beständig einerlei Wirkungen mit einerlei Ursachen verknüft sehen. Dies ist der Gang der Philosophie und die erste und letzte Philosophie ist immer Religion gewesen. Auch die wildesten Völker haben sich darin geübt; denn kein Volk der Erde ist völlig ohne sie, so wenig, als ohne menschliche Vernunftfähigkeit und Gestalt, ohne Sprache und Ehe, ohne einige menschliche Sitten und Gebräuche gefunden worden. Sie glaubten, wo sie keinen sichtbaren Urheber sahen, an unsichtbare Urheber, und forschten also immer doch, so dunkel es war, Ursachen der Dinge nach. Freilich hielten sie sich mehr an die Begebenheiten, als an die Wesen der Natur; mehr an ihre fürchterliche und vorübergehende, als an die erfreuende und dauernde Seite; auch kamen sie selten so weit, alle Ursachen unter eine zu ordnen. Indessen war

auch

auch dieser erste Versuch Religion; und es heißt nichts gesagt, daß Furcht bei den meisten ihre Götter erfunden. Die Furcht, als solche, erfindet nichts; sie weckt blos den Verstand, zu muthmaßen und wahr oder falsch zu ahnen. Sobald also der Mensch seinen Verstand in der leichtesten Anregung brauchen lernte, d. i. sobald er die Welt anders, als ein Thier ansah, mußte er unsichtbare mächtigere Wesen vermuthen, die ihm helfen oder ihm schaden. Diese suchte er sich zu Freunden zu machen oder zu erhalten, und so ward die Religion wahr oder falsch, recht oder irre geführt, die Belehrerin der Menschen, die rathgebende Trösterin ihres so dunkeln, so gefahr- und labyrinthvollen Lebens.

Nein! Du hast dich deinen Geschöpfen nicht unbezeugt gelassen, Du ewige Quelle alles Lebens, aller Wesen und Frommen. Das gebückte Thier empfindet dunkel deine Macht und Güte, indem es seiner Organisation nach, Kräfte und Neigungen übt; ihm ist der Mensch die sichtbare Gottheit der Erde. Aber den Menschen erhobst Du, daß er selbst, ohne daß ers weiß und will, Ursachen der Dinge nachspähe, ihren Zusammenhang errathe und Dich also finde, Du großer Zusammenhang aller Dinge, Wesen der Wesen. Das Innere deiner Natur erkennt er nicht, da er keine Kraft eines Dinges von innen einsieht; ja, wenn er dich gestalten wollte, hat er geirrt und muß irren; denn du bist gestaltlos, obwol die Erste einige Ursache aller Gestalten. Indessen ist auch jeder falsche Schimmer von dir dennoch Licht, und jeder trügliche Altar, den er dir bauete, ein untrügliches Denkmal, nicht nur deines Daseyns, sondern auch der Macht des Menschen, dich zu erkennen und anzubeten. Religion ist also, auch schon als Verstandes-übung betrachtet, die höchste Humanität, die erhabenste Blüthe der menschlichen Seele.

Aber

Aber sie ist mehr als dies: eine Uebung des menschlichen Herzens und die reinste Richtung seiner Fähigkeiten und Kräfte. Wenn der Mensch zur Freiheit erschaffen ist und auf der Erde kein Gesetz hat, als das er sich selbst auflegt, so muß er das verwildertste Geschöpf werden, wenn er nicht bald das Gesetz Gottes in der Natur erkennet und der Vollkommenheit des Vaters, als ein Kind nachstrebet. Thiere sind geborne Knechte im großen Hause der irrdischen Haushaltung; sklavische Furcht vor Gesezzen und Strafen ist auch das gewisseste Merkmal thierischer Menschen. Der wahre Mensch ist frei und gehorcht aus Güte und Liebe; denn alle Gesetze der Natur, wo er sie einsiehet, sind gut, und wo er sie nicht einsiehet, lernt er ihnen mit kindlicher Einfalt folgen. Gehest du nicht willig, sagten die Weisen, so mußt du gehen; die Regel der Natur ändert sich deinentwegen nicht; je mehr du aber die Vollkommenheit, Güte und Schönheit derselben erkennest, desto mehr wird auch diese lebendige Form dich zum Nachbilde der Gottheit in deinem irrdischen Leben bilden. Wahre Religion ist also ein kindlicher Gottesdienst, eine Nachahmung des Höchsten und Schönsten im menschlichen Bilde, mithin die innigste Zufriedenheit, die wirksamste Güte und Menschenliebe.

Und so siehet man auch, warum in allen Religionen der Erde mehr oder minder Menschen-ähnlichkeit Gottes habe Statt finden müssen, entweder, daß man den Menschen zu Gott erhob, oder den Vater der Welt zum Menschengebilde hinabzog. Eine höhere Gestalt, als die unsre, kennen wir nicht; und was den Menschen rühren und menschlich machen soll, muß menschlich gedacht und empfunden seyn. Eine sinnliche Nation veredelte also die Menschengestalt zur göttlichen Schönheit; Andre, die geistiger dachten, brachten Vollkommenheiten des Unsichtbaren

in

in Symbole fürs menschliche Auge. Selbst da die Gottheit sich uns offenbaren wollte, sprach und handelte sie unter uns, jedem Zeitraume angemessen, menschlich. Nichts hat unsre Gestalt und Natur so sehr veredelt, als die Religion; blos und allein, weil sie sie auf ihre reinste Bestimmung zurückführte.

Daß mit der Religion also auch Hofnung und Glaube der Unsterblichkeit verbunden war und durch sie unter den Menschen gegründet wurde, ist abermals Natur der Sache, vom Begriff Gottes und der Menschheit beinah unzertrennlich. Wie? wir sind Kinder des Ewigen, den wir hier nachahmend erkennen und lieben lernen sollten, zu dessen Erkenntniß wir durch alles erweckt, zu dessen Nachahmung wir durch Liebe und Leid gezwungen werden, und wir erkennen ihn noch so dunkel: wir ahmen ihm so schwach und kindisch nach; ja wir sehen die Gründe, warum wir ihn in dieser Organisation nicht anders erkennen und nachahmen können. Und es sollte für uns keine andre möglich? für unsre gewisseste beste Anlage sollte kein Fortgang wirklich seyn? Denn eben diese unsre edelsten Kräfte sind so wenig für diese Welt: sie streben über dieselbe hinüber, weil hier alles der Nothdurft dienet. Und doch fühlen wir unsern edlern Theil beständig in Kampf mit dieser Nothdurft: gerade das, was der Zweck der Organisation in Menschen scheinet, findet auf der Erde zwar seine Geburts-, aber nichts weniger als seine Vollendungsstäte. Riß also die Gottheit den Faden ab, und brachte mit allen Zubereitungen aufs Menschengebilde endlich ein unreifes Geschöpf zu Stande, das mit seiner ganzen Bestimmung getäuscht ward? Alles auf der Erde ist Stückwerk, und soll es ewig und ewig ein unvollkommenes Stückwerk, so wie das Menschengeschlecht eine bloße Schattenheerde, die sich mit Träumen jagt, bleiben? Hier knüpfte die Religion alle Mängel und Hofnungen unsers

fers Geschlechts zum Glauben zusammen und wand der Humanität eine unsterbliche Krone.

Wohlseyn.

B. III. S. 452.

Vom nächsten Bedürfniß fing der Mensch an, die Kräfte der Natur zu erkennen und zu prüfen. Sein Zweck dabei ging nicht weiter, als auf sein Wohlseyn, d. i. auf einen gleichmäßigen Gebrauch seiner eigenen Kräfte in Ruhe und Uebung. Er kam mit andern Wesen in ein Verhältniß, und auch jetzt ward sein eignes Daseyn das Maaß dieser Verhältnisse. Die Regel der Billigkeit drang sich ihm auf: denn sie ist nichts, als die praktische Vernunft, das Maaß der Wirkung und Gegenwirkung zum gemeinschaftlichen Bestande gleichartiger Wesen.

Auf dies Principium ist die menschliche Natur gebauet, so daß kein Individuum eines andern oder der Nachkommenschaft wegen da zu seyn glauben darf. Befolget der Niedrigste in der Reihe der Menschen das Gesetz der Vernunft und Billigkeit, das in ihm liegt: so hat er Consistenz, d. i. er genießet Wohlseyn und Dauer: er ist vernünftig, billig, glücklich. Dies ist er nicht vermöge der Willkühr anderer Geschöpfe, oder des Schöpfers, sondern nach den Gesetzen einer allgemeinen, in sich selbst gegründeten Natur-ordnung. Weichet er von der Regel des Rechts, so muß sein strafender Fehler selbst ihm Unordnung zeigen, und ihn veranlassen, zur Vernunft und zur Billigkeit, als den Gesetzen seines Daseyns und Glücks, zurückkehren.

Chri-

Christenthum.

B. IV. S. 71–81.

Die menschenfreundliche Denkart Christi hatte brüderliche Eintracht und Verzeihung, thätige Hülfe gegen die Nothleidenden und Armen, kurz jede Pflicht der Menschheit zum gemeinschaftlichen Bande seiner Anhänger gemacht, so daß das Christenthum demnach ein ächter Bund der Freundschaft und Bruderliebe seyn sollte. Es ist kein Zweifel, daß diese Triebfeder der Humanität zur Aufnahme und Ausbreitung desselben, wie allezeit, so insonderheit anfangs viel beigetragen habe. Arme und Nothleidende, Gedrückte, Knechte und Sklaven, Zöllner und Sünder schlugen sich zu ihm, daher die ersten Gemeinen des Christenthums von den Heiden Versammlungen der Bettler genannt wurden. Da nun die neue Religion den Unterschied der Stände nach der damaligen Weltverfassung weder aufheben konnte noch wollte; so blieb ihr nichts, als die christliche Milde begüterter Seelen übrig, mit allem dem Unkraut, was auf diesem guten Acker mitsproßte. Reiche Witwen vermochten mit ihren Geschenken bald so viel, daß sich ein Haufe von Bettlern zu ihnen hielt, und bei gegebnem Anlaß auch wol die Ruhe ganzer Gemeinen störte. Es konnte nicht fehlen, daß auf der einen Seite Almosen, als die wahren Schätze des Himmelreichs angepriesen, auf der andern gesucht wurden; und in beiden Fällen wich bei niedrigen Schmeicheleien nicht nur jener edle Stolz, der Sohn unabhängiger Würde und eines eignen, nützlichen Fleißes, sondern auch oft Unpartheilichkeit und Wahrheit. Märtyrer bekamen die Almosenkasse der Gemeine zu ihrem Gemeingut; Schenkungen an die Gemeine wurden zum Geist des Christenthums erhoben, und die Sittenlehre desselben durch die übertriebnen Lobsprüche dieser Gutthaten verderbet. Ob

nun

nun wol die Noth der Zeiten auch hiebei manches entschuldigt: so bleibt es dennoch gewiß, daß, wenn man die menschliche Gesellschaft nur, als ein großes Hospital, und das Christenthum als die gemeine Almosen-Casse desselben betrachtet, in Ansehung der Moral und Politik zuletzt ein sehr böser Zustand daraus erwachse.

Das Christenthum sollte eine Gemeine seyn, die ohne weltlichen Arm von Vorstehern und Lehrern regiert würde. Als Hirten sollten diese der Heerde vorstehen, ihre Streitigkeiten schlichten, ihre Fehler mit Ernst und Liebe bessern und sie durch Rath, Ansehen, Lehre und Beispiel zum Himmel führen. Ein edles Amt, wenn es würdig verwaltet wird und verwaltet zu werden Raum hat: denn es zerknickt den Stachel der Gesetze, rottet aus die Dornen der Streitigkeiten und Rechte und vereinigt den Seelsorger, Richter und Vater. Wie aber, wenn in der Zeitfolge die Hirten ihre menschliche Heerde als wahre Schaafe behandelten, oder sie gar als lastbare Thiere zu Disteln führten? Oder wenn statt der Hirten rechtmäßig berufene Wölfe unter die Heerde kamen? Unmündige Folgsamkeit ward also gar bald eine christliche Tugend; es ward eine christliche Tugend, den Gebrauch seiner Vernunft aufzugeben und statt eigner Ueberzeugung dem Ansehen einer fremden Meinung zu folgen, da ja der Bischof an der Stelle eines Apostels Bothschafter, Zeuge, Lehrer, Ausleger, Richter und Entscheider war. Nichts ward jetzt so hoch angerechnet, als das Glauben, das geduldige Folgen; eigene Meinungen wurden halsstarrige Ketzereien, und diese sonderten ab vom Reiche Gottes und der Kirche. Bischöfe und ihre Diener mischten sich, der Lehre Christi zuwider, in Familienzwiste, in bürgerliche Händel: bald geriethen sie in Streit unter einander, wer über den andern richten solle? Daher das Drängen nach vorzüglichen Bischofsstellen, und die allmählige Erweiterung

ihrer

ihrer Rechte; daher endlich der endlose Zwist zwischen dem geraden und krummen Stabe, dem rechten und linken Arm, der Krone und Mitra. So gewiß es nun ist, daß in den Zeiten der Tyrannei gerechte und fromme Schiedsrichter der Menschheit, die das Unglück hatte, ohne politische Constitution zu leben, eine unentbehrliche Hülfe gewesen: so ist auch in der Geschichte kaum ein größeres Aergerniß denkbar, als der lange Streit zwischen dem geist- und weltlichen Arm, über welchem ein Jahrtausend hin Europa zu keiner Consistenz kommen konnte. Hier war das Salz dumm; dort wollte es zu scharf salzen.

Das Christenthum hatte eine Bekenntnißformel, mit welcher man zu ihm bei der Taufe eintrat; so einfach diese war, so sind mit der Zeit aus den drei unschuldigen Worten, Vater, Sohn und Geist, so viele Unruhen, Verfolgungen und Aergernisse hervorgegangen, als schwerlich aus drei andern Worten der menschlichen Sprache. Je mehr man vom Institut des Christenthums, als von einer thätigen, zum Wohl der Menschen gestifteten Anstalt, abkam; desto mehr spekulirte man jenseit der Grenzen des menschlichen Verstandes; man fand Geheimnisse und machte endlich den ganzen Unterricht der christlichen Lehre zum Geheimniß. Nachdem die Bücher des neuen Testaments als Kanon in die Kirche eingeführt wurden, bewies man aus ihnen, ja gar aus Büchern der jüdischen Verfassung, die man selten in der Ursprache lesen konnte, und von deren erstem Sinn man längst abgekommen war, was sich schwerlich aus ihnen beweisen ließ. Damit häuften sich Ketzereien und Systeme, denen zu entkommen man das schlimmste Mittel wählte, **Kirchenversammlungen** und **Synoden**. Wie viele derselben sind eine Schande des Christenthums und des gesunden Verstandes! Stolz und Unduldsamkeit riefen sie zusammen; Zwietracht, Partheilich-

lichkeit, Grobheit und Bübereien herrschten auf denselben, und zuletzt waren es Uebermacht und Willkühr, Trotz, Kuppelei, Betrug oder ein Zufall, die unter dem Namen des H. Geistes für die ganze Kirche, ja für Zeit und Ewigkeit entschieden. Bald fühlte sich Niemand geschickter, Glaubenslehren zu bestimmen, als die christianisirten Kaiser, denen Constantin das angeborne Erbrecht nachließ, über Vater, Sohn und Geist, über ομοούσιος und ομοιούσιος, über Eine oder zwei Naturen Christi, über Maria, die Gottesgebährerin, den erschaffenen oder unerschaffenen Glanz bei der Taufe Christi, Symbole und Kanons anzubefehlen. Ewig werden diese Anmaßungen, sammt den Folgen, die daraus erwuchsen, eine Schande des Throns zu Konstantinopel und aller der Throne bleiben, die ihm hierin nachfolgten: denn mit ihrer unwissenden Macht unterstützten und verewigten sie Verfolgungen, Spaltungen und Unruhen, die weder dem Geist, noch der Moralität der Menschen aufhalfen, vielmehr Kirche, Staat und ihre Thronen selbst untergruben. Die Geschichte des ersten christlichen Reichs, des Kaiserthums zu Konstantinopel, ist ein so trauriger Schauplatz niedriger Verrätbereien und abscheulicher Greuelthaten, daß sie bis zu ihrem schrecklichen Ausgange, als ein warnendes Vorbild aller christlich polemischen Regierungen da steht.

Das Christenthum bekam heilige Schriften, die einestheils aus gelegentlichen Sendschreiben, anderntheils, wenige ausgenommen, aus mündlichen Erzählungen erwuchsen, mit der Zeit zum Richtmaaß des Glaubens, bald aber auch zum Panier aller streitenden Parteien gemacht, und auf jede ersinnliche Weise gemißbraucht wurden. Entweder bewies jede Partei daraus, was sie erweisen wollte; oder man scheuete sich nicht, sie zu verstümmeln und im

Na-

Namen der Apostel falsche Evangelien, Briefe und Offenbarungen mit frecher Stirn unterzuschieben. Der fromme Betrug, der in Sachen dieser Art abscheulicher, als Meineid ist, weil er ganze Reihen von Geschlechtern und Zeiten ins Unermeßliche hin belüget, war bald keine Sünde mehr, sondern zur Ehre Gottes und zum Heil der Seelen ein Verdienst. Daher die vielen untergeschobenen Schriften der Apostel und Kirchenväter: daher die zahlreichen Erdichtungen von Wundern, Märtyrern, Scherfungen, Constitutionen und Dekreten, deren Unsicherheit durch alle Jahrhunderte der ältern und mittlern Christengeschichte fast bis zur Reformation hinauf, wie ein Dieb in der Nacht, fortschleichet. Nachdem Einmal das böse Principium angenommen war, daß man zum Nutzen der Kirche Untreue begehen, Lügen erfinden, Dichtungen schreiben dürfe, so war der historische Glaube verletzt; Zunge, Feder, Gedächtniß und Einbildungskraft der Menschen hatten ihre Regel und Richtschnur verlohren, so daß statt der Griechischen und Punischen Treue, wohl mit mehrerm Rechte die christliche Glaubwürdigkeit genannt werden mögte. Und um so unangenehmer fällt dieses ins Auge, da die Epoche des Christenthums sich an ein Zeitalter der trefflichsten Geschichtschreiber Griechenlands und Roms anschließt, hinter welchen in der christlichen Aera sich auf einmal, lange Jahrhunderte hin, die wahre Geschichte beinahe ganz verlieret. Schnell sinkt sie zur Bischofs- Kirchen- und Mönchschronik hinunter, weil man nicht mehr für die Würdigsten der Menschheit, nicht mehr für Welt und Staat, sondern für die Kirche, oder gar für Orden, Kloster und Secte schrieb, und da man sich ans Predigen gewöhnt hatte, und das Volk dem Bischofe alles glauben mußte, man auch schreibend die ganze Welt für ein glaubendes Volk, für eine christliche Heerde ansah.

Das Christenthum hatte nur zwei sehr einfache und zweckmäßige, heilige Gebräuche, weil es mit ihm, nach seines Stifters Absicht, auf nichts weniger, als auf einen Ceremoniendienst angesehen seyn sollte. Bald aber mischte sich, nach Verschiedenheit der Länder, Provinzen und Zeiten, daß After-Christenthum dergestalt mit jüdischen und heidnischen Gebräuchen, daß z. B. die Taufe der Unschuldigen zur Teufelbeschwörung und das Gedächtnißmahl eines scheidenden Freundes zur Schaffung eines Gottes, zum unblutigen Opfer, zum sündenvergebenden Mirakel, zum Reisegeld in die andre Welt gemacht ward. Unglückseligerweise trafen die christlichen Jahrhunderte mit Unwissenheit, Barbarei und der wahren Epoche des übeln Geschmacks zusammen, also daß auch in seine Gebräuche, in den Bau seiner Kirchen, in die Einrichtung seiner Feste, Satzungen und Pracht-anstalten, in seine Gesänge, Gebete und Formeln wenig Wahres, Großes und Edles kommen konnte. Von Land zu Lande, von einem zum andern Weltheil, wälzten sich diese Cerimonien fort; was ursprünglich einer alten Gewohnheit wegen auch einigen Localsinn gehabt hatte, verlohr denselben in fremden Gegenden und Zeiten; so ward der christliche Liturgien-geist ein seltsames Gemisch von jüdisch- egyptisch- griechisch- römisch- barbarischen Gebräuchen, in denen oft das Ernsthafteste langweilig oder gar lächerlich seyn mußte. Eine Geschichte des christlichen Geschmacks in Festen, Tempeln, Formeln, Einweihungen und Compositionen der Schriften, mit philosophischem Auge betrachtet, würde das bunteste Gemälde werden, das über eine Sache, die keine Cerimonien haben sollte, je die Welt sah. Und da dieser christliche Geschmack sich mit der Zeit in Gerichts- und Staatsgebräuche, in die häusliche Einrichtung, in Schauspiele, Romane, Tänze, Lieder, Wettkämpfe, Wappen, Schlachten, Sieges- und andre Lustbarkeiten gemischt hat: so

muß

muß man bekennen, daß der menschliche Geist damit eine unglaublich schiefe Form erhalten, und daß das Kreuz, das über die Nationen errichtet war, sich auch den Stirnen derselben sonderbar eingeprägt habe. Die pisciculi Christiani schwammen Jahrhunderte lang in einem trüben Elemente.

Hierarchie.

B. IV. S. 269–271.

Es wird der Hierarchie zum Ruhm angerechnet, daß sie dem Despotismus der Fürsten und des Adels eine Gegenmacht gewesen und dem niedern Stande emporgeholfen habe. So wahr dieses an sich ist: so muß es dennoch mit großer Einschränkung gesagt werden. Der ursprünglichen Verfassung deutscher Völker war der Despotismus eigentlich so ganz zuwider, daß sich eher behaupten ließe, die Könige haben ihn von den Bischöfen gelernt, wenn diese Seelenkrankheit gelernt werden dürfte. Bischöfe nämlich brachten aus ihrer mißbrauchten Schrift, aus Rom und ihrem eigenen Stande morgenländische, oder klösterliche Begriffe von blinder Unterwerfung unter den Willen des Oberherrn in die Gesetze der Völker und in seine Erziehung; sie warens, die das Amt des Regenten zur trägen Würde machten und seine Person mit dem Salb-öl göttlicher Rechte zu Befugnissen des Eigendünkels weiheten. Fast immer waren Geistliche die, deren sich die Könige zur Gründung ihrer despotischen Macht bedienten; wenn sie mit Geschenken und Vorzügen abgefunden waren, so durften Andre wol aufgeopfert werden. Denn überhaupt waren es nicht die Bischöfe, die in Erweiterung ihrer Macht und Vorzüge den Layenfürsten vorangingen, oder ihnen eifersüchtig nachfolgten? Heiligten nicht eben sie die widerrechtliche Beute? Der Papst endlich, als

Oberrichter der Könige und der Despot der Despoten, entschied nach göttlichem Rechte. Er erlaubte zur Zeit der Karolingischen, Fränkischen und Schwäbischen Kaiser sich Anmaßungen, die ein Laye sich nur mit allgemeiner Misbilligung hätte erlauben mögen und das einzige Leben Kaisers Friedrichs des Zweyten, aus dem Schwäbischen Hause, von seiner Minderjährigkeit an unter der Vormundschaft des rechtsgelehrtesten Papstes bis zu seinem und seines Enkels Conradins Tode, mag die Summe dessen seyn, was vom oberrichtlichen Amt der Päpste über die Fürsten Europa's gesagt werden kann. Unvertilgbar klebt das Blut dieses Hauses am apostolischen Stuhle. Welch eine fürchterliche Höhe, Oberrichter der Christenheit zu seyn über alle Europäische Könige und Länder; Gregor 7., wahrlich kein gemeiner Mann, Innocenz 3., Bonifacius 8. sind davon redende Beweise.

Regierungen.

B. II. S. 301-319.

Der Naturstand des Menschen ist der Stand der Gesellschaft; denn in dieser wird er geboren und erzogen, zu ihr führt ihn der aufwachende Trieb seiner schönen Jugend und die süßesten Namen der Menschheit, Vater, Kind, Bruder, Schwester, Geliebter, Freund, Versorger, sind Bande des Naturrechts, die im Stande jeder ursprünglichen Menschengesellschaft Statt finden. Mit ihnen sind also auch die ersten Regierungen unter den Menschen gegründet: Ordnungen der Familie, ohne die unser Geschlecht nicht bestehen kann, Gesetze, die die Natur gab und auch durch sich selbst genugsam einschränkte. Wir wollen sie den ersten Grad natürlicher Regierungen nennen; sie werden immerhin auch der höchste und letzte bleiben.

Hier

Hier endigte nun die Natur ihre Grundlage der Gesellschaft und überließ es dem Verstande, oder dem Bedürfniß des Menschen, höhere Gebäude darauf zu gründen. In allen Erdstrichen, wo einzelne Stämme und Geschlechter einander weniger bedürfen, nehmen sie auch weniger Theil an einander; sie dachten also an keine große politischen Gebäude. Dergleichen sind die Küsten der Fischer, die Weiden der Hirten, die Wälder der Jäger; wo auf ihnen das väterliche und häusliche Regiment aufhört, sind die weiteren Verbindungen der Menschen meistens nur auf Vertrag gegründet. Eine Jagd-Nation z. B. geht auf die Jagd: bedarf sie eines Führers, so ist es ein Jagd-anführer, zu dem sie den Geschicktesten wählet, dem sie also auch nur aus freier Wahl und zum gemeinschaftlichen Zweck ihres Geschäfts gehorchet. Alle Thiere, die in Heerden leben, haben solche Anführer; bei Reisen, Vertheidigungen, Anfällen und überhaupt bei jedem gemeinschaftlichen Geschäft einer Menge ist ein solcher König des Spiels nöthig. Wir wollen diese Verfassung den zweiten Grad der natürlichen Regierung nennen; sie findet bei allen Völkern Statt, die blos ihrem Bedürfniß folgen und, wie wirs nennen, im Stande der Natur leben. Selbst die erwählten Richter eines Volks gehören zu diesem Grad der Regierung: die Klügsten und Besten nämlich werden zu ihrem Amt, als zu einem Geschäft, erwählt und mit dem Geschäft ist auch ihre Herrschaft zu Ende.

Aber wie anders ists mit dem dritten Grad, den Erbregierungen unter den Menschen! Wo hören hier die Gesetze der Natur auf? oder wo fangen sie an? Daß der billigste und klügste Mann von den Streitenden zum Richter erwählt ward, war Natur der Sache, und wenn er sich als einen solchen bewährt hatte, mogte ers bis in sein graues Alter bleiben. Nun aber stirbt der Alte, und war-

um ist sein Sohn Richter? Daß ihn der klügste und billigste Vater erzeugt hat, ist kein Grund: denn weder Klugheit noch Billigkeit konnte er ihm einzeugen. Noch weniger wäre, der Natur des Geschäfts nach, die Nation verbunden, ihn deshalb, als solchen anzuerkennen, weil sie seinen Vater einmal aus persönlichen Ursachen zum Richter wählte; denn der Sohn ist nicht die Person des Vaters. Und wenn sie gar für alle ihre noch Ungebornen das Gesetz feststellen wollte, ihn dafür erkennen zu müssen, und im Namen der Vernunft ihrer aller auf ewige Zeiten hin den Vertrag machte, daß jeder Ungeborne dieses Stamms der geborne Richter, Führer und Hirt der Nation, d. i. der Tapferste, Billigste, Klügste des ganzen Volks seyn, und dafür, der Geburt wegen, von Jedermann erkannt werden müßte; so würde es schwer seyn, einen Erbvertrag dieser Art, ich will nicht sagen mit dem Recht, sondern nur mit der Vernunft, zu reimen. Die Natur theilet ihre edelsten Gaben nicht familienweise aus, und das Recht des Blutes, nach welchem ein Ungeborner über den andern Ungebornen, wenn beide einst geboren seyn werden, durchs Recht der Geburt zu herrschen das Recht habe, ist für mich eine der dunkelsten Formeln der menschlichen Sprache.

Es müssen andre Gründe vorhanden seyn, die die Erbregierungen unter den Menschen einführten, und die Geschichte verschweigt uns diese Gründe nicht. Wer hat Deutschland, wer hat dem kultivirten Europa seine Regierungen gegeben? Der Krieg. Horden von Barbaren überfielen den Welttheil: ihre Anführer und Edeln theilten unter sich Länder und Menschen. Daher entsprangen Fürstenthümer und Lehne; daher entsprang die Leibeigenschaft unterjochter Völker; die Eroberer waren im Besitz, und was seit der Zeit in diesem Besitz verändert worden, hat abermals Revolution, Krieg, Einverständniß der Mächtigen, immer also

das

das Recht des Stärkern entschieden. Auf diesem königlichen Wege geht die Geschichte fort, und facta der Geschichte sind nicht zu läugnen. Was brachte die Welt unter Rom? Griechenland und den Orient unter Alexander? Was hat alle große Monarchien bis zu Sesostris und der fabelhaften Semiramis hinauf gestiftet und wieder zertrümmert? Der Krieg. Gewaltsame Eroberungen vertraten also die Stelle des Rechts, das nachher nur durch Verjährung, oder wie unsre Staatslehrer sagen, durch den schweigenden Contract Recht ward; der schweigende Contract aber ist in diesem Fall nichts anders, als daß der Stärkere nimt, was er will, und der Schwächere gibt oder leidet, was er nicht ändern kann. Und so hängt das Recht der erblichen Regierung, so wie beinah jedes andern erblichen Besitzes, an einer Kette von Tradition, deren ersten Gränzpfahl das Glück, oder die Macht einschlug, und die sich hie und da mit Güte und Weisheit, meistens aber wieder nur durch Glück oder Uebermacht fortzog. Nachfolger und Erben bekamen; der Stammvater nahm; und daß dem, der hatte, auch immer mehr gegeben ward, damit er die Fülle habe, bedarf keiner weitern Erläuterung; es ist die natürliche Folge des genannten ersten Besitzes der Länder und Menschen.

Man glaube nicht, daß dies etwa nur von Monarchien, als von Ungeheuern der Eroberung gelte, die ursprünglichen Reiche aber anders entstanden seyn könnten; denn wie in der Welt wären sie anders entstanden? So lange ein Vater über seine Familie herrschte, war er Vater und ließ seine Söhne auch Väter werden, über die er nur durch Rath zu vermögen suchte. So lange mehrere Stämme aus freier Ueberlegung zu einem bestimmten Geschäft sich Richter und Führer wählten: so lange waren diese Amtsführer nur Diener des gemeinen Zwecks, be-

stimmte Vorsteher der Versammlung; der Name Herr, König, eigenmächtiger, willkührlicher, erblicher Despot, war Völkern dieser Verfassung etwas Unerhörtes. Entschlummerte aber die Nation, und ließ ihrem Vater, Führer und Richter walten, gab sie ihm endlich gar schlaftrunken-dankbar, seiner Verdienste, seiner Macht, seines Reichthums, oder welcher Ursachen wegen es sonst sey, den Erbscepter in die Hand, daß er sie und ihre Kinder, wie der Hirt die Schaafe, weide; welch Verhältniß ließe sich hierbei denken, als Schwachheit auf der Einen, Uebermacht auf der andern Seite, also das Recht des Stärkern. Wenn Nimrod Bestien tödtet und nachher Menschen unterjocht: so ist er dort und hier ein Jäger. Der Anführer einer Colonie oder Horde, dem Menschen wie Thiere folgten, bediente sich über sie gar bald des Menschenrechts über die Thiere. So wars mit denen, die die Nationen kultivirten; so lange sie sie kultivirten waren sie Väter, Erzieher des Volks, Handhaber der Gesetze zum gemeinen Besten; sobald sie eigenmächtige oder gar erbliche Regenten wurden, waren sie die Mächtigern, denen der Schwächere diente. Oft trat ein Fuchs in die Stelle des Löwen, und so war der Fuchs der Mächtige; denn nicht Gewalt der Waffen allein ist Stärke; Verschlagenheit, List und ein künstlicher Betrug thut in den meisten Fällen mehr, als jene. Kurz, der große Unterschied der Menschen an Geistes- Glücks- und Körpergaben hat, nach dem Unterschiede der Gegenden, Lebensarten und Lebensalter, Unterjochungen und Despotien auf der Erde gestiftet, die in vielen Ländern einander leider nur abgelöset haben. Kriegerische Bergvölker z. B. überschwemmten die ruhige Ebne: jene hatte das Klima, die Noth, der Mangel stark gemacht und tapfer erhalten; sie breiteten sich also, als Herren der Erde aus, bis sie selbst in der mildern Gegend von Ueppigkeit besiegt und von Andern unterjocht wurden. So ist unsre alte Tellus bezwungen

gen und die Geschichte auf ihr ein trauriges Gemälde von Menschenjagden und Eroberungen worden: fast jede kleine Landesgränze, jede neue Epoche, ist mit Blut der Geopferten und mit Thränen der Unterdrückten ins Buch der Zeiten verzeichnet. Die berühmtesten Namen der Welt sind Würger des Menschengeschlechts, gekrönte oder nach Kronen ringende Henker gewesen, und was noch trauriger ist, so standen oft die edelsten Menschen nothgedrungen auf diesem schwarzen Schaugerüst der Unterjochung ihrer Brüder. Woher kommts, daß die Geschichte der Weltreiche mit so wenig vernünftigen End-Resultaten geschrieben worden? Weil, ihren größesten und meisten Begebenheiten nach, sie mit wenig vernünftigen End-Resultaten geführt ist; denn nicht Humanität, sondern Leidenschaften, haben sich der Erde bemächtigt und ihre Völker, wie wilde Thiere zusammen und gegen einander getrieben. Hätte es der Vorsehung gefallen, uns durch höhere Wesen regieren zu lassen, wie anders wäre die Menschengeschichte! Nun aber waren es meistens Helden, d. i. ehrsüchtige, mit Gewalt begabte, oder listige und unternehmende Menschen, die den Faden der Begebenheiten nach Leidenschaften anspannen, und wie es das Schicksal wollte, ihn fortwebten. Wenn kein Punkt der Weltgeschichte uns die Niedrigkeit unsres Geschlechts zeigte, so wiese es uns die Geschichte der Regierungen desselben, nach welcher unsre Erde ihrem größten Theil nach, nicht Erde, sondern Mars oder der kinderfressende Saturn heissen sollte.

Wie nun? sollen wir die Vorsehung darüber anklagen, daß sie die Erdstriche unsrer Kugel so ungleich schuf, und auch unter den Menschen ihre Gaben so ungleich vertheilte? die Klage wäre müßig und ungerecht: denn sie ist der augenscheinlichen Absicht unsers Geschlechts entgegen. Sollte die Erde bewohnbar werden: so mußten Berge auf

ihr

ihr seyn und auf dem Rücken derselben harte Bergvölker leben. Wenn diese sich nun niedergossen und die üppige Ebne unterjochten: so war die üppige Ebne auch meistens dieser Unterjochung werth; denn warum ließ sie sich unterjochen? warum erschlaffte sie an den Brüsten der Natur in kindischer Ueppigkeit und Thorheit? Man kann es als einen Grundsatz der Geschichte annehmen, daß kein Volk unterdrückt wird, als das sich unterdrücken lassen will, des also der Sklaverei werth ist. Nur der Feige ist ein geborner Knecht; nur der Dumme ist von der Natur bestimmt, einem Klügern zu dienen; alsdann ist ihm auch wohl auf seiner Stelle, und er wäre unglücklich, wenn er befehlen sollte.

Ueberdem ist die Ungleichheit der Menschen von Natur nicht so groß, als sie durch die Erziehung wird, wie die Beschaffenheit eines und desselben Volks unter seinem mancherlei Regierungsarten zeiget. Das edelste Volk verliert unter dem Joche des Despotismus in kurzer Zeit seinen Adel: das Mark in seinen Gebeinen wird ihm zertreten, und da seine feinsten und schönsten Gaben zur Lüge und zum Betrug, zur kriechenden Sklaverei und Ueppigkeit gemißbraucht werden; was Wunder, daß es sich endlich an sein Joch gewöhnet, es küsset und mit Blumen umwindet? So beweinenswerth dies Schicksal der Menschen im Leben und in der Geschichte ist, weil es beinah keine Nation gibt, die ohne das Wunder einer völligen Palingenesie aus dem Abgrunde einer gewohnten Sklaverei je wieder aufgestanden wäre: so ist offenbar dies Elend nicht das Werk der Natur, sondern der Menschen. Die Natur leitete das Band der Gesellschaft nur bis auf Familien; weiterhin ließ sie unserm Geschlecht die Freiheit, wie es sich einrichten, wie es das feinste Werk seiner Kunst, den Staat, bauen wollte. Richteten sich die Menschen gut ein, so hatten sie's gut; wähl-

ten

ten oder duldeten sie Tyrannei und üble Regierungsformen, so mochten sie ihre Last tragen. Die gute Mutter konnte nichts thun, als sie durch Vernunft, durch Tradition der Geschichte, oder endlich durch das eigne Gefühl des Schmerzes und Elendes lehren. Nur also die innere Entartung des Menschengeschlechts hat den Lastern und Entartungen menschlicher Regierung Raum gegeben: denn theilet sich im unterdrückendsten Despotismus nicht immer der Sklave mit seinem Herrn im Raube und ist nicht immer der Despot immer der ärgste Sklave?

Aber auch in der ärgsten Entartung verläßt die unermüdlich gütige Mutter ihre Kinder nicht und weiß ihnen den bittern Trank der Unterdrückung von Menschen wenigstens durch Vergessenheit und Gewohnheit zu lindern. So lange sich die Völker wachsam und in reger Kraft erhalten, oder wo die Natur sie mit dem harten Brodt der Arbeit speiset, da finden keine weiche Sultane Statt; das rauhe Land, die harte Lebensweise sind ihnen der Freiheit Vestung. Wo gegentheils die Völker in ihrem weichern Schooß entschliefen und das Netz duldeten, das man über sie zog; siehe da kommt die tröstende Mutter dem Unterdrückten wenigstens durch ihre milderen Gaben zu Hülfe: denn der Despotismus setzt immer eine Art Schwäche, folglich mehrere Bequemlichkeit voraus, die entweder aus Gaben der Natur, oder der Kunst entstanden. In den meisten despotisch regierten Ländern nährt und kleidet die Natur den Menschen fast ohne Mühe, daß er sich also mit dem vorüberrasenden Orkan gleichsam nur abfinden darf und nachher zwar gedankenlos und ohne Würde, dennoch aber nicht ganz ohne Genuß den Athem ihrer Erquickung trinket. Ueberhaupt ist das Loos der Menschen und Bestimmung zur irdischen Glückseligkeit weder ans Herrschen, noch ans Dienen geknüpfet. Der Arme kann glücklich, der

Skla-

Sklave in Ketten kann frei seyn: der Despot und sein Werkzeug sind meistens und oft in ganzen Geschlechtern die unglücklichsten und unwürdigsten Sklaven.

Da alle Sätze, die ich bisher berührt habe, aus der Geschichte selbst ihre eigentliche Erläuterung nehmen müssen; so bleibt ihre Entwickelung auch dem Faden derselben aufbehalten. Für jetzt seyen mir noch einige allgemeine Blicke vergönnet:

1) Ein zwar leichter, aber böser Grundsatz wäre es zur Philosophie der Menschen-Geschichte: „der Mensch sey ein Thier, das einen Herrn nöthig habe und von diesem Herrn, oder von einer Verbindung desselben das Glück seiner Endbestimmung erwarte.“ Kehre den Satz um; der Mensch, der einen Herrn nöthig hat, ist ein Thier; sobald er Mensch wird, hat er keines eigentlichen Herrn mehr nöthig. Die Natur nämlich hat unserm Geschlecht keinen Herrn bezeichnet; nur thierische Laster und Leidenschaften machen uns desselben bedürftig. Das Weib bedarf eines Mannes und der Mann des Weibes; das unerzogene Kind hat erziehender Eltern, der Kranke des Arztes, der Streitende des Entscheiders, der Haufe Volks eines Anführers nöthig; dies sind Natur-Verhältnisse, die im Begriff der Sache liegen. Im Begriff des Menschen liegt der Begriff eines ihm nöthigen Despoten, der auch Mensch sey, nicht; jener muß erst schwach gedacht werden, damit er eines Beschützers, unmündig, damit er eines Vormundes, wild, damit er eines Bezähmers, abscheulich, damit er eines Straf-Engels nöthig habe. Alle Regierungen der Menschen sind also nur aus Noth entstanden, und um dieser fortwährenden Noth willen da. So wie es nun ein schlechter Vater ist, der sein Kind erziehet, damit es lebenslang unmündig, lebenslang eines Erziehers bedürfe; wie es ein böser Arzt ist, der die

Krank-

Krankheit nährt, damit er dem Elenden bis ins Grab hin unentbehrlich werde; so mache man die Anwendung auf die Erzieher des Menschengeschlechts, die Väter des Vaterlandes und ihre Erzognen. Entweder müssen diese durchaus keiner Besserung fähig seyn; oder alle die Jahrtausende, seitdem Menschen regiert würden, müßten es doch endlich gemacht haben, was aus ihnen geworden sey? und zu welchem Zweck jene sie erzogen haben? Der Verfolg dieses Werks wird solche Zwecke sehr deutlich zeigen.

2) Die Natur erzieht Familien: der natürlichste Staat ist also auch Ein Volk, mit Einem Nationalcharakter. Jahrtausende lang erhält sich dieser in ihm und kann, wenn seinem mitgebornen Fürsten daran liegt, am natürlichsten ausgebildet werden: denn ein Volk ist sowohl eine Pflanze der Natur, als eine Familie; nur jenes mit mehrern Zweigen. Nichts scheint also dem Zweck der Regierungen so offenbar entgegen, als die unnatürliche Vergrößerung der Staaten, die wilde Vermischung der Menschengattungen und Nationen unter Einen Scepter. Der Menschenscepter ist viel zu schwach und klein, daß so widersinnige Theile in ihn eingeimpft werden könnten; zusammengeleimt werden sie also in eine brechliche Maschine, die man Staatsmaschine nennt, ohne inneres Leben und Sympathie der Theile gegegen einander. Reiche dieser Art, die dem besten Monarchen den Namen Vater des Vaterlandes so schwer machen, erscheinen in der Geschichte, wie jene Symbole der Monarchien im Traumbilde des Propheten, wo sich das Löwenhaupt mit dem Drachenschweif und der Adlersflügel mit dem Bärenfuß zu Einem unpatriotischen Staatsgebilde vereiniget. Wie Trojanische Rosse rücken solche Maschinen zusammen, sich einander die Unsterblichkeit verbürgend, da doch ohne Nationalcharakter kein Leben in ihnen ist, und für die Zusammengezwungenen nur der Fluch des Schicksals sie zur Unsterb-

sterblichkeit verdammen könnte: denn eben diese Staatskunst, die sie hervorbrachte, ist auch die, die mit Völkern und Menschen als mit leblosen Körpern spielet. Aber die Geschichte zeigt genugsam, daß diese Werkzeuge des menschlichen Stolzes von Thon sind und wie aller Thon auf der Erde zerbrechen oder zerfließen.

3) Wie bei allen Verbindungen der Menschen gemeinschaftliche Hülfe und Sicherheit der Hauptzweck ihres Bundes ist: so ist auch dem Staate keine andre, als die Naturordnung die beste; daß nämlich auch in ihm Jeder das sey, wozu ihn die Natur bestellte. Sobald der Regent in die Stelle des Schöpfers treten und durch Willkühr oder Leidenschaft von seinetwegen erschaffen will, was das Geschöpf von Gotteswegen nicht seyn sollte: sobald ist dieser dem Himmel gebietende Despotismus aller Unordnung und des unvermeidlichen Misgeschicks Vater. Da nun alle durch Tradition festgesetzte Stände der Menschen auf gewisse Weise der Natur entgegen arbeiten, die sich mit ihren Gaben an keinen Stand bindet: so ist kein Wunder, daß die meisten Völker, nachdem sie allerlei Regierungsarten durchgegangen waren und die Last jeder empfunden hatten, zuletzt verzweifelnd auf die zurückkamen, die sie ganz zu Maschinen machte, auf die despotisch-erbliche Regierung. Sie sprachen wie jener hebräische König, als ihm drei Uebel vorgelegt wurden: „Lasset uns lieber in die Hand des Herrn fallen, als in die Hand der Menschen“ und gaben sich auf Gnade und Ungnade der Providenz in die Arme, erwartend, wen diese ihnen zum Regenten zusenden würde? denn die Tyrannei und das gebietende Volk ist ein wahrer Leviathan. Alle christliche Regenten nennen sich also von Gottes Gnaden und bekennen damit, daß sie nicht durch ihr Verdienst, das vor der Geburt auch gar nicht Stat findet, sondern

durch

durch das Gutbefinden der Vorsehung, die sie auf dieser Stelle geboren werden ließ, zur Krone gelangten. Das Verdienst dazu müssen sie sich erst durch eigne Mühe erwerben, mit der sie gleichsam die Providenz zu rechtfertigen haben, daß sie sie ihres hohen Amts würdig erkannte: denn das Amt des Fürsten ist kein geringeres, als Gott zu seyn unter den Menschen, ein höherer Genius in einer sterblichen Bildung. Wie Sterne glänzen die Wenigen, die diesen auszeichnenden Ruf verstanden, in der unendlich dunkeln Wolkennacht gewöhnlicher Regenten und erquicken den verlornen Wandrer auf seinem traurigen Gange in der politischen Menschengeschichte.

O daß ein andrer Montesquieu uns den Geist der Gesetze und Regierungen auf unsrer runden Erde nur durch die bekanntesten Jahrhunderte zu kosten gäbe! nicht nach leeren Namen dreier oder vier Regierungsformen, die doch nirgend und niemals dieselben sind, oder bleiben, auch nicht nach witzigen Principien des Staats: denn kein Staat ist auf ein Wortprincipium gebauet, geschweige daß er dasselbe in allen seinen Ständen und Zeiten unwandelbar erhielte; auch nicht durch zerschnittene Beispiele aus allen Nationen, Zeiten und Weltgegenden, aus denen in dieser Verwirrung der Genius unsrer Erde selbst kein Ganzes bilden würde: sondern allein durch die philosophische, lebendige Darstellung der bürgerlichen Geschichte, in der, so einförmig sie scheint, keine Scene zweimal vorkommt, und die das Gemählde der Laster und Tugenden unsers Geschlechts und seiner Regenten, nach Ort und Zeiten immer verändert und immer dasselbe, fürchterlich lehreich vollendet.

Staatsverfassung.

B. II. S. 244 - 246.

Noch weniger ists begreiflich, wie der Mensch also für den Staat gemacht seyn soll, daß aus dessen Einrichtung nothwendig seine erste wahre Glückseligkeit keime: denn wie viele Völker auf der Erde wissen von keinem Staat, die dennoch glücklicher sind, als mancher gekreuzigte Staatswohlthäter. Ich will mich auf keinen Theil des Nutzens oder des Schadens einlassen, den diese künstliche Anstalten der Gesellschaft mit sich führen, da jede Kunst aber nur Werkzeug ist, und das künstliche Werkzeug nothwendig den vorsichtigsten seinen Gebrauch erfordert: so ist offenbar, daß mit der Größe der Staaten und mit der feinern Kunst ihrer Zusammensetzung nothwendig auch die Gefahr, einzelne Unglückliche zu schaffen, unermeßlich zunimmt. In großen Staaten müssen Hunderte hungern, damit Einer prasse und schwelge: Zehntausende werden gedrückt und in den Tod gejaget, damit Ein gekrönter Thor oder Weiser seine Phantasie ausführe. Ja endlich da, wie alle Staatslehrer sagen, jeder wohleingerichtete Staat eine Maschine seyn muß, die nur der Gedanke Eines regieret; welche größere Glückseligkeit könnte es gewähren, in dieser Maschine, als ein gedankenloses Glied mitzudienen? Oder vielleicht gar wider besser Wissen und Gefühl, lebenslang in ihr auf ein Rad Ixions geflochten zu seyn, das dem traurig Verdammten keinen Trost läßt, als etwa die letzte Thätigkeit seiner selbstbestimmenden freien Seele, wie ein geliebtes Kind zu ersticken und in der Unempfindlichkeit einer Maschine sein Glück zu finden — O wenn wir Menschen sind, so laßt uns der Vorsehung danken, daß sie das allgemeine Ziel der Menschheit nicht

dahin

dahin setzte. Millionen des Erdballs leben ohne Staaten, und muß nicht ein jeder von uns auch im künstlichen Staate, wenn er glücklich seyn will, es eben da anfangen, wo es der Wilde anfängt, nämlich, daß er Gesundheit und Seelenkräfte, das Glück seines Hauses und Herzens, nicht vom Staat, sondern von sich selbst erringe und erhalte? Vater und Mutter, Mann und Weib, Kind und Bruder, Freund und Mensch — das sind Verhältnisse der Natur, durch die wir glücklich werden; was der Staat uns geben kann, sind Kunstwerkzeuge, leider aber kann er uns etwas weit Wesentlicheres, Uns selbst rauben. —

B. III. S. 416.

Alle Fehler der Regierungen haben vorausgehen und sich gleichsam erschöpfen müssen, damit nach allen Unordnungen der Mensch endlich lerne, daß die Wohlfahrt seines Geschlechts nicht auf Willkühr, sondern auf einem, ihm wesentlichen Naturgesetz, der Vernunft und Billigkeit, ruhe.

Fortgang des Menschengeschlechts zur Vollkommenheit.

B. III. S. 434–449.

Alle Zweifel und Klagen der Menschen über die Verwirrung und den wenig-merklichen Fortgang des Guten in der Geschichte rühret daher, daß der traurige Wanderer auf eine zu kleine Strecke seines Weges siehet. Erweiterte er seinen Blick und vergliche nur die Zeitalter, die wir aus der Geschichte genauer kennen, unpartheiisch mit einander;

dränge er überdem in die Natur des Menschen und erwägte was Vernunft und Wahrheit sey, so würde er am Fortgange derselben so wenig, als an der gewissesten Naturwahrheit zweifeln. Jahrtausende durch hielt man unsre Sonne und alle Fixsterne für stillstehend, ein glückliches Fernrohr läßt uns jetzt an ihrem Fortrücken nicht mehr zweifeln. So wird einst eine genauere Zusammenhaltung der Perioden in der Geschichte unsers Geschlechts uns diese hoffnungsvolle Wahrheit nicht nur obenhin zeigen, sondern es werden sich auch, trotz aller scheinbaren Unordnung, die Gesetze berechnen lassen, nach welchen, kraft der Natur des Menschen, dieser Fortgang geschiehet. Am Rande der alten Geschichte, auf dem ich jetzt, wie in der Mitte stehe, zeichne ich vorläufig nur einige allgemeine Grundsätze aus, die uns im Verfolg unsers Weges zu Leitsternen dienen werden.

Erstens: Die Zeiten ketten sich, kraft ihrer Natur an einander; mithin auch das Kind der Zeiten, die Menschenreihe, mit allen ihren Wirkungen und Produktionen.

Durch keinen Trugschluß können wirs leugnen, daß unsere Erde in Jahrtausenden älter geworden sey und daß diese Wanderin um die Sonne seit ihrem Ursprunge sich sehr verändert habe. In ihren Eingeweiden sehen wir, wie sie einst beschaffen gewesen und dürfen nur um uns blicken, wie wir sie jetzt beschaffen finden. Der Ocean brauset nicht mehr; ruhig ist er in sein Bette gesunken; die umher schweifenden Ströhme haben ihre Ufer gefunden und die Vegetation sowohl, als die organischen Geschöpfe haben in ihren Geschlechtern eine fortwirkende Reihe von Jahren zurückgelegt. Wie nun seit der Erschaffung unsrer Erde kein Sonnenstrahl auf ihr verlohren gegangen ist: so ist auch kein abgefallenes Blatt eines Baums, kein verflogener Same eines Gewächses

ses, kein Leichnam eines modernden Thiers, noch weniger Eine Handlung eines lebendigen Wesens ohne Wirkung geblieben. Die Vegetation z. B. hat zugenommen und sich, so weit sie konnte, verbreitet: jedes der lebendigen Geschlechter ist in den Schranken, die ihm die Natur durch andre Lebendige setzte, fortgewachsen, und sowohl der Fleiß des Menschen als selbst der Unsinn seiner Verwüstungen ist ein regsames Werkzeug in den Händen der Zeit geworden. Auf dem Schutt seiner zerstörten Städte blühen neue Gefilde: die Elemente streueten den Staub der Vergessenheit darüber und bald kamen neue Geschlechter, die von und über den alten Trümmern bauten. Die Allmacht selbst kann es nicht ändern, daß Folge nicht Folge sey: sie kann die Erde nicht herstellen zu dem, was sie vor Jahrtausenden war, so daß diese Jahrtausende mit allen ihren Wirkungen nicht da gewesen seyn sollten.

Im Fortgange der Zeiten liegt also schon ein Fortgang des Menschengeschlechts, sofern dies auch in die Reihe der Erde- und Zeitkinder gehöret. Erschiene jetzt der Vater der Menschen und sähe sein Geschlecht; wie würde er staunen! Sein Körper war für die junge Erde gebildet, und nach der damaligen Beschaffenheit der Elemente mußte sein Bau, seine Gedankenreihe und Lebensweise seyn; mit sechs und mehr Jahrtausenden hat sich gar manches hierin verändert. Amerika ist in vielen Strichen jetzt schon nicht mehr, was es bei seiner Entdeckung war; in ein paar Jahrtausenden wird man seine alte Geschichte wie einen Roman lesen. So lesen wir die Geschichte der Eroberung Troja's und suchen ihre Stelle, geschweige das Grab des Achilles oder den Gottgleichen Helden selbst, vergebens. Es wäre zur Menschengeschichte ein schöner Beitrag, wenn man mit unterscheidender Genauigkeit alle Nachrichten der Alten von ihrer Gestalt und Größe, von ihren Nahrungsmitteln und dem

Maaß ihrer Speisen, von ihren täglichen Beschäftigungen und Arten des Vergnügens, von ihrer Denkart über Liebe und Ehe, über Leidenschaften und Tugend, über den Gebrauch des Lebens und das Daseyn nach diesem Leben, ort- und zeitmäßig sammlete. Gewiß würde auch schon in diesen kurzen Zeiträumen ein Fortgang des Geschlechts bemerkbar, der eben sowohl die Bestandtheile der ewig-jungen Natur, als die fortwirkenden Veränderungen unsrer alten Mutter-erde zeigte. Diese pflegt der Menschheit nicht allein; sie trägt alle ihre Kinder auf Einem Schoos, in denselben Muttter-armen: wenn Eins sich verändert, müssen sie sich alle verändern.

Daß dieser Zeiten-Fortgang auch auf die Denkart des Menschengeschlechts Einfluß gehabt habe, ist unläugbar. Man erfinde, man singe jetzt eine Iliade: man schreibe wie Aeschylus, Sophokles und Plato; es ist unmöglich. Der einfache Kindersinn, die unbefangne Art, die Welt anzusehen, kurz die griechische Jugendzeit ist vorüber. Ein Gleiches ists mit Hebräern und Römern; dagegen wissen und kennen wir eine Reihe Dinge, die weder Hebräer noch Römer kannten. Ein Tag hat den andern, ein Jahrhundert das andere gelehrt: die Tradition ist reicher geworden: die Muse der Zeiten, die Geschichte selbst spricht mit hundert Stimmen, singt aus hundert Flöten. Möge in dem ungeheuren Schneeball, den uns die Zeiten zugewälzt haben, so viel Unrath, so viel Verwirrung seyn, als da will; selbst diese Verwirrung ist ein Kind der Jahrhunderte, die nur aus dem unermüdlichen Fortwälzen einer und derselben Sache entstehen konnte. Jede Wiederkehr also in die alten Zeiten, selbst das berühmte platonische Jahr, ist Dichtung, es ist dem Begriff der Welt und Zeit nach unmöglich. Wir schwimmen weiter; nie aber kehrt der Strom zu seiner Quelle zurück, als ob er nie entronnen wäre.

Zwei-

Zweitens. Noch augenscheinlicher macht die Wohnung der Menschen den Fortgang unsers Geschlechts kennbar.

Wo sind die Zeiten, da die Völker, wie Troglodyten hie und da in ihren Höhlen, hinter ihren Mauern saßen und jeder Fremdling ein Feind war? Da half, blos und allein mit der Zeitenfolge, keine Höhle, keine Mauer, die Menschen mußten sich einander kennen lernen: denn sie sind allesammt nur Ein Geschlecht auf Einem nicht großen Planeten. Traurig genug, daß sie sich einander fast allenthalben zuerst, als Feinde kennen lernten, und einander wie Wölfe anstaunten; aber auch dies war Natur-ordnung. Der Schwache fürchtete sich vor dem Stärkern, der Betrogene vor dem Betrüger, der Vertriebene vor dem, der ihn abermals vertreiben könnte, das unerfahrne Kind endlich vor jedem Fremden. Diese jugendliche Furcht indeß und alles, wozu sie mißbraucht wurde, konnte den Gang der Natur nicht ändern: das Band der Vereinigung zwischen mehrern Nationen ward geknüpft, wenn gleich durch die Rohheit der Menschen zuerst auf harte Weise. Die wachsende Vernunft kann den Knoten brechen: sie kann aber das alte Band nicht lösen, noch weniger die Entdeckungen ungeschehen machen, die jetzt einmal geschehen sind. Moses und Orpheus, Homers und Herodots, Strabo und Plinius Erdgeschichte, was sind sie gegen die unsre? Was ist der Handel der Phönicier, Griechen und Römer gegen Europa's Handel? Und so ist uns mit dem, was bisher geschehen ist, auch der Faden des Labyrinths in die Hand gegeben, was künftig geschehen werde. Der Mensch, so lange er Mensch ist, wird nicht ablassen, seinen Planeten zu durchwandern, bis dieser ihm ganz bekannt sey: weder die Stürme des Meers, noch Schiffbrüche, noch jene ungeheure Eisberge und Gefahren der Nord- und Südwelt werden ihn davon abhalten, da sie ihn bisher von den schwersten

ersten

ersten Versuchen, selbst in Zeiten einer sehr mangelhaften Schiffahrt, nicht haben abhalten mögen. Der Funke zu allen diesen Unternehmungen liegt in seiner Brust, in der Menschen-natur. Neugierde und die unersättliche Begierde nach Gewinn, nach Ruhm, nach Entdeckungen und gröſserer Stärke, selbst neue Bedürfnisse und Unzufriedenheiten, die im Lauf der Dinge, wie sie jetzt sind, unwidertreiblich liegen, werden ihn dazu aufmuntern und die Gefahrenbesieger der vorigen Zeit, berühmte glückliche Vorbilder, werden ihn noch mehr beflügeln. Der Wille der Vorhersehung wird also durch gute und böse Triebfedern befördert werden bis der Mensch sein ganzes Geschlecht kenne und darauf wirke. Ihm ist die Erde gegeben und er wird nicht nachlassen bis sie, wenigstens dem Verstande und dem Nutzen nach, ganz sein sey. Schämen wir uns nicht jetzt schon, daß uns der halbe Theil unsers Planeten, als ob er die abgekehrte Seite des Mondes wäre, so lange unbekannt geblieben?

Drittens. Alle bisherige Thätigkeit des menschlichen Geistes ist, kraft ihrer innern Natur, auf nichts anders, als auf Mittel hinausgegangen, die Humanität und Kultur unsers Geschlechts tiefer zu gründen und weiter zu verbreiten.

Welch ein ungeheurer Fortgang ists von der ersten Flösse, die das Wasser bedeckte, zu einem europäischen Schiff! Weder der Erfinder jener, noch die zahlreichen Erfinder der mancherlei Künste und Wissenschaften, die zur Schiffahrt gehören, dachten daran, was aus der Zusammensetzung ihrer Entdeckungen werden würde: jeder folgte seinem Triebe, der Noth, oder der Neugierde und nur in der Natur des menschlichen Verstandes, des Zusammenhanges aller Dinge lags, daß kein Versuch, keine Entdeckung ver-

vergebens seyn konnte. Wie das Wunder einer andern Welt staunten jene Insulaner, die nie ein europäisches Schiff gesehen hatten, dies Ungeheuer an, und verwunderten sich noch mehr, da sie bemerkten, daß Menschen, wie sie, es nach Gefallen über die wilde Meerestiefe lenkten. Hätte ihr Anstaunen zu einer vernünftigen Ueberlegung jedes grossen Zwecks und jedes kleinen Mittels in dieser schwimmenden Kunstwelt werden können: wie höher wäre ihre Bewunderung des menschlichen Verstandes gestiegen! Wohin reichen anjetzt nicht blos durch dies Eine Werkzeug die Hände der Europäer? wohin werden sie nicht künftig reichen?

Und wie diese Kunst, so hat das Menschengeschlecht in wenig Jahren ungeheuer-viel Künste erfunden, die über Luft, Wasser, Himmel und Erde seine Macht ausbreiten. Ja, wenn wir bedenken, daß nur wenige Nationen in diesem Conflickt der Geistesthätigkeit waren, indeß der größte Theil der andern über alten Gewohnheiten schlummerte: wenn wir erwägen, daß fast alle Erfindungen unsers Geschlechts in sehr junge Zeiten fallen und beinah keine Spur, keine Trümmer eines alten Gebäudes oder einer alten Einrichtung vorhanden ist, die nicht an unsre junge Geschichte geknüpft sey; welche Aussicht gibt uns diese historisch-erwiesene Regsamkeit des menschlichen Geistes in das unendliche künftiger Zeiten! In den wenigen Jahrhunderten, in welchen Griechenland blühete, in den wenigen Jahrhunderten unsrer neuen Kultur, wie vieles ist in dem kleinsten Theil der Welt, und auch beinah in dessen kleinstem Theile ausgedacht erfunden, gethan geordnet und für künftige Zeiten aufbewahrt worden! Wie eine fruchtbare Saat sproßten die Wissenschaften und Künste haufenweise hervor, und eine nährte, eine begeisterte und erweckte die andre. Wie, wenn eine Saite berührt wird, nicht nur alles was Ton hat, ihr zutönet, sondern auch bis ins Unvernehmbare hin alle, ihr harmoni-

schen Töne dem angeklungenen Laut nachtönen, so erfand, so schuf der menschliche Geist, wenn eine harmonische Stelle seines Innern berührt ward. Sobald er auf eine neue Zusammenstimmung traf, konnten in einer Schöpfung, wo alles zusammenhängt, nichts anders als zahlreiche neue Verbindungen ihr folgen.

Aber, wird man sagen, wie sind alle diese Küuste und Erfindungen angewandt worden? Hat sich dadurch praktische Vernunft und Billigkeit, mithin die wahre Kultur und Glückseligkeit des Menschengeschlechts, erhöhet? Ich berufe mich auf das, was ich kurz vorher über den Gang der Unordnungen im ganzen Reiche der Schöpfung gesagt habe, daß es nach einem innern Naturgesetz, ohne Ordnung keine Dauer erhalten könne, nach welcher doch alle Dinge wesentlich streben. Das scharfe Messer in der Hand des Kindes, verletzt dasselbe: deshalb ist aber die Kunst, die dies Messer erfand und schärfte, eine der unentbehrlichsten Künste. Nicht alle, die ein solches Werkzeug brauchen, sind Kinder, und auch das Kind wird durch seinen Schmerz den bessern Gebrauch lernen. Künstliche Uebermacht in der Hand des Despoten, fremder Luxus unter einem Volke ohne ordnende Gesetze, sind dergleichen tödtende Werkzeuge: der Schade selbst aber macht die Menschen klüger, und früh oder spät muß die Kunst, die sowohl den Luxus als den Despotismus schuf, beide selbst zuerst in ihre Schranken zwingen und sodann in ein wirkliches Gute verwandeln. Jede ungeschickte Pflugschaar reibet sich durch den langen Gebrauch selbst ab; unbehülfliche, neue Räder und Triebwerke gewinnen blos durch den Umlauf die bequemere, künstliche Epicykloide. So arbeitet sich auch in den Kräften des Menschen der übertreibende Misbrauch mit der Zeit zum guten Gebrauch um; durch Extreme und Schwankungen zu beiden Seiten wird noth-

wen-

wendig zuletzt die schöne Mitte eines dauernden Wohlstandes in einer regelmäßigen Bewegung. Nur was im Menschenreiche geschehen soll, muß durch Menschen bewirkt werden; wir leiden so lange unter unsrer eignen Schuld, bis wir, ohne Wunder der Gottheit, den bessern Gebrauch unsrer Kräfte selbst lernen.

Also haben wir auch nicht zu zweifeln, daß jede gute Thätigkeit des menschlichen Verstandes nothwendig einmal die Humanität befördern müsse und befördern werde. Seitdem der Ackerbau in Gang kam, hörte das Menschen- und Eichelnfressen auf; der Mensch fand, daß er von den süßen Gaben der Ceres humaner, besser, anständiger leben könne, als vom Fleische seiner Brüder und von Eicheln und ward durch die Gesetze weiserer Menschen gezwungen, also zu leben. Seitdem man Häuser und Städte bauen lernte, wohnte man nicht mehr in Höhlen; unter Gesetzen eines Gemeinwesens schlug man den armen Fremdling nicht mehr todt. So brachte der Handel die Völker näher an einander, und je mehr er in seinem Vortheil allgemein verstanden wird, desto mehr müssen sich nothwendig jene Mordthaten, Unterdrückungen und Betrugsarten vermindern, die immer nur Zeichen des Unverstandes im Handel waren. Durch jeden Zuwachs nützlicher Künste ist das Eigenthum der Menschen gesichert, ihre Mühe erleichtert, ihre Wirksamkeit verbreitet, mithin nothwendig der Grund zu einer weitern Kultur und Humanität gelegt worden. Welche Mühe z. B. ward durch die einzige Erfindung der Buchdruckerkunst abgethan! Welch ein größerer Umlauf der menschlichen Gedanken, Künste und Wissenschaften durch sie befördert! Wage es jetzt ein europäischer Kang-Ti, und wolle die Litteratur dieses Welttheils ausrotten; es ist ihm schlechterdings nicht möglich. Hätten Phönicier und Karthaginenser, Griechen und Römer diese Kunst gehabt, der Untergang

ihrer Litteratur wäre ihren Verwüstern nicht so leicht, ja beinahe unmöglich geworden. Lasset wilde Völker auf Europa stürmen: sie werden unsrer Kriegskunst nicht bestehen und kein Attila wird mehr vom schwarzen und kaspischen Meer her bis an die katalaunischen Felder reichen. Lasset Pfaffen, Weichlinge, Schwärmer und Tyrannen aufstehn, so viel da wollen; die Nacht der mittlern Jahrhunderte bringen sie nie mehr wieder. Wie nun kein größerer Nutze einer menschlichen und göttlichen Kunst denkbar ist, als wenn sie uns Licht und Ordnung nicht nur gibt, sondern es ihrer Natur nach verbreitet und sichert: so lasset uns dem Schöpfer danken, daß er unserm Geschlecht den Verstand und diesem die Kunst wesentlich gemacht hat. In ihnen besitzen wir das Geheimniß und Mittel einer sichernden Welt-ordnung.

Auch darüber dürfen wir nicht sorgen, daß manche treflich ersonnene Theorie, die Moral selbst nicht ausgenommen, in unserm Geschlecht so lange Zeit nur Theorie bleibe. Das Kind lernt viel, was nur der Mann anwenden kann; deswegen aber hat es solches nicht umsonst gelernet. Unbedachtsam vergaß der Jüngling, woran er sich einst mühsam erinnern wird, oder er muß es gar zum zweitenmale lernen. Bei dem immer erneueten Menschengeschlecht ist also keine aufbewahrte, ja sogar keine erfundene Wahrheit ganz vergeblich; spätere Zeit-umstände machen nöthig, was man jetzt versäumt, und in der Unendlichkeit der Dinge muß jeder Fall zum Vorschein kommen, der auf irgend eine Weise das Menschengeschlecht übet. Wie wir uns nun bei der Schöpfung die Macht, die das Chaos schuf, zuerst und sodann in ihm ordnende Weisheit und harmonische Güte gedenken: so entwickelt die Natur-ordnung des Menschengeschlechts zuerst rohe Kräfte; die Unordnung selbst muß sie der Bahn des Verstandes

des zuführen, und je mehr dieser sein Werk ausarbeitet, desto mehr siehet er, daß Güte allein dem Werke Dauer, Vollkommenheit und Schönheit gewähre.

Beschluß.

Es ist nur noch übrig, daß wir über die Abänderungen des Menschengeschlechts etwas Weniges hinzufügen.

Der Mensch artet unter den verschiednen Himmelsstrichen aus, indem das Klima, die Nahrung und andre äussere Umstände in der Bildung des Körpers und seiner Theile mancherlei Verändrungen bewirken. Man hat daher auch die Völker nach dieser Verschiedenheit in gewisse Klassen abgetheilt, wiewol nicht alle Naturforscher in der Zahl und Bestimmung derselben einig sind. Herr Hofrath Blumenbach nimmt überhaupt fünf Spiel-arten des Menschengeschlechts an, und charakterisirt sie also: *)

I. Die Europäer und westlichen Asiaten, diesseits des Obi, des kaspischen Meeres und des Ganges, nebst den Nord-Afrikanern. Mit einem Worte ungefähr die Bewohner der den alten Griechen und Römern bekannten Welt. Sie sind von Farbe mehr oder weniger weiß, und nach den europäischen Begriffen von Schönheit die bestgebildetsten Menschen.

II.

*) S. dessen Beiträge zur Naturgesch. Th. I. S. 79 ꝛc.

II. Die übrigen Asiaten, jenseits des Obi, des Ganges ꝛc. nebst den nordlichsten Amerikanern (an der westlichen Küste nämlich etwa bis nach Alahaska und an der östlichen bis Labrador). Sie sind meist gelbbraun, dünnbehaart, haben platte Gesichter und enggeschlitzte Augenlieder.

III. Die übrigen Afrikaner, mehr oder weniger schwarz, mit stärker hervorragendem Untertheil des Gesichts, wulstigen Lippen, stumpfer Nase und meistens krausem Haar.

IV. Die übrigen Amerikaner, meist von kupferrother Farbe, mannigfaltiger meist durch Kunst bewirkter Form des Kopfs und straffem schlichten Haar.

V. Die Südsee-Insulaner oder die Bewohner des fünften Erdtheils, bis wieder gen Ostindien. Sie sind meist schwarzbraun, breitnasicht und großmaulicht, mit dichtem Haarwuchs und stark ausgewirkten Gesichtszügen.

Nach dieser Klassifikation machen die Polarmenschen keine besondre Spiel-art aus, wie sie von einigen Naturforschern angesehen werden. Die Bewohner des Süd- und Nordpols unterscheiden sich nämlich durch ihre ungemein kleine Statur, welche kaum vier Fuß beträgt. Auch sind die gegen den Südpol zu wohnenden Pescherähs mißgestaltet und übel gebildet; die nordlichen Polarmenschen hingegen, z. B. die Grönländer, haben bei ihrer Kleinheit doch wohl-proportionirte Glieder.

Außerdem gibt es auch noch auffallende Abweichungen in der körperlichen Bildung, die zwar erblich, aber nicht

einer

einer ganzen Nation und Völkerschaft eigen sind, deshalb sie auch nicht zu den Spiel-arten gerechnet werden können. Hieher gehören vorzüglich die unter dem Namen der Kakerlaken, Albinos ꝛc bekannten Menschen, die man zuerst in Afrika und nachher auch in den übrigen Theilen der Erde gefunden hat. Diese zeichnen sich durch eine ungewöhnliche Weisse oder auch Röthe der Haut aus, durch gelblich weisses Haar und durch blaßrothe Augen, daher sie mehrentheils lichtscheu sind, weil ihnen der zum deutlichen Sehen unentbehrliche Theil, der schwarzbraune Schleim in der Pupille fehlt. Man hält sie mit Recht für Patienten, ob man gleich die eigentliche Ursach des Uebels nicht mit Gewißheit angeben kann.

UNIVERSITY OF MARYLAND
LIBRARY
Founded 1813
SCHOOL OF MEDICINE